# Das
# Gesammtgebiet
der
# teutschen Sprache,
nach
## Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit
theoretisch und practisch dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

---

Vierter Band.

Sprache der Beredsamkeit.

---

Leipzig, 1825.
J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

# Vorrede.

Der *dritte* und *vierte* Theil dieses Werkes, welche zusammen ausgegeben werden, haben die Bestimmung, das Gesammtgebiet der Sprache der *Dichtkunst* und der Sprache der *Beredsamkeit*, als selbstständige Ganze, nach demselben Charakter und Plane durchzuführen, wie es im zweiten Theile mit dem Gesammtgebiete der Sprache der *Prosa* geschah, und wie die allgemeinen Grundsätze für alle drei selbstständige Formen der Sprachdarstellung — für Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit — in der, im ersten Theile enthaltenen, *Philosophie der Sprache* aufgestellt wurden.

Was ich, in Beziehung auf die *durchgängige Verbindung der Theorie und Praxis*, in diesem Werke beabsichtigte, sprach ich in der Vorrede zum ersten Theile aus. Es würde unnöthig seyn, dies hier zu wiederhohlen, nachdem be-

reits die Stimmen geachteter Männer in öffentlichen Blättern, bei Beurtheilung der beiden ersten Theile, dafür sich erklärt haben. Namentlich ging ich bei der Auswahl der Beispiele für die einzelnen Formen der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit bis in das zwölfte Jahrhundert zurück, um in geschichtlicher und ästhetischer Hinsicht den Standpunct der Fortbildung der teutschen Sprache in den verschiedenen Jahrhunderten zu versinnlichen, und den ersten kräftigen Jugendton der Dichter und Redner des Mittelalters mit den Fortschritten der Dichtkunst und Beredsamkeit im ausgehenden funfzehnten und im sechszehnten, so wie mit den Rückschritten beider im siebenzehnten und im beginnenden achtzehnten, besonders aber mit dem erneuerten und unaufhaltbaren Fortschreiten beider zur Classicität seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, vergleichend zusammen zu stellen. Denn ob ich gleich die uns erhaltenen Ueberreste der teutschen Sprache aus den Zeiten des Mittelalters um keinen Preis hingeben möchte; so bin ich doch weit davon entfernt, dieselben über ihren innern Gehalt zu erheben. Sie sind und bleiben der größten Aufmerksamkeit und Theilnahme werth; sie bedürfen noch manches kritischen Bearbeiters, um genießbarer und theilweise geschichtlich verständlicher zu werden; allein daß die Sprache selbst, nach ihren drei Grundformen, erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zur Classicität sich erhob, und daß erst seit

dieser Zeit die Zahl der Musterschriften sich vermehrte, bedarf wohl für alle Sachkundige keines weitern Beweises.

Da übrigens die ursprüngliche Berechnung der vier Theile dieses Werkes auf ungefähr 100 Bogen, wegen der gleichmäßigen Behandlung und Durchführung der einzelnen Formen und Gegenstände, schon um dreizehn Bogen überschritten werden mußte, ohne den Preis des Ganzen zu erhöhen; so sah ich mich genöthigt, besonders in der zweiten Abtheilung des vierten Theiles, die Aufnahme der Beispiele etwas zu beschränken, damit das Werk nicht die festgesetzte Bogenzahl zu sehr überstiege.

Was aber diesen vierten Theil überhaupt betrifft, der die Sprache der Beredsamkeit als ein selbstständiges, von der Sprache der Prosa wesentlich verschiedenes, Ganzes behandelt; so mögen die, in der Einleitung zu diesem Theile aufgestellten, Grundsätze meine eigenthümliche Ansicht der Sprache der Beredsamkeit rechtfertigen. Es würde mir eine hohe Befriedigung gewähren, wenn unbefangene Forscher, dieser Darstellung des selbstständigen Charakters der Sprache der Beredsamkeit ihre Prüfung und ihre Zustimmung nicht versagten. Wenigstens bin ich mir bewußt, den selbstständigen Charakter der Sprache der Beredsamkeit, gleichmäßig, wie den Charakter der Prosa und Dichtkunst, im ursprünglichen Wesen des menschlichen Geistes aufgesucht, und die eigenthümliche Ankündigung dieses selbststän-

digen Charakters im Umfange der Sprache durch die mitgetheilten Beispiele aus gediegenen religiösen und politischen Rednern, nachgewiesen zu haben.

Daß übrigens nicht ganze Reden, sondern nur Bruchstücke aus religiösen und politischen Reden mitgetheilt werden konnten, verstand sich von selbst, weil eine vollständig aufgenommene Rede oft mehr als einen Bogen gefüllt haben würde. Doch galt mir dabei als Gesetz, daß jedes aufgenommene Bruchstück wenigstens so viel enthalten mußte, theils die Eigenthümlichkeit des Redners bestimmt zu versinnlichen, theils das, was er, dem Stoffe nach, darstellen wollte, unter allgemeinen und sichern Umrissen erkennen zu lassen. Nur bei der Festhaltung dieses Grundsatzes war es möglich, eine mannigfaltige und reichhaltige Beispielsammlung aus dem allmähligen Anbaue der Sprache der Beredsamkeit, nach der Folge der Jahrhunderte, mit der aufgestellten Theorie durchgehends zu verbinden.

Leipzig, am 16 Septbr. 1825.

Pölitz.

## Inhalt des vierten Theiles.

### Das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit.

#### Einleitung.

---

## Berichtigungen.

Im dritten Bande:

S. 248 Z. 3 v. o. l. milde st. wilde
S. 476 Z. 10 v. u. l. Claudius st. Voß

Im vierten Bande:

S. 103 Z. 2 v. u. l. gott
S. 125 Z. 2 v. o. l. auflehnen

# Das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit.

## E i n l e i t u n g.

### 1.
### Vorbereitende Begriffe.

Wenn das menschliche Bewußtseyn nicht täuscht; so giebt es drei Vermögen des menschlichen Geistes, die, nach ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, so wie nach ihrer Verschiedenheit von einander, in den einzelnen Zuständen sich ankündigen, deren wir uns bewußt werden: das Vorstellungs=, das Gefühls= und das Bestrebungsvermögen. So wie aber im Bewußtseyn die Gesammtheit aller Vorstellungen den Umfang des individuellen Vorstellungsvermögens, die Gesammtheit aller Gefühle den Umfang des individuellen Gefühlsvermögens, und die Gesammtheit aller Bestrebungen den Umfang des individuellen Bestrebungsvermögens bildet; so entspricht auch, innerhalb des abgeschlossenen Kreises der Sprachdarstellung, das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa dem Gesammtgebiete der menschlichen Vorstellungen, das

Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst dem Gesammtgebiete der menschlichen Gefühle, und das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit dem Gesammtgebiete der menschlichen Bestrebungen. Denn obgleich jeder einzelnen Darstellung durch Sprache zunächst die Vorstellung des dargestellten Gegenstandes vorausgeht, weil Gefühle und Bestrebungen nicht eher durch Sprache dargestellt werden können, als bis sie vorher als Vorstellungen zum Bewußtseyn gelangten; so muß doch bei dem vermittelst der Sprache darzustellenden Stoffe wesentlich unterschieden werden, ob er ursprünglich aus dem Vorstellungsvermögen, oder aus dem Gefühlsvermögen, oder aus dem Bestrebungsvermögen stammt, weil der ursprüngliche Charakter der unmittelbaren Gefühle und Bestrebungen, selbst durch den Eintritt in den Kreis der Vorstellungen, nicht ganz verwischt werden und verloren gehen kann.

Ist daher das Bestrebungsvermögen ein ursprüngliches und selbstständiges Vermögen des menschlichen Geistes, das einen von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen verschiedenen, und im Bewußtseyn wahrnehmbaren, Charakter nach allen seinen Ankündigungen behauptet; so ist auch die Sprache der Beredsamkeit eine selbstständige Urform der Sprachdarstellung, die mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst auf gleicher Linie der Selbstständigkeit und Bedeutsamkeit stehet, und deren eigenthümliche Ankündigung nie mit der Ankündigung der Sprache der Prosa und Dichtkunst verwechselt werden darf, obgleich auch für die Sprache der Beredsamkeit, wie für die Sprache der Prosa und Dichtkunst, das Gesetz der Form der höchste Maasstab aller stylistischen Vollendung bleibt.

Wenn nun auch im Gesammtumfange der Sprache die einzelnen selbstständigen Gebiete der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit so nahe an einander grenzen, wie die drei Vermögen des menschlichen Geistes selbst innerhalb des Bewußtseyns, und in jenen Sprachgebieten bisweilen eben so unmerkliche Uebergänge aus dem einen in das andere statt finden können, wie es mit den einzelnen Zuständen der drei geistigen Vermögen geschieht; so muß doch in der Philosophie der Sprache eben so scharf das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit von dem Gesammtgebiete der Prosa und Dichtkunst unterschieden werden, wie in der Philosophie selbst die ursprüngliche Ankündigung, und die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit des Bestrebungsvermögens von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen unterschieden wird.

## 2.

## Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Beredsamkeit.

Wenn der eigenthümliche Charakter der Prosa auf der Darstellung der unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens, und der eigenthümliche Charakter der Dichtkunst auf der Darstellung der unmittelbaren Zustände des menschlichen Gefühlsvermögens vermittelst der Sprache beruht; so beruht der eigenthümliche Charakter der Sprache der Beredsamkeit auf der Darstellung der Zustände des selbstständigen menschlichen Bestrebungsvermögens, oder auf der Versinnlichung der individuellen Bestrebungen und Triebe, vermittelst der vollendeten Einheit einer stylistischen Form.

Nach dieser Begriffsbestimmung unterscheidet sich die Sprache der Beredsamkeit theils nach ihrem Ursprunge, theils nach ihrer Ankündigung innerhalb der Sprachdarstellung, theils nach ihrem eigenthümlichen Zwecke, wesentlich von der Sprache der Prosa und Dichtkunst, und kann, sobald man ihren Charakter mit Bestimmtheit auffaßt und festhält, mit beiden nicht verwechselt werden. Denn nach ihrem Ursprunge stammt die Sprache der Beredsamkeit weder unmittelbar aus Vorstellungen, noch unmittelbar aus Gefühlen, sondern aus den menschlichen Bestrebungen und Trieben. Nach ihrer Ankündigung innerhalb der Sprache, können diese Bestrebungen und Triebe nie die Farbe und den Ton verläugnen, unter welchen sie im Bewußtseyn, nach ihrer Verschiedenheit von Vorstellungen und Gefühlen, wahrgenommen werden, und welche nothwendig auch der Sprache der Beredsamkeit das ihr eingenthümliche Gepräge, im Gegensatze der Prosa und Dichtkunst, ertheilen. Eben so behauptet die Sprache der Beredsamkeit ihren eigenthümlichen Zweck, der weder auf die Belehrung und Ueberzeugung des Verstandes und der Vernunft, wie die Sprache der Prosa, noch auf die tiefe Bewegung und Erschütterung des Gefühls, wie die Sprache der Dichtkunst, sondern unmittelbar auf die Belebung und Bestimmung des Willens zu Handlungen berechnet ist, die in Angemessenheit zu den im Bewußtseyn des Redners anfgeregten Bestrebungen und Trieben erfolgen sollen.

Die Sprache der Beredsamkeit erscheint daher im Gesammtgebiete der menschlichen Sprache überhaupt eben so selbstständig und eigenthümlich, wie die Sprache der Prosa und der Dichtkunst. Sie

ist von diesen weder abhängig, noch ihnen untergeordnet, sondern beiden gleichgeordnet (coordinirt). Sie ist, zur Vollendung der Mittheilung durch Sprache, eben so nöthig und unentbehrlich, wie die Prosa und Dichtkunst, weil sie, die aus dem Bestrebungsvermögen stammt, wieder zunächst auf das Bestrebungsvermögen wirken soll. Denn wenn die Prosa das Vorstellungsvermögen beschäftigt und belehrt, und die Dichtkunst das Gefühlsvermögen bewegt und rührt; so soll die Beredsamkeit unmittelbar auf die menschlichen Bestrebungen und Triebe wirken, und den menschlichen Willen zu freien Handlungen beleben.

## 3.

## Verhältniß des menschlichen Bestrebungsvermögens zur Sprache der Beredsamkeit.

Es ist in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des geistigen Wesens (Th. 1. S. 155 f.), nächst dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen, ein drittes selbstständiges Vermögen begründet, dessen Eigenthümlichkeit, nach seiner Ankündigung im Bewußtseyn, in der Verwirklichung der Gegenstände der menschlichen Vorstellungen und Gefühle durch freies Handeln besteht. Wenn daher die beiden andern geistigen Vermögen zunächst nach innen gerichtet sind; so ist das Bestrebungsvermögen, in Hinsicht seiner Ankündigung und Wirksamkeit, nach außen gerichtet. Es will das, was im Bewußtseyn Vorstellung oder Gefühl war, durch eine nach außen gehende Thätigkeit in den Kreis der Wirklichkeit versetzen, und durch eine unvertilgbare Handlung in der Sinnenwelt ausführen. Be-

vor aber dies geschehen kann, muß, in Angemessenheit zu der vorausgegangenen Vorstellung oder zu dem wahrgenommenen Gefühle, ein von beiden verschiedener, und die freie Handlung vermittelnder, geistiger Zustand im Bewußtseyn wahrgenommen werden, der, nach seiner verschiedenartigen Ankündigung, bald Hang und Neigung, bald Bestrebung, Trieb und Begierde genannt wird. Ob nun gleich der Hang und die Neigung nicht unmittelbar in freie Handlungen übergehen; so liegen sie doch im Bewußtseyn der Bestrebung, und der Steigerung der menschlichen Bestrebungen zum Triebe und zur Begierde, zum Grunde. Denn mit der Vorstellung eines Gegenstandes muß sich die Theilnahme an demselben, oder ein Gefühl der Lust oder der Unlust, vergesellschaften, wenn im Bewußtseyn das Streben sich ankündigen soll, daß etwas geschehe, oder daß es nicht geschehe. In der ersten Hinsicht begehren, in der zweiten verabscheuen wir. Erfolgt nun eine äußere Thätigkeit in Angemessenheit zu diesem innern Begehren oder Verabscheuen; so nennen wir diese Thätigkeit eine Handlung. Der innere zureichende Grund der Möglichkeit der Handlung aber ist die Freiheit des Willens, oder die Selbstbestimmung des menschlichen Geistes zu einer Thätigkeit, die unabhängig von dem Einflusse der Naturkräfte erfolgt. Bei jeder Handlung wird also zweierlei unterschieden: eine innere Thätigkeit der Freiheit, — das Bestreben, das Wollen der Verwirklichung eines bestimmt gedachten Gegenstandes; und eine äußere, diesem Wollen angemessene Thätigkeit — die Handlung selbst. — Mehr bedarf es für den Beweis der Selbstständigkeit des menschlichen

Bestrebungsvermögens nicht; denn die Lehre von dem übersinnlichen Vermögen der menschlichen Freiheit gehört nicht der Philosophie der Sprache, sondern der Metaphysik an.

Allein für die Ankündigung der menschlichen Bestrebungen und Triebe durch freie Handlungen, und für die Aufregung von Bestrebungen und Trieben, so wie für die Veranlassung von menschlichen Handlungen durch die Kraft der Sprache der Beredsamkeit, ist die Eintheilung des menschlichen Bestrebungsvermögens in das sinnliche und geistige, oder in das niedere und höhere, von großer Wichtigkeit. Denn das sinnliche oder niedere Bestrebungsvermögen ist auf die Verwirklichung des Zweckes der sinnlichen Natur, auf die Beförderung, Begründung und Erhaltung der individuellen Glückseligkeit, dagegen das geistige oder höhere Bestrebungsvermögen auf die Verwirklichung des Zweckes der geistigen Natur, auf die Beförderung, Begründung und Erhaltung der reinen Sittlichkeit gerichtet. Ob nun gleich der Zweck der Glückseligkeit, an sich betrachtet, nicht verwerflich, sondern in den ursprünglichen Anlagen und Kräften der sinnlichen Natur begründet ist; so ist er doch, im Gegensatze des höhern Zweckes der Sittlichkeit, der aus der geistigen Natur des Menschen stammt, der niedere Zweck, der, wenn er weder dem handelnden Individuum, noch andern Wesen nachtheilig und verderblich werden soll, in jedem Falle dem höhern Zwecke der Sittlichkeit untergeordnet werden muß, weil der Zweck der Sittlichkeit unbedingte, der Zweck der Glückseligkeit aber nur bedingte Gültigkeit behauptet.

## 4.

## Fortsetzung.

Aus diesem im Wesen des menschlichen Geistes begründeten Verhältnisse des niedern zum höhern Bestrebungsvermögen folgt für die Sprache der Beredsamkeit, daß sie zwar eben so auf das sinnliche, wie auf das geistige Bestrebungsvermögen wirken, und eben so den Zweck der Glückseligkeit, wie den Zweck der Sittlichkeit berücksichtigen darf, daß sie aber, nach allen von ihr beabsichtigten und hervorgebrachten Wirkungen auf den Willen Andrer, an das ewige Gesetz im menschlichen Geiste selbst — an das Gesetz der Unterordnung des Zweckes der Glückseligkeit unter den Zweck der Sittlichkeit — gebunden ist. Denn alles, was durch Sprache nach außen dargestellt wird, ist abhängig von den vorausgegangnen innern Zuständen des Bewußtseyns, und nicht umgekehrt; und die Art und Weise, wie der Redner nach außen sich ankündigt, ist ein Wiederschein seiner Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, ein treues Abbild des Zustandes seines Bestrebungsvermögens, der seiner Sprachdarstellung in der Form der Beredsamkeit vorausging.

Das Festhalten dieses Standpunctes ist von unermeßlichen Folgen für die Ausmittelung und Bestimmung des wahren Wesens und der unmittelbaren Wirkungen der Sprache der Beredsamkeit. Wäre man nämlich von diesem Standpuncte ausgegangen; so würde man nie das Wesen der Beredsamkeit in die genau berechnete Kunst der Ueberredung und Täuschung Andrer gesetzt, oder den Werth und die Wirksamkeit der Sprache der

Beredsamkeit unter den Werth und die Wirksamkeit der Sprache der Dichtkunst gestellt haben. Denn zugestanden, daß die Sprache der Beredsamkeit auf gleiche Weise, wie alles Gute und Treffliche in der menschlichen Natur, für bloße sinnliche Zwecke entwürdigt und entweiht werden kann; so liegt diese Verirrung und dieser Mißbrauch weder in ihrem ursprünglichen Wesen, noch in ihrer eigenthümlichen Bestimmung. Sie kann und soll vielmehr — ohne doch den Zweck der Glückseligkeit darüber zu vernachlässigen — den höhern Zweck der menschlichen Natur, den Zweck der Sittlichkeit, zunächst befördern; der Ton und die Farbe ihrer Sprache soll aus einem rein sittlichen Gemüthe stammen, dem nichts Höheres gilt, als die Verwirklichung reiner Sittlichkeit; die ganze Kraft und Fülle der Sprache der Beredsamkeit soll daher aufgeboten werden, das Bestrebungsvermögen Andrer zu Handlungen zu bestimmen, die dem Zwecke der Sittlichkeit angemessen sind.

Aus diesem Standpuncte betrachtet, steht die Sprache der Beredsamkeit in der unmittelbarsten und wohlthätigsten Verbindung mit dem Endzwecke des menschlichen Daseyns überhaupt. Denn dieser Endzweck, wenn er gleich ein aufgeklärtes und gebildetes Vorstellungsvermögen, so wie ein tiefes und geläutertes Gefühlsvermögen voraussetzt, hängt doch weder zunächst vom Vorstellungsvermögen, noch vom Gefühlsvermögen, sondern von der Thätigkeit des Bestrebungsvermögens ab, und also von der Gewalt der Sprache der Beredsamkeit auf den menschlichen Willen, der für die Verwirklichung des Ideals des Sittlich-Guten gewonnen, erhoben und begeistert werden soll.

Mißbraucht daher ein Redner die ihm gegebene Kraft der Sprache der Beredsamkeit zur Aufregung unlautrer Absichten und Triebe, und zur Erstrebung blos sinnlicher oder verderblicher Zwecke; so trägt die ursprüngliche Bestimmung der Sprache der Beredsamkeit davon so wenig die Schuld, als wenn ein Mensch, ausgestattet mit Freiheit des Willens, von dem Zwecke der Sittlichkeit sich absichtlich entfernt, oder wenn der einzelne Dichter die hohe Weihe der Dichtkunst so weit verkennt, daß er den Glanz der dichterischen Farbengebung zur Schilderung der gröbsten Sinnlichkeit mißbraucht.

Der unmittelbare und hohe Zweck der Sprache der Beredsamkeit steht und fällt vielmehr mit dem höchsten Zwecke des Menschen, mit dem Zwecke der Sittlichkeit. Beide, der religiöse und der politische Redner, haben keine höhere Aufgabe, als die Verwirklichung des Zweckes der Sittlichkeit durch die ganze Kraft und Stärke der Sprache der Beredsamkeit: der erste in dem heiligen Kreise des religiösen, der zweite in dem heiligen Kreise des bürgerlichen Lebens. Von diesem großen Ziele entfernt sich gleich weit der Baalspfaffe, der, durch trügerische Sophismen und verschrobenen Mysticismus, den Aberglauben, den Unglauben und die sittlich optische Täuschung an die Stelle der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit setzt, wie der Demagog, der in der gewaltsamen Umkehrung aller Formen des innern und äußern Staatslebens das Wohl der Reiche und der Völker sucht, und die Masse zu Bestrebungen, Trieben und Handlungen aufregt, welche eben so den Staat, wie der Aberglaube und der Mysticismus das Kirchenthum gefährden. Mögen daher auch politische Redner

des Alterthums und der neuern Zeit das wahre Wesen der Sprache der Beredsamkeit verkannt, und die Kraft der Sprache für bedenkliche und selbst gefährliche politische Zwecke aufgeboten haben; so stehen diesen entarteten Führern der Völker hundert andre entgegen, welche dem Ideale des vollkommenen Staates in ihrer Brust nach außen die ganze Sonnenglut der gediegenen Sprache der Beredsamkeit ertheilten, und die Mehrzahl der Unverdorbenen unwillkührlich auf ihre Seite brachten. Mögen, auf ähnliche Weise, geistliche Redner dem Aberglauben, dem todten Glauben, der Scheinheiligkeit, der Unduldsamkeit und der Verfolgungssucht der Andersdenkenden das Feuer der rednerischen Begeisterung ertheilen, und zur Erneuerung der Gräuelscenen der Inquisition die leicht zu überredende Masse des Volkes fortreißen; so stehet solchen Eiferern eine ehrwürdige Zahl von religiösen Rednern gegen über, die dem Heiligen in ihrer Brust die unwiderstehliche Kraft der Sprache der Beredsamkeit zu ertheilen, und, vermittelst derselben, auf den Willen ihrer Leser und Zuhörer für die Ergreifung der Zwecke des sittlich-religiösen Lebens zu wirken verstehen. — Denn so hoch der Zweck der Sittlichkeit über dem Zwecke der Sinnlichkeit, so hoch das geistige Leben über dem physischen Leben steht; so hoch steht auch der für Heiligkeit des Sinnes und Lebens, für Unsterblichkeit und Gott begeisterte religiöse Redner, und der für die Verwirklichung der Herrschaft des Rechts auf dem ganzen Erdboden, in dem innern Staatsleben und in der gegenseitigen Wechselwirkung und Verbindung der einzelnen Staaten und Völker, ergriffene politische Redner, über denen, welche den sinnlichen Lüsten und Begierden schmei-

cheln, es gelte nun dieser Mißbrauch der Sprache der Beredsamkeit entweder der kirchlichen oder der bürgerlichen Trugwelt der Sinnlichkeit.

Diese Verständigung über das Wesen, die Bestimmung und die hohe Wirksamkeit der Sprache der Beredsamkeit war — am Eingange der Theorie derselben — um so nöthiger, je häufiger, bis auf die neuesten Zeiten herab die Redekunst — oder die Fertigkeit in der Handhabung der Sprache der Beredsamkeit — von vielen Aesthetikern bald tiefer, als die übrigen Künste gestellt, und hinter diese zurückgesetzt, bald, in ihren Theorieen, blos als eine Zugabe zur Sprache der Prosa, mit einigen oberflächlichen und schielenden Bemerkungen über ihren Unterschied von der Prosa, behandelt ward. Wie, sollen wohl politische Redner, wie Demosthenes, Cicero, Pitt, Burke, Fox, Sheridan, Canning, Brougham, Royer-Collard (gegen das Sacrileggesetz), — oder religiöse Redner wie Massillon, Flechier, Saurin, Tillotson, Joh. Andr. Cramer, Zollikofer, Reinhard, Ammon, Marezoll, Tzschirner, Bretschneider, Röhr, Schuderoff u. a. in ästhetischer Hinsicht tiefer stehen, als die gefeierten Dichter Griechenlands, Roms, Frankreichs, Britanniens und Teutschlands? Soll die Sprache der Beredsamkeit nicht auf gleicher Linie und Höhe mit der Sprache der Dichtkunst erscheinen? Vielleicht deshalb, weil thatsachlich die Zahl der Meisterstücke in derselben kleiner, und der Kreis der gediegenen und vollendeten politischen und religiösen Redner beschränkter ist, als der Kreis der classischen

Dichter? — Es gehört zu den Sonderbarkeiten in der teutschen Literatur, daß das Wesen der Sprache der Beredsamkeit schon von Gottsched ziemlich richtig aufgefaßt, in späterer Zeit aber wieder verkannt ward. Gottsched sagt (in s. ausführl. Redekunst, S. 76) bereits vor mehr als 80 Jahren: „Wir müssen unter der Beredsamkeit eine Geschicklichkeit verstehen, seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen. Auf Ueberredung muß die ganze Bemühung des Redners abzielen; diese muß er zu erreichen im Stande seyn, wenn er diesen Namen mit Recht führen will. Sie schließt die Bewegung der Gemüther in sich. Ein Redner ist also nicht zufrieden, wenn man ihn gern höret, wenn man seine schöne Schreibart lobt, seine Gedanken und sinnreichen Ausdrücke erhebet. Er gehet viel weiter, und fordert ungleich mehr von seinen Zuhörern. Man soll ihm in seinem Vortrage vollkommen beipflichten; man soll mit ihm einerlei Meinung annehmen; man soll das für wahr und für falsch halten, was er dafür hält; man soll endlich lieben und hassen, zürnen und beneiden, frohlocken und trauern, hoffen und fürchten, suchen und fliehen, ja thun und lassen, was und wie es ihm gefällt. Wer diese Absichten nicht hat, wenn er redet, oder auch die gehörigen Mittel dazu nicht in seiner Gewalt hat; der rühmt sich umsonst einer wahren Beredsamkeit." Bald darauf (S. 87) sagt er: „Weiter schließen wir von dem Namen eines Rednes alle bloße Stylisten aus, die zwar in dogmatischer, historischer und epistolischer Schreibart sehr geschickt ihre Gedanken zu entwerfen

wissen, aber demungeachtet keins von den Stücken in ihrer Gewalt haben, welche wir zur Beredsamkeit fordern." — Wie wenig befriedigt doch Kant (in s. Kritik der Urtheilskraft, S. 205), wenn er die Beredsamkeit für die Kunst erklärt, „ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben," und (S. 215) die Beredsamkeit tief unter die Dichtkunst setzt. — Der in vielfacher Hinsicht um die Philosophie verdiente Maaß kannte (in s. Grundriß der reinen Rhetorik, 2te Aufl. S. 11) nur einen Unterschied zwischen Dichtkunst und Rhetorik, nicht aber zwischen Prosa und Rhetorik. Er sagt ausdrücklich: „Die Lehre von der Schönheit der prosaischen Reden ist die Rhetorik, und die Kunst, schöne prosaische Reden hervorzubringen, die Beredsamkeit in der engern Bedeutung." — Adelung (über den Styl, Th. 2. S. 183) erklärte die Beredsamkeit „für die Fähigkeit, Andre auf eine wirksame Art zu überreden." — Heydenreich drang tiefer ein. Bereits in s. Systeme der Aesthetik (Th. 1. S. 217) versuchte er eine feste Grenzlinie zwischen Beredsamkeit und Dichtkunst zu ziehen. Schärfer faßte er diesen Gegenstand in dem Artikel: Beredsamkeit (in dem kurzgefaßten Handwörterbuche über die schönen Künste, Lpz. 1794. 8. Th. 1. S. 143), wo er die Beredsamkeit bezeichnet als „die Fertigkeit, ein Ganzes von Vorstellungen dem Erkenntnißvermögen so darzustellen, daß man zu gleicher Zeit auf Bestrebungsvermögen, Gefühlsvermögen und Geschmack eine der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Vorstellungen nicht nach-

theilige, zweckmäßige und harmonische Wirkung hervorbringe." Dagegen stimmt Schott (Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit, Lpz. 1815. 8. 2te Aufl.) der, in diesem Werke aufgestellten, Ableitung der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit aus den drei geistigen Vermögen bei, und bezeichnet (S. 7) die eigentliche Beredsamkeit dahin, welche aus dem Zustande des innigen Bestrebens hervorgeht, und auf das Begehrungsvermögen Andrer einen kräftigen Einfluß zu gewinnen sucht, damit zwischen den Bestrebungen des Redenden und den Bestrebungen Andrer Einheit entstehe." Ihm ist (S. 10) Rede „eine zusammenhängende Darstellung unsrer Vorstellung in Worten, welche ganz dazu geeignet ist, durch eine gleichmäßige Beschäftigung des Verstandes und der Vernunft auf der einen, und der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens auf der andern Seite den menschlichen Willen zu bestimmen, oder das ganze Gemüth für einen Gegenstand zu gewinnen. Die Beredsamkeit (die Kunst der Rede) liegt daher zwischen der eigentlichen Prosa und der Poesie mitten inne." — Einen gehaltvollen Commentar zu diesem Compendium bearbeitete Schott in folgendem Werke, wovon erst zwei Theile (1818 und 1824) erschienen sind: Die Theorie der Beredsamkeit, mit besonderer Anwendung auf die geistliche Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt. Hauptsächlich gehört (Th. 1. S. 35) hieher: „Entwickelung der Prosa, Poesie und Beredsamkeit aus dem menschlichen Gemüthe." — Weit weniger genügt in Hinsicht auf das Eindringen in das wahre Wesen

und in den selbstständigen Charakter der Sprache der Beredsamkeit: **Arn. Mallinckrodt, über Beredsamkeit überhaupt, und über geistliche, Staats- und gerichtliche Beredsamkeit insbesondere.** Schwelm, 1821. 8.

## 5.

## Verhältniß der Sprache der Beredsamkeit zur Sprache der Prosa und Dichtkunst.

Die wesentliche Verschiedenheit der Sprache der Beredsamkeit von der Sprache der Prosa und Dichtkunst ergiebt sich aus der im Bewußtseyn wahrgenommenen Verschiedenheit des Bestrebungsvermögens von dem Vorstellungs- und Gefühlsvermögen. Denn diese Verschiedenheit (§. 3) beruht nicht blos auf der Verschiedenheit ihres Ursprungs, sondern auch auf der Verschiedenheit ihrer Ankündigung innerhalb der Sprache, und auf der Verschiedenheit ihres Zweckes. Allein, dieser Verschiedenheit ungeachtet, stehet doch auch die Sprache der Beredsamkeit mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst in einer gewissen Verwandtschaft und Verbindung, weil die Sprache der Beredsamkeit ihren eigenthümlichen Zweck, auf das Bestrebungsvermögen zu wirken und freie Handlungen zu veranlassen, nicht erreichen kann, wenn sie nicht zugleich den Verstand und die Vernunft von dem zu verwirklichenden Gegenstande belehrt und überzeugt, und diesen Gegenstand sodann der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen so nahe bringt, daß beide von demselben angesprochen und in eine gleichmäßige Bewegung gesetzt werden, bevor die Hauptwirkung der

Sprache der Beredsamkeit auf das Bestrebungsvermögen — die Vermittelung eines freien Handelns, um den erstrebten Gegenstand zu verwirklichen — erfolgt. Weil nun zu diesem Erfolge alle drei geistige Vermögen wirksam seyn müssen, wiewohl das Bestrebungsvermögen dabei die entscheidende und überwiegende Wirksamkeit äußert; so ergiebt sich daraus von selbst, daß die Sprache der Beredsamkeit, sobald sie unter einer vollendeten stylistischen Form sich ankündigen soll, größern Schwierigkeiten unterworfen sey, als die Erreichung der Classicität in der Sprache der Prosa und Dichtkunst, weil sie eine völlig gleichmäßige Bildung aller drei geistigen Vermögen verlangt. Es erscheint daher aber auch die Sprache der Beredsamkeit, in ihrer vollendeten Gediegenheit, als die Krone der stylistischen Darstellung, und selten wird ein Classiker in der Sprache der Beredsamkeit getroffen werden, der nicht zugleich in der Sprache der Prosa, oder der Dichtkunst, als Schriftsteller sich ausgezeichnet, und eben durch diese, früher in der Sprache der Prosa oder Dichtkunst bewährte, Gediegenheit zur Classicität in der Sprache der Beredsamkeit sich vorbereitet hätte.

Denn sobald wir die Meisterwerke in der Sprache der Beredsamkeit näher betrachten; sobald erhellt auch, daß sie alle drei geistige Vermögen in eine harmonische Thätigkeit bringen, weil die unmittelbar beabsichtigte Wirkung auf das Bestrebungsvermögen, in Beziehung auf das Vorstellungsvermögen nicht blos die Belehrung und Ueberredung, sondern die wirkliche Ueberzeugung von den Behauptungen und Forderungen des Redners, und eben so die Theilnahme des Gefühlsvermögens, d. h. die Auf-

regung eines Gefühls der Lust oder der Unlust durch die in der Sprache der Beredsamkeit vollendete stylistische Form, voraussetzt. Wenn denn nun auch für die Erzeugnisse der Sprache der Beredsamkeit nicht die Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens erfordert wird, welche die classischen Erzeugnisse der Sprache der Dichtkunst bezeichnet; so darf doch die Anregung der Thätigkeit des Gefühlsvermögens nicht von der Sprache der Beredsamkeit ausgeschlossen werden; nur daß sich die Stärke dieser Thätigkeit des Gefühlsvermögens theils nach dem, in der Rede behandelten, Stoffe, theils nach der individuellen geistigen Kraft des Redners, theils nach der größern oder geringern Reizbarkeit des Gefühls- und Bestrebungsvermögens bei den Zuhörern richtet. Daraus ergiebt sich für die wissenschaftliche Stellung der Sprache der Beredsamkeit zur Sprache der Prosa und Dichtkunst, daß bei dem, der über die Sprache der Beredsamkeit nach ihrer ganzen Fülle und Kraft gebieten will, die sichere Handhabung der Sprache der Prosa vorausgegangen seyn muß, so wie er auch dem Sprachgebiete der Dichtkunst nicht fremd seyn darf, wenn gleich der Redner, der eben so Dichter wäre, als Redner leicht in die Versuchung gerathen könnte, die beiden wesentlich von einander verschiedenen, und an sich selbstständigen Sprachgebiete der Dichtkunst und der Beredsamkeit mit einander zu verwechseln. Es hindert aber die wahre Classicität in beiden Sprachgebieten nichts mehr, als wenn entweder der Dichter rhetorisirt (d. h. wenn er, statt ausschließend das Gefühlsvermögen zu bewegen und zu erschüttern, zunächst auf das Bestrebungsvermögen einwirkt), oder wenn der Redner als Dichter erscheint

(wenn er, statt unmittelbar das Bestrebungsvermögen zu freien Handlungen zu bestimmen, nur das Gefühlsvermögen beschäftigt und aufregt). Der wahre Dichter wird daher daran erkannt, daß er, durch die Allgewalt der in seiner Individualität mächtig aufgeregten Gefühle, wieder zunächst und ausschließend auf das Gefühlsvermögen wirkt; so wie der wahre Redner, daß seine unmittelbare Thätigkeit der Aufregung des Bestrebungsvermögens zur Vollbringung freier Handlungen gilt.

## 6.

## Verhältniß der Einbildungskraft zur Sprache der Beredsamkeit.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Ausmittelung des Verhältnisses der Einbildungskraft zur Sprache der Beredsamkeit. Denn obgleich kein vollendetes Erzeugniß des Styls, es sey prosaisch, oder dichterisch, oder rednerisch, ohne Mitwirkung der Einbildungskraft an der classischen Form entsteht; so ist doch der Antheil der Einbildungskraft an den gediegenen Formen der Prosa anders, als an den classischen Erzeugnissen der Dichtkunst und der Beredsamkeit. Die Einbildungskraft hat nämlich die doppelte Aufgabe zu lösen, daß sie theils früher gehabte und dem Kreise der Wirklichkeit entsprechende Bilder wieder zu erneuern, theils ganz neue Urbilder hervorzubringen vermag, für welche in dem ganzen Kreise der Wirklichkeit kein Stoff und keine Aehnlichkeit vorhanden ist. Sie erzeugt diese Urbilder oder Ideale, indem sie die Ideen der Vernunft versinnlicht, und die Ideen der Vernunft unter einer sinnlich vollendeten Hülle

den drei geistigen Vermögen im Bewußtseyn vorhält. Weil aber die drei geistigen Vermögen an sich ursprünglich verschieden sind; so müssen auch die von der Einbildungskraft geschaffenen Ideale anders auf das Vorstellungs-, als auf das Gefühls- und Bestrebungsvermögen einwirken. Denn wenn sie dem Vorstellungsvermögen als die höchsten Endpuncte aller menschlichen Erkenntniß sich ankündigen; so erscheinen sie dem Gefühlsvermögen als die unermeßlichen Quellen der reinsten, tiefsten und gewaltigsten Bewegung der Gefühle, und dem Bestrebungsvermögen als die letzten Zielpuncte, deren Verwirklichung der menschlichen Freiheit geboten ist. Es idealisirt daher der Prosaiker, wenn er die wichtigsten Gegenstände und die Endpuncte der menschlichen Erkenntniß unter der Einheit einer vollendeten stylistischen Form darstellt; es idealisirt der Dichter, der durch die stylistische Vollendung seiner dichterischen Formen das Gefühlsvermögen mächtig bewegt und erschüttert; es idealisirt der Redner, der, durch die classische Vollendung seiner stylistischen Form in der Sprache der Beredsamkeit, Verstand und Vernunft von dem dargestellten Gegenstande überzeugt, das Gefühl für denselben gewinnt, zunächst aber den Willen bestimmt, den idealisch vorschwebenden Gegenstand durch freie Handlungen zu verwirklichen. Sind daher die Ideale die höchsten Erzeugnisse der menschlichen Einbildungskraft; so stehet auch die Einbildungskraft mit der Sprache der Beredsamkeit in einer wesentlichen und nothwendigen Verbindung, und behauptet auf dieselbe einen eben so starken Einfluß, wie auf die Sprache der Dichtkunst, weil in den von ihr vermittelten Idealen die höchsten Zielpuncte liegen, deren Ver-

wirklichung der Redner durch die Kraft der Sprache der Beredsamkeit beabsichtigt.

7.

## Das Gesetz der Form in Beziehung auf die Sprache der Beredsamkeit, und mit Hinsicht auf die sogenannten rhetorischen Figuren.

Das Gesetz der Form gilt eben so unbedingt für alles durch Sprache Darstellbare und Dargestellte, wie das Sittengesetz für alle freie menschliche Handlungen. Das Gesetz der Form ist daher auch, nach seinen beiden Grundeigenschaften, der Richtigkeit und der Schönheit der Form, der höchste Maasstab für alle stylistische Gediegenheit und Vollendung in der Sprache der Beredsamkeit (Th. 1. S. 224 ff). Ob nun gleich in diesem Werke, wo die selbstständige Sprache der Beredsamkeit nach ihrem Zusammenhange mit der Sprache der Prosa und Dichtkunst, und nach ihrer mit beiden gemeinsamen Unterlage in der Philosophie der Sprache dargestellt wird, die in der Philosophie der Sprache vollständig durchgeführte Lehre von den untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und von den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form (Th. 1. S. 243.) nicht wiederhohlt werden kann; so muß doch daran erinnert werden, daß die Richtigkeit der rednerischen Form, wie die der prosaischen und dichterischen, auf dem Daseyn der der Richtigkeit untergeordneten, Eigenschaften der Deutlichkeit, der Klarheit, der Reinheit, der Ordnung, der Treue, der Vollständigkeit, der Kürze und der logischen und grammatischen Einheit, —

und die Schönheit der rednerischen Form (Th. 1. S. 276) auf der Anwendung der, der Schönheit untergeordneten, Eigenschaften der freiesten Versinnlichung des Stoffes, der Natürlichkeit, der Mannigfaltigkeit, der ästhetischen Einheit, der Schattirung, der Vertheilung von Licht und Schatten, des Kontrastes, des Witzes und Scharfsinns, des Neuen, der edlen Einfalt, der Kraft, des Edlen und Würdevollen, des Großen, ja, in einzelnen Fällen, auch auf der Anwendung des Unerwarteten, des Kühnen, des Erhabenen und Feierlichen, des Pathetischen, des Rührenden, und selbst des Humoristischen und des Satyrischen beruht.

Hauptsächlich aber muß dem, noch in vielen Theorieen vorwaltenden, Irrthume entgegengewirkt werden, als ob die sogenannten rhetorischen Figuren ausschließend der Sprache der Beredsamkeit angehörten, weshalb sie auch gewöhnlich blos in den Lehrbüchern der Rhetorik und Homiletik nach ihrem ganzen Umfange erörtert werden. Allerdings wird kein einziges Erzeugniß in der Sprache der Beredsamkeit ohne Anwendung einzelner oder mehrerer Figuren und Tropen getroffen werden; allein Figuren und Tropen gehören eben so gut zur ästhetischen Farbengebung in der Sprache der Prosa und Dichtkunst, wie in der Sprache der Beredsamkeit, und deshalb sind sie — als gemeinsame Merkmale aller drei Grundformen der Sprachdarstellung — in der Philosophie der Sprache (Th. 1. S. 422) ausführlich entwickelt, und nicht blos der Einleitung in die Sprache der Beredsamkeit vorbehalten worden. Denn so wie sie in ihrer Vereinzelung nur als armselige Verbrämungen ästhetischer Vorstellungen sich ankündigen können; so erscheinen

sie, in ihrer Gesammtheit betrachtet, als das Gesammtgebiet des bildlichen Ausdruckes in der Sprache selbst, und bestehen, nach dieser Ansicht, in einer vollendeten und in sich abgeschlossenen Bildersprache, welche zunächst durch die Thätigkeit der schöpferischen Einbildungskraft ins Daseyn gerufen, und vermittelst welcher der Zweck der höhern Versinnlichung und lebendigern Darstellung des Gegenstandes, so wie des tiefern Eindruckes auf das Gefühlsvermögen, beabsichtigt und erreicht wird.

Uebrigens wird nach dem Verhältnisse, in welchem die Einbildungskraft, und der von ihr ausgehende bildliche Ausdruck, zu der Sprache der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit im Einzelnen stehet, der Gebrauch der Figuren und Tropen verhältnißmäßig am häufigsten und stärksten in der Sprache der Dichtkunst, sodann in der Sprache der Beredsamkeit, in der Sprache der Prosa hingegen in einem verminderten Grade statt finden, weil — wenn gleich keine stylistische Form, sie gehöre übrigens zur Prosa, Dichtkunst oder Beredsamkeit, ohne Mitwirken der Einbildungskraft entstehen kann, — die Thätigkeit der Einbildungskraft an der Sprache der Dichtkunst den meisten, an der Sprache der Beredsamkeit und Prosa aber nur einen verhältnißmäßigen Antheil hat, der in dem Sprachgebiete der Beredsamkeit zunächst von der höhern oder geringern Sinnlichkeit des behandelten Stoffes, von der Individualität des Redners, und von dem allgemeinen Zwecke der Sprache der Beredsamkeit überhaupt, so wie von dem besondern Zwecke jeder einzelnen Rede abhängt.

## 8.
## Die Technik der rednerischen Form.

Wenn in Hinsicht auf die Anwendung der sogenannten rhetorischen Figuren die Sprache der Beredsamkeit der Sprache der Dichtkunst verwandter ist, als der Sprache der Prosa; so steht dagegen in Hinsicht der äußern Technik der rhetorischen Form die Sprache der Beredsamkeit der Sprache der Prosa näher, als der Sprache der Dichtkunst. Denn wenn das Eigenthümliche der Technik der dichterischen Form hauptsächlich (doch freilich nicht in allen Fällen) an dem Rhythmus, mit den von ihm abhängenden Gestaltungen der verschiedenen Sylbenmaaße und des Reims, erkannt wird; so gehört der Numerus zunächst der Sprache der Beredsamkeit und der Prosa, doch nach verschiedenen Schattirungen im Einzelnen, an. Deshalb ist der Gebrauch des Rhythmus in der Sprache der Beredsamkeit und der Prosa ein unverzeihlicher Verstoß gegen den ästhetischen Charakter der rhetorischen und prosaischen Form, wodurch eine solche Form sogleich das Gepräge des Classischen verliert (Th. 3. §. 7.).

Wenn aber auch der Rhythmus von der Sprache der Beredsamkeit nothwendig ausgeschlossen werden muß; so darf sie doch keineswegs des Wohlklanges ermangeln, auf welchem der musikalische Charakter alles durch Sprache Dargestellten beruht, der von der Sprache der Beredsamkeit in einem höhern Grade gefordert wird, als von der Sprache der Prosa, weil die Wirkung auf das Bestrebungsvermögen, die sie beabsichtigt, von der möglichst freiesten Versinnlichung des rednerischen Stoffes abhängt. Der Wohlklang in der Technik der rednerischen Sprachformen umschließt drei we-

sentliche Bedingungen: den Klang (Euphonie), den Numerus und die Symmetrie. Der Klang beruht zunächst auf der Wahl und Stellung der einzelnen Wörter, nach dem in ihnen enthaltenen Verhältnisse der langen und kurzen Sylben gegen einander; nach der Abwechselung, Vertheilung und Aufeinanderfolge der einzelnen Wörter in Hinsicht ihres musikalischen Gehalts, und nach der Verbindung und Rundung der einzelnen Sätze, besonders in Beziehung auf ihren Schlußfall am Ende der Perioden. So wird der Klang die Grundlage der Melodie in der Sylben- und Wortfolge, und folglich auch die Grundlage des musikalischen Charakters in dem größern oder kleinern Umfange einer ästhetisch vollendeten rednerischen Form. Er schließt daher alle Härten, allen Gleichklang in unmittelbar auf einander folgenden Buchstaben, Sylben und Worten, und alle Eintönigkeit (Monotonie), so wie alle zufällige, oder absichtliche Einmischung eines dichterischen Metrums, von sich aus. — Der Numerus entsteht, sobald der Wohlklang der einzelnen Sylben, Wörter und Sätze auf die Folge und Verbindung ganzer Perioden ausgedehnt, und nach dem Gesetze des Wohlklanges besonders die Stellung und Vertheilung der einzelnen Glieder einer Rede, namentlich der Vorder- und der Nachsätze in den einzelnen Perioden, berechnet und durchgeführt wird. Inwiefern durch den Numerus der ästhetische Periodenbau begründet wird; insofern stehet er dem grammatischen und logischen gegen über. Denn es können die einzelnen Wörter und Glieder einer Rede völlig richtig nach der allgemeinen Sprachlehre, und nach der empirischen Sprachlehre einer gegebenen Sprache, so wie nach den Gesetzen der Denklehre auf einander folgen, und

doch ist es möglich, daß das Ganze des Wohlklanges ermangelt. So wenig nun auch die grammatische und logische Richtigkeit dem Numerus aufgeopfert werden darf; so gewiß hat es doch der Schriftsteller, welcher über die Sprache der Beredsamkeit gebietet, in den meisten Fällen in seiner Gewalt, den ästhetischen Periodenbau mit dem grammatischen und logischen in Verbindung zu bringen, und das Gesetz des Wohllauts zu erfüllen, ohne das Gesetz der Wahrheit zu beeinträchtigen. Zugleich beruht auf dem Festhalten des Numerus hauptsächlich die declamatorische Darstellbarkeit einer rednerischen Form. — Wird aber dieser Numerus gleichmäßig festgehalten und durchgeführt in einer ganzen größern rednerischen Form, so daß die sämmtlichen einzelnen Theile derselben, bei aller Mannigfaltigkeit und Abwechselung in den auf einander folgenden Perioden, doch denselben musikalischen Charakter tragen; so ist dies die in der Technik der rednerischen Form wahrgenommene Symmetrie im Periodenbaue, inwiefern sie auf dem innern Ebenmaaße und Gleichgewichte aller einzelnen Theile eines größern rednerischen Ganzen beruht, wodurch der an sich todte Mechanismus der Wortverbindung und der Aufeinanderfolge der Sätze in einen lebensvollen, und in sich nach allen einzelnen Theilen nothwendig zusammenhängenden, Organismus der vollendeten rednerischen Form übergeht.

### 9.

### Die Sprache der Beredsamkeit als schöne Kunst.

So wie die Dichtkunst in das Gebiet der schö-

nen Künste und dadurch in die Aesthetik — als wissenschaftliche Darstellung des Gesammtgebiets aller schönen Künste — gehört; so auch die Redekunst, welche, als Kunst, zweierlei in sich faßt: die stylistische Vollendung der einzelnen Erzeugnisse in der Sprache der Beredsamkeit, und die sinnlich vollkommene äußere Darstellung dieser Erzeugnisse vermittelst der öffentlichen Rede, welche die Declamation und Gesticulation in sich einschließt. — In einer systematischen Durchführung der Redekunst muß daher eben so von der sinnlich vollkommenen äußern Darstellung der rednerischen Kunstformen durch freies Gebieten über die Sprache, als Inbegriff aller menschlichen Laute und Töne, und über das sie begleitende körperliche Gebärden- und Zeichenspiel, wie von den Bedingungen der Classicität der stylistischen rednerischen Form gehandelt werden, während in einem Werke, welches das Gesammtgebiet der teutschen Sprache überhaupt umschließt, nur das innere Wesen der Sprache der Beredsamkeit, nicht aber die äußere Darstellung der rednerischen Erzeugnisse durch Declamation und Gesticulation, behandelt wird. Aus diesem Grunde ist es zweckmäßiger, in dem Gesammtgebiete der teutschen Sprache die Benennung: Sprache der Beredsamkeit, statt des Ausdrucks: Redekunst, beizubehalten, weil der letzte Begriff mehr in sich faßt, als der erste. Weil aber das, was die Sprache der Beredsamkeit in Hinsicht auf die Bedingungen der Classicität der rednerischen Formen enthält, den ersten und wesentlichsten Bestandtheil der Redekunst bildet; so darf auch die Theorie der Sprache der Beredsamkeit keinesweges von dem Gebiete der schönen Künste ausgeschlossen werden.

Dadurch unterscheidet sich denn die Sprache der Beredsamkeit wesentlich von der Sprache der Prosa, welche, obgleich auch sie nach dem Gesetze der Form beurtheilt wird, doch nicht in den Kreis der schönen Kunst gezogen, und, in dieser Beziehung, weder der Sprache der Dichtkunst noch der Beredsamkeit gleichgestellt werden kann. Denn weil die Sprache der Prosa zunächst aus der Thätigkeit des menschlichen Vorstellungsvermögens stammt, wenn sie gleich die Mitwirkung des Gefühls- und Bestrebungsvermögens nicht ganz von sich ausschließt, kann sie nicht in das Gebiet der schönen Künste gezogen werden. Dagegen gehören die Dichtkunst und die Redekunst diesem Gebiete nach demselben Rechte an, nach welchem Tonkunst, Malerei, Plastik, Tanzkunst u. s. w. zum Kreise schöner Künste gerechnet werden. Doch unterscheiden Dichtkunst und Redekunst, als Künste, sich wesentlich dadurch von einander, daß in der Dichtkunst Gefühle unmittelbar den Stoff der Darstellung bilden, während in der Sprache der Beredsamkeit die Gefühle nur nach ihrem Zusammenhange mit den dargestellten Bestrebungen des Redners sich ankündigen. — Der Redner ist daher von dem Prosaiker und dem Dichter völlig verschieden; die Stimmung seines Geistes, der er folgt und die er durch die eigenthümliche Sprache der Beredsamkeit versinnlicht, ist ein von der geistigen Stimmung des Prosaikers und des Dichters ganz verschiedener Zustand. Mithin muß auch die erkennbare Form der äußern Darstellung dieses innern Zustandes des Redners einen ihm ganz eigenthümlichen Charakter an sich tragen, und diese äußere Form, — die Sprache der Beredsamkeit, — wird um so vollkommener und vollen-

derer seyn, je vielseitiger und gleichmäßiger der Geist nach den ihm einwohnenden drei Vermögen ausgebildet, und je reicher bereits die Sprache ist, in welcher er den classisch gehaltenen Ausdruck der in ihm zum Bewußtseyn gebrachten Zustände seines Bestrebungsvermögens niederlegt.

Uebrigens läßt sich nur daraus, daß die Sprache der Beredsamkeit die reichste Mannigfaltigkeit der stylistischen Darstellung, die vielseitigste Gewandtheit in der Anwendung der untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form, und das sicherste Festhalten der Mittellinie zwischen Prosa und Dichtkunst verlangt, die kleine Zahl der vollendeten Classiker in der Sprache der Beredsamkeit bei den Teutschen erklären, während das Sprachgebiet der Dichtkunst von einer ungleich größern Menge von Classikern angebaut ward, und selbst das Sprachgebiet der Prosa eine größere Zahl von Classikern besitzt, als die Sprache der Beredsamkeit. Aus dieser verhältnißmäßigen kleinern Zahl der Classiker in der Sprache der Beredsamkeit, im Gegensatze der Sprache der Dichtkunst und der Prosa, läßt sich zugleich die an sich befremdende Erscheinung erklären, daß auch die Theorie der Beredsamkeit bis jetzt verhältnißmäßig nicht so umschließend angebaut, und im Einzelnen nicht so durchgebildet ist, wie die Theorie der Prosa und der Dichtkunst, weil jeder vollständig durchgeführten Theorie ein vielseitiger und gleichmäßiger Anbau aller einzelnen in der Theorie aufgestellten Formen nothwendig vorausgehen muß. Denn durchgehends folgt im Gebiete schöner Künste die Theorie der Praxis, und große Geister in der Praxis (z. B. ein Mozart, Haydn, Cherubini u. a. in der

Tonkunst) bereichern das Gebiet der Theorie mit neuen Ansichten, Regeln und Formen.

Gehört, nach den aufgestellten Grundsätzen, die Sprache der Beredsamkeit in das Gebiet der Redekunst, und, zugleich mit der Redekunst, in das Gesammtgebiet der schönen Künste; so muß die Theorie der Beredsamkeit scharf von der Theorie des prosaischen Styls unterschieden werden, welche die Gesetze verzeichnet, nach welchen die zum Bewußtseyn gelangten Begriffe und Ideen des Verstandes und der Vernunft zur Einheit der stylistischen Form verbunden werden. Es ist daher eben so fehlerhaft, die Theorie der Beredsamkeit unter den einzelnen Abschnitten der Theorie des prosaischen Styls, und zwar als Untertheil des Lehrstyls aufzuführen, wie es fehlerhaft seyn würde, in die Theorie der Sprache der Beredsamkeit die Theorie des Lehrstyls, des geschichtlichen Styls, des Briefstyls und des Geschäftsstyls aufzunehmen. Durch die hervorstechende Wirksamkeit des Vorstellungsvermögens in der Sprache der Prosa, und durch die hervorstechende Wirksamkeit des Bestrebungsvermögens in der Sprache der Beredsamkeit sind bereits in der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes im Bewußtseyn die Grenzen genau gezogen, welche in der Theorie der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit wissenschaftlich aufgestellt und festgehalten werden müssen. Wo also in der Sprachdarstellung die unmittelbare Wirksamkeit des Verstandes und der Vernunft — oder auch nur des bloßen Gedächtnisses — erkannt wird; da gehört die stylistische Form in das Gebiet der Sprache der Prosa, von welcher übrigens die Theilnahme und Mitwirkung der beiden andern geistigen Vermögen an der Be-

gründung und Durchbildung der stylistischen Form nicht ausgeschlossen wird. Wo aber in der Sprachdarstellung der unmittelbare Charakter und Ausdruck menschlicher Bestrebungen, und die beabsichtigte Wirkung der stylistischen Form auf die Belebung des menschlichen Willens zu Entschlüssen und Handlungen nicht verkannt werden kann; da gehört die stylistische Form in das selbstständige Gebiet der Sprache der Beredsamkeit.

## 10.

### Grundbedingungen der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit.

Nach diesen, aus der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes selbst und aus dessen Ankündigungen im Bewußtseyn abgeleiteten, Grundsätzen über das Wesen der Sprache der Beredsamkeit, und deren Verschiedenheit von der Sprache der Prosa und Dichtkunst, ist es möglich, die allgemeinsten Ergebnisse über den selbstständigen und eigenthümlichen Charakter der Sprache der Beredsamkeit, nach ihrer Ankündigung im Gesammtgebiete der Sprache, neben der von ihr verschiedenen Sprache der Prosa und der Dichtkunst, — und, an der Spitze dieser Ergebnisse, den Begriff des Redners selbst aufzustellen.

Redner ist daher, wer über die Sprache der Beredsamkeit, nach dem aufgestellten Begriffe derselben, in ihrem ganzen Umfange und für jeden Zweck des Lebens, wo die Sprache der Beredsamkeit angewandt werden kann, mit Sicherheit gebietet. Der Redner muß also, als erste und unnachlaßliche Bedingung, die Zustände seines Bestrebungsvermögens

zum deutlichen Bewußtseyn erheben, und sie vermittelst der Sprache unter einer vollendeten Form darstellen können, durch welche der Wille der Leser oder Hörer zu festen Entschlüssen gebracht, und zur Verwirklichung des von dem Redner Verlangten durch freie Handlungen bestimmt wird.

Diese erste und wesentlichste Bedingung schließt aber mehrere andere Grundbedingungen in sich ein.

Sie setzt zunächst voraus, daß der Redner einen hohen Grad geistiger Bildung überhaupt erreicht habe, und daß namentlich die drei geistigen Vermögen gleichmäßig in ihm entwickelt seyen. Seine Vorstellungen müssen Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit, seine Gefühle Innigkeit, Reinheit und Wärme, seine Bestrebungen einen sittlichen Zweck, und Kraft und Beharrlichkeit, ihn zu erreichen, haben. So wie die Armuth des Geistes in den Werken des Redners unaufhaltbar zurückstößt; so auch die Halbheit und Schiefheit der Bildung der einzelnen, oder aller drei geistigen Vermögen.

Doch reicht die ursprüngliche glückliche Ausstattung und gleichmäßige Entwickelung der drei geistigen Vermögen nicht aus, den Redner zu bilden. Denn vielseitige und reichhaltige Kenntnisse aus den verschiedensten Kreisen des menschlichen Wissens, besonders aber philosophische und geschichtliche, als die Unterlage aller höhern Wirksamkeit vermittelst der Sprache der Beredsamkeit, muß der Redner sich erworben haben, wenn er für die von ihm behandelten Gegenstände Ueberzeugung und Entschluß, und von ihnen die lebendigste und ansprechendste Versinnlichung bewirken will. Nie hat es einen großen religiösen und politischen Redner gegeben, der nicht entweder Philosoph, oder Historiker, oder

beides zugleich war. Je mehr aber der Redner beides zugleich ist; desto mächtiger wird auch seine Rede wirken, sobald sie übrigens in stylistischer Hinsicht dem Gesetze der Form entspricht. Der Philosophie bedarf er, um nicht blos Begriffe aufzustellen und zu zergliedern, sondern um Ideen aufzufassen, ihnen, wo möglich, das Gepräge der Neuheit zu geben, sie unter sich selbst richtig und genau zu verbinden, und ihre Aufeinanderfolge mit Sicherheit anzuordnen, damit durch ihre Darstellung Ueberzeugung bewirkt, und die Idee dem Kreise des Handelns und des wirklichen Lebens näher gebracht werde. Ohne Zurückführung des rednerischen Stoffes auf Vernunftideen, wird jede Rede nur ins Flache und Breite übergehen, und ohne die sichtbaren Spuren der Vernunftthätigkeit an der Gestaltung der Rede wird diese des innern Zusammenhanges und der organischen Einheit ermangeln. Allein gleich nothwendig sind die geschichtlichen Kenntnisse, damit das von der Vernunft ausgehende Wort durch Beispiele erläutert, versinnlicht und verstärkt werde, und das, was aus dem Kreise der Wirklichkeit zurückstralt in dem Spiegel der Geschichte, durch seine lebendige Kraft zu ähnlichen Handlungen führe und begeistere. Soll aber der Redner in einzelnen Fällen diese Begeisterung bewirken, und überhaupt seine Sprachform Leben, Fülle, Kraft und Feuer haben; so muß seine Einbildungskraft Antheil nehmen an der Hervorbringung und Gestaltung der rednerischen Form, damit er durch das Gleichmaas und die Fülle seiner Sprache, so wie durch die innere lebensvolle Verbindung aller einzelnen Theile der Rede, eben so auf die Mindergebildeten, wie auf die Gebildeten seiner Zu-

hörer wirke, wenn er gleich zunächst die Gebildeten im Auge behält, während er die Mindergebildeten an sich heraufzuziehen, für seinen Standpunct zu gewinnen und eben so ihre lückenvolle Erkenntniß, wie ihre mangelnde Thatkraft fortzubilden sucht. Nie darf aber die Einbildungskraft des Redners mit den Farben des Dichters zeichnen; nie darf seine Anwendung der Figuren und Tropen über den Reichthum des bildlichen Ausdruckes hinausgehen und in eine bloße Bildersprache verwandelt werden. Denn dies ist die gefährlichste Klippe, namentlich für den jungen, über eine lebendige Einbildungskraft gebietenden Redner, die er nur dann glücklich umschifft, wenn er sich neben dem darzustellenden Bilde jedesmal der Vernunftidee deutlich bewußt ist, die er unter der Hülle des Bildes zeichnet, und wenn er nicht, wie der Dichter, die Bewegung und Erschütterung des Gefühlsvermögens, sondern die Belebung, Aufregung und Spannkraft des Bestrebungsvermögens beabsichtigt. In dem Redner muß, bei aller Wärme des Gefühls und bei allem Feuer der Einbildungskraft, doch die Vernunft die Herrschaft über die Einbildungskraft, und die Idee das Uebergewicht über das versinnlichende Bild behalten. Denn ihm ziemt es nicht, blos an die Einbildungskraft seiner Zuhörer sich zu wenden. Sie sollen nicht reicher an Bildern, wohl aber reicher an richtigen Begriffen und bestimmten Ideen, und durch diese zu festen Entschlüssen und bestimmten Aeußerungen der Thatkraft gebracht werden. Nicht also in dem Schwalle rauschender Töne, nicht in dem Schellengeläute bunter Floskeln und Redensarten, nicht in der Häufung der Epitheten, nicht in der Dunkelheit stark gefärbter Bilder und gewaltsam gruppirter

Gegenstände besteht die Fertigkeit und Kunst des Redners, sondern in einer gleichmäßigen Wirksamkeit seiner Einbildungskraft mit der Vernunft, in einem gleichmäßigen Reichthume wahrer und tiefer Ideen und treffender und reicher Bilder, die nicht ihrer selbst, sondern der Ideen wegen da sind, und die, während die Idee mit unaufhaltbarer Kraft den Geist überzeugend ergreift, über das Ganze der Darstellung ein frisches, wohlthuendes Leben verbreiten.

## 11.

## Fortsetzung.

Bei dem Redner muß aber zu der gleichmäßigen Bildung seiner drei geistigen Vermögen, zu dem Reichthume seiner philosophischen und geschichtlichen Kenntnisse, und zu der harmonischen Thätigkeit seiner Einbildungskraft mit der Vernunft, eine genaue Menschenkenntniß überhaupt, besonders aber eine umschließende Kenntniß des bestimmten Kreises seiner Zuhörer hinzukommen. Der wahre Redner darf nicht Stubengelehrter seyn; er muß das menschliche Herz, nach seinen Licht- und Schattenseiten, und eben so nach seinen rechtlichen und sittlichen Neigungen, wie nach seinen Schwachheiten, Fehlern und Verirrungen, erforscht haben. Er muß zugleich die Welt kennen; d. h. er muß den Geist des Zeitalters, in welchem er lebt, nach seinen Hauptbestrebungen verstehen; er muß den Standpunct der Cultur der jetzt lebenden Völker richtig auffassen; er muß die Bedingungen und Ankündigungen ihres innern und äußern Lebens bestimmt sich vergegenwärtigen; er muß wissen, welche Thatsachen im Kreise der Ver-

gangenheit die Zustände der Gegenwart vermittelten und herbeiführten; er muß einen sicher berechneten Blick in die Zukunft thun, die aus der Gegenwart sich entwickeln wird; besonders aber muß er das Volk, unter welchem er lebt, nach allen seinen geistigen, sittlichen und bürgerlichen Verhältnissen und Bedürfnissen erforscht haben, und namentlich denjenigen Kreis von Menschen, welchem seine unmittelbare Thätigkeit angehört. Denn anders spricht der religiöse Redner in Teutschland, als in Spanien, anders in Schweden, als in Italien; anders spricht der teutsche Prediger in einer Universitäts- oder Hofkirche, als vor einer Landgemeinde. Dasselbe gilt von dem politischen Redner. Anders spricht ein Redner in dem brittischen Oberhause, als in der Pairskammer zu Paris; anders ein Mitglied der zweiten Kammer zu München, als ein Redner des Storthings zu Christiania. Anders sprach Demosthenes in Griechenland, als Cicero in Rom. — So gewiß der Redner seine geistige Individualität und das Volk nicht verläugnen kann, unter welchem er aufwuchs, gebildet ward, und zu welchem er spricht; so gewiß ist auch der größte Theil seiner Wirksamkeit durch die genaue Kenntniß des Culturgrades, der Sitten, der Verhältnisse und der Bedürfnisse seines Volkes und seines unmittelbaren Berufskreises bedingt. Damit wird aber nicht geläugnet, daß es nicht Gegenstände von allgemein menschlichem Interesse gebe, die eben so am Ohio wie an der Weichsel, eben so am Tajo wie an der Themse, eben so am Ganges wie an der Donau auf die Menschen wirken. Denn welche menschliche Brust fühlte sich nicht erhoben, wenn der religiöse Redner den Glauben an Weltregierung,

an Unsterblichkeit, an Vergeltung und an das Daseyn Gottes, und der politische Redner die hohe Idee der bürgerlichen Freiheit, oder die Idee der Freiheit des gegenseitigen Verkehrs unter allen gesitteten Völkern verkündigt? Deshalb wird auch der Redner seiner Wirkung desto mehr sich versichern, je mehr der besondere Gegenstand, welchen er behandelt, den Ideen der Vernunft nahe liegt, und auf die höchsten und allgemeinsten sittlichen oder bürgerlichen Interessen des ganzen menschlichen Geschlechts zurückgeführt werden kann. Mögen immer diese höchsten Ideen und Interessen der Menschheit nicht selbst in dem ausgesprochenen Worte des Redners vorkommen; so werden sie doch, als Grundtöne, in dem Gemüthe der Zuhörer mehr oder weniger angeregt werden, und gleichsam die stillschweigende Unterlage der von dem Redner in den Zuhörern vermittelten Gesinnungen, Ueberzeugungen und Entschlüsse bilden.

Soll aber der Redner die von ihm beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen; so muß die Versammlung, zu welcher er spricht, von der strengen Sittlichkeit seines Charakters und von seiner eignen Ueberzeugung von dem, was er sagt, durchdrungen seyn. Sey es also auch ein religiöser oder politischer Irrthum, den der Redner aufstellt und durchführt; so werden doch seine Zuhörer den Glauben an ihn nicht verlieren, und selbst die Andersdenkenden und Hellsehendern werden ihn nicht verkennen, sobald jeder weiß, der Redner spricht, wie er denkt, und giebt nichts, als was ihm als innige Ueberzeugung sich darbietet. Doch reicht dieser Glaube der Zuhörer an die intellectuelle Redlichkeit des Redners nicht aus, sobald

damit nicht die Ueberzeugung von der unbefleckten Reinheit und Güte seines Charakters sich verbindet. Denn diese ist es, welche eben so den Gebildeten, wie die Masse mit sich fortreißt. Der Mann, der Strenge der Sitten fordert, und die Gebrechen der Zeit mit starker Sprache rügt, wird nicht mißfallen, sobald alle wissen, daß er unerbittlich streng gegen sich selbst ist. Wer daher Reinheit der Gesinnung und des Wandels als Redner fordert, muß selbst der ernsten Stimme des Sittengesetzes folgen. Wer gegen Sklaverei und Leibeigenschaft sich erklärt, darf nicht seine Hausgenossen und Dienstboten mißhandeln. Wer Wohlthätigkeit empfiehlt, darf nicht geizig, wer Demuth und Bescheidenheit preiset, darf nicht aufgeblasen und eitel seyn. Wer die unbedingte Herrschaft des Rechts auf der Erde und in der Wechselwirkung der einzelnen Staaten verkündigt, darf nicht dem Despotismus schmeicheln, nicht die geheime Polizei empfehlen, nicht Kabinetsbefehle zur Beugung der Gerechtigkeitspflege entschuldigen, und nicht die Erhöhung der Steuern und Abgaben bis zum Drucke der einzelnen Volksklassen rechtfertigen. — Von einer Wirksamkeit aber, die nicht im Augenblicke des Haltens der Rede zu berechnen ist, und die in ihren Folgen oft über das lebende Menschengeschlecht hinausreicht (man denke an Pitt und Fox, an Zollikofer und Reinhard), ist die Kraft der Rede, sobald der politische und religiöse Redner die öffentliche Meinung für sich hat, daß er nie von seiner individuellen Ueberzeugung sich entfernt, und daß sein Leben selbst der sicherste Beleg zu den Wahrheiten ist, die er verkündigt, und zu den Pflichten und Rechten, deren Anerkennung und Verwirklichung er von Andern verlangt. Damit läßt sich

sehr gut vereinigen, daß der religiöse und politische Redner in einzelnen Fällen den Kreis, zu dem er spricht, noch nicht reif findet für gewisse Ideen und Ansichten, und daß er mit Jesu denkt: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es nicht ertragen." Er wird dann über Gegenstände schweigen, die noch nicht in den Gesichtskreis seiner Zuhörer fallen, und wofür noch kein anerkanntes Bedürfniß auf der von ihnen erreichten Stufe ihrer Cultur spricht; er wird aber nie das Gegentheil von dem sagen, was er denkt, und nie das öffentlich als Wahrheit aussprechen, was ihm als Irrthum erscheint. Er wird daher nie die Kraft der Beredsamkeit zu einem unedlen Zwecke mißbrauchen, sondern nur das empfehlen, wovon sein ganzes Wesen durchdrungen ist, und was er als das Beste und Wirksamste anerkennt. Er wird in seiner öffentlichen Ankündigung den Vorwurf vermeiden, daß er „weder kalt noch warm" sey; denn jedesmal wird der Kreis seiner Zuhörer es wahrnehmen, daß er von seinem Gegenstande fest überzeugt und innig durchdrungen ist.

## 12.

## Schluß.

Wenn dies, in einem kurzen Umrisse, die innern Bedingungen des wahren Redners sind; so müssen sich an diese auch zwei äußere Bedingungen anschließen: die classische Vollendung der rednerischen Form, und die sinnlich vollkommene äußere Darstellung der Rede.

1) Da für die classische Vollendung jeder rednerischen Form das Gesetz der Form überhaupt als

allgemeinster und höchster Maasstab gilt; so gestaltet sich auch dessen Anwendung im Einzelnen nach der geistigen Individualität des Redners; nach dem Stoffe, den er behandelt; nach dem Zwecke, den er beabsichtigt; nach dem Culturgrade, auf welchem seine Zuhörer stehen, und nach dem jedesmaligen Verhältnisse, unter welchem eine religiöse oder politische Wahrheit ins wirkliche Leben eintreten soll. Allein unerläßlich bleiben zwei Forderungen. Die erste, daß die Sprache des Redners gleich weit von der Sprache der Prosa, wie von der Sprache der Dichtkunst abliege, und durchgehends den eigenthümlichen und selbstständigen Charakter der Sprache der Beredsamkeit behaupte, so mannigfaltig auch im Einzelnen die Schattirungen derselben seyn mögen; die zweite, daß jede Rede, selbst die freie (extemporirte), inwiefern sie unter dem Gesetze der Form stehet, — bei aller Verschiedenheit der Ausführung im Einzelnen — den beiden Grundeigenschaften des Gesetzes der Form, der Richtigkeit und der Schönheit, entsprechen muß. Denn weder blos das Vorhandenseyn der Richtigkeit, noch das bloße Vorhandenseyn der Schönheit der Form, ertheilt der Rede den Charakter der Gediegenheit und stylistischen Vollendung.

2) Weil aber an sich jede Rede für die äußere Mittheilung und Darstellung berechnet ist; so folgt von selbst — was bereits (§. 8.) unter der Lehre von der Technik der rednerischen Form erinnert ward — daß sie nur dann ihre beabsichtigte Wirkung erfüllen wird, wenn sie als sinnlich vollkommen in der Darstellung erscheint. Diese sinnlich vollkommene Darstellung beruht theils auf der Wortsprache, theils auf der Gebärdensprache.

Die Wortsprache des Redners, oder die Fertigkeit in der mündlichen Darstellung, setzt die möglichst höchste Gewandtheit und Ausbildung der Sprachfähigkeit (der Zunge) voraus, und kündigt sich darin an, daß die äußere Darstellung der Rede eben so zu einer ästhetischen Einheit erhoben wird, wie die stylistische Form der Rede eine abgeschlossene ästhetische Einheit bildet. Die äußere ästhetische Einheit der Rede ist aber blos durch die Anwendung der Grundsätze der Tonkunst auf die declamatorische Darstellung möglich. Denn diese Rücksicht auf die Grundsätze der Tonkunst verlangt zunächst eine vielseitige Uebung und Bildung des Sprachorgans, damit die Stimme Reinheit, Umfang und Wohllaut gewinne, und der Redner durch Uebung und Kunst eben so die Naturanlage veredle, wie der Sänger durch lange Uebung sein Organ verbessert und vervollkommnet. Dazu gehört, daß der Redner alle einzelne Buchstaben, Sylben und Wörter deutlich, richtig, und nach dem ihnen eigenthümlichen Laute ausspreche; daß er die natürliche Stufenleiter der Vocale (u, o, a, e, i) und der Diphthonge frühzeitig einübe; daß er nicht mit der Zunge anstoße, keinen Buchstaben und keine Sylbe verschlinge, oder am Schlusse der Wörter und Sätze ganz fallen lasse; daß er keinen singenden Ton sich aneigne, und nach der Fertigkeit strebe, hohe und tiefe, starke und schwache, sanfte und rauhe, feste und schwankende Töne — nach den in den darzustellenden Ideen selbst enthaltenen Schattirungen — mit Leichtigkeit und Sicherheit hervorzubringen; besonders aber, daß er nie zu hastig und übereilt, sondern mit Besonnenheit und Ruhe spreche. — Allein, nächst der sorgfältigen und vielsei-

tigen Uebung des Sprachorgans, verlangt die Rücksicht auf die Grundsatze der Tonkunst von der Wortsprache, daß die rednerische Form vermittelst einer der Tonkunst nachgebildeten Behandlung nach außen als ästhetische Einheit sich ankündige. Dazu gehört, daß der Redner in der Wortsprache den eigenthümlichen Charakter des rednerischen Erzeugnisses getreu wiedergebe und bestimmt versinnliche (denn anders muß eine Festpredigt, anders eine Trauerrede, anders die Parlamentsrede, anders die Schulrede u. s. w. nach außen erscheinen); daß er — nach dem Verhältnisse, wie in der Tonkunst jedes größere oder kleinere Tonstück in einer bestimmten Tonart gehalten, und für den Vortrag desselben eine bestimmte Tactart (Mensur) vorgeschrieben wird, — für die in der Wortsprache darzustellende Rede den ihr angemessenen Grundton ergreife und festhalte, die Ausweichungen aus demselben in verwandte Töne im Voraus genau berechne, und das für die Rede gewählte Zeitmaas in den einzelnen Schattirungen des Vortrages — nach der Betonung der einzelnen Sylben und Wörter, als Viertel, Achtel u. s. w., wie in der Tonkunst, — durchführe, so wie er über die Steigerung und Vertheilung der Stärke und Schwäche der Stimme, nach der Aehnlichkeit des Forte und Piano in der Tonkunst, frei und sicher gebieten muß. Dies wird dem Redner aber nur dann gelingen, wenn er der richtigen Betonung (Accentuation) mächtig geworden ist; denn das musikalische Leben und die äußere ästhetische Darstellung der vollendeten Rede beruht auf dem richtigen Legen und Festhalten des Accents, namentlich in der teutschen Sprache, die — wie in der Lehre von der Prosodie (Th. 3. §. 9.) bewiesen ward — keine quantitirende, son-

dern eine accentuirte Sprache ist. In der teutschen Sprache hat nämlich jedes Wort eine Sylbe, welche, als die wichtigste, den Ton erhält; dies ist der Wort- oder Begriffsaccent. Nächst diesem Wortaccente muß aber der declamatorische (oder ästhetische) Accent berücksichtigt werden, der, in den einzelnen stylistischen Perioden, zuerst das Hauptwort, dann die wichtigsten Nebenwörter, und, nach demselben Verhältnisse der Schattirung des sinnlichen Ausdruckes, alle einzelnen Wörter nach ihrem ästhetischen Gehalte und nach ihrer gegenseitigen Stellung bezeichnet. Denn wie, für die innere Gediegenheit der Rede, das Gesetz der Form die beiden Grundeigenschaften der Richtigkeit und Schönheit aufstellt; so gehört auch für die äußere Richtigkeit der Wortaccent, und für die äußere Schönheit der declamatorische (oder ästhetische) Accent. Keiner von beiden kann den andern ersetzen; keiner darf den andern verdrängen; beide müssen in der äußern Darstellung aufs innigste zu Einem Ganzen verbunden seyn, weil die sinnliche Wirkung der Rede auf den Kreis der Zuhörer von ihrer gleichmäßigen Anwendung abhängt. Denn so unerläßlich die Wahrheit und Richtigkeit des Ausdrucks in der äußern Bezeichnung bleibt; eben so wichtig ist der declamatorische Accent für die ästhetische Farbengebung, die — sobald sie nicht in absichtlich gesuchte Malerei ausartet — ihre Wirkung auf das Bestrebungs- und Gefühlsvermögen nicht verfehlt.

Nächst der Wortsprache gehört aber auch zur sinnlich vollkommenen Darstellung der Rede die Gebärdensprache, oder die vollendete ästhetische Einheit in den verschiedenen Bewegungen des menschlichen Körpers und seiner Theile in Beziehung auf die

Versinnlichung gewisser Ideen, Gefühle und Bestrebungen vermittelst dieser Bewegung. Da diese Gebärdensprache bei der äußern Redekunst nicht — wie in der selbstständigen schönen Kunst der Mimik — ein von der Wortsprache verschiedenes und besonderes Ganzes bildet, sondern nur die Wortsprache begleiten, unterstützen und verstärken soll; so folgt auch daraus, daß, bei dem Redner, die Gebärdensprache durchgehends von der Wortsprache abhängig ist. Sie steht daher zur Wortsprache ungefähr in demselben Verhältnisse, unter welchem in der Tonkunst das accompagnirende Instrument zu dem obligaten erscheint. Die Gebärdensprache darf daher nicht jedes Wort, nicht jeden Ausdruck begleiten; sie folgt vielmehr, in einer sorgfältig berechneten Abstufung und verhältnißmäßigen Steigerung, dem Bedeutendern nnd Wichtigern in der Sprachdarstellung, mit Festhaltung des Gesetzes der Sparsamkeit, der Richtigkeit und der Schönheit. Denn soll das Gebärdenspiel unter ästhetischen Gesetzen stehen; so muß es im Voraus durchdacht, dem zu bezeichnenden Gegenstande völlig angemessen, sinnvoll, in sich selbst harmonisch, und — nach seinen einzelnen Theilen — zu einer ästhetisch vollendeten Form ausgeprägt worden seyn. Nur unter diesen Bedingungen werden die äußern Zeichen des Redners den Wiederschein der hohen Bildung, Tiefe und Gediegenheit seines innern geistigen Lebens enthalten, und das Innere und Aeußere der Rede wird ein gleichmäßig verbundenes, ein in sich übereinstimmendes, ein unauflösliches Ganzes bilden, das, nach dieser Verschmelzung der innern Classicität der Rede mit der vollendeten äußern Wort- und Gebärdensprache, seines

tiefgreifenden Eindruckes auf das Gemüth der Zuhörer nicht verfehlen wird.

## 13.

## Die drei Schreibarten in der Sprache der Beredsamkeit.

So wie in der Sprache der Dichtkunst und Prosa jedes einzelne stylistische Erzeugniß, das auf den Charakter der Classicität Anspruch macht, einer der drei Schreibarten — entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern — (Th. 1. S. 474) bestimmt angehören muß; so auch in der Sprache der Beredsamkeit. Jede einzelne Rede gehört, nach ihrem Grundtone und nach der Haltung und Durchführung der Sprache, entweder zur niedern, oder zur mittlern Schreibart, weil in der höhern Schreibart nie eine ganze Rede — höchstens eine Harangue — gehalten werden kann und darf. Am meisten eignet sich die mittlere Schreibart, nach ihrem in der Philosophie der Sprache aufgestellten Charakter, zur stylistischen Darstellung der Rede, weil sie, im Gegensatze der niedern und der höhern Schreibart, theils die gleichmäßigste Bildung aller drei geistigen Vermögen voraussetzt, theils nach ihrer Wirkung wieder die gesammten drei geistigen Vermögen umschließt, während die niedere Schreibart zunächst auf das Vorstellungsvermögen, und die höhere Schreibart zunächst auf das Gefühlsvermögen wirkt. Doch ist die niedere Schreibart, nach ihrer Faßlichkeit und Einfachheit des stylistischen Ausdruckes, ebenfalls zur religiösen und politischen Rede geeignet, sobald als sie zunächst für den Gesichtskreis und für die Belebung des Wil-

lens der untern Volksklassen und der großen Masse bestimmt sind, welche gewöhnlich zu wenige geistige Entwickelung, Bildung und Uebung besitzt, um der mittlern Schreibart, nach der Tiefe und dem Reichthume der Ideen, nach der Hoheit und Würde ihrer Sprache, und nach der Fülle, Haltung und Ründung ihres Periodenbaues folgen zu können.

Was die Uebergänge aus der einen Schreibart in die andere betrifft; so dürfen diese in der Rede nicht zufällig und willkührlich eintreten, vielmehr müssen sie von dem Redner sorgfältig berechnet seyn. Denn ist die Rede zunächst in der niedern Schreibart gehalten; so muß die Steigerung des zu behandelnden Stoffes nach seinen innern Gründen, und die unmittelbare Beziehung desselben auf das Bestrebungsvermögen, die Veranlassung darbieten, aus der niedern Schreibart in die mittlere überzugehen. Auf gleiche Weise findet — doch immer nur in den seltenen Fällen, wo der Redner eine unmittelbare und vorübergehende Wirkung auf das Gefühlsvermögen seiner Zuhörer beabsichtigt — ein Uebergang aus der im Grundtone der Rede festgehaltenen mittlern Schreibart in die höhere statt, und vielleicht eben so selten ein Abwärtssteigen aus dem Grundcharakter der mittlern Schreibart in die niedere.

Wenn bei der Wahl der niedern oder der mittlern Schreibart für die stylistische Darstellung einer Rede theils die Individualität des Redners, ob er mehr der niedern, oder der mittlern Schreibart gewachsen ist, — theils der für die Rede gewählte Stoff, theils der durch die Rede zu erstrebende Zweck, theils die Mehrzahl des Kreises der Zuhörer in Anschlag kommen muß; so ist es doch eine unnachläßliche Forderung, daß der Redner in der

einmal gewählten Schreibart bestimmt sich gleich bleibe, und daß er über den Umfang der Sprache mit der Sicherheit gebiete, daß jeder gebildete Leser oder Zuhörer der Rede in der ganzen stylistischen Haltung und Durchführung derselben einen und denselben Charakter der Schreibart erkennt. Denn eben auf dieser weder ängstlich gesuchten, noch künstlich herbeigeführten, sondern im natürlichen Ergusse des gereiften Geistes entstandenen und gleichmäßig durchgeführten, stylistischen Form der Rede beruht die ästhetische Einheit und die Classicität derselben.

Ob nun gleich die Eigenthümlichkeit der geistigen Bildung und Reife, so wie die individuelle hohe Bewegung des Bestrebungsvermögens bei dem Redner über die Kraft und Gediegenheit seiner Sprache entscheidet (Pectus est, quod disertum facit, et vis mentis); so wird doch, bei aller Verschiedenheit der von ihm behandelten Stoffe, derselbe Redner, in seinen rednerischen Erzeugnissen, an gewissen eigenthümlichen Bezeichnungen und Wendungen — sie mögen nun die Anordnung und Vertheilung des Stoffes betreffen, oder die Behandlung und Ausprägung der Form — wieder erkannt werden, welche man, in gutem Sinne, die ihm eigenthümliche Manier nennen kann. So wird, an seiner individuellen Manier, Demosthenes wie Cicero, Flechier wie Saurin, Burke wie Pitt, Zollikofer wie Reinhard, Schleiermacher wie Tzschirner, erkannt. Dieses Festhalten einer selbstgeschaffenen Manier ist übrigens nichts weniger, als fehlerhaft, sondern vielmehr die nothwendige Folge der ganz eigenthümlichen Entwickelung und Richtung der geistigen Vermögen bei ausgezeichneten Individuen. Wer wagt es an Horaz und Virgil, an Ariost

und Tasso, an Shakespeare und Milton, an Bürger und Kosegarten, an Schiller und Göthe zu tadeln, daß man, unter den verschiedensten dichterischen Formen ihres classischen Geistes, dennoch ihre Individualität und das eigenthümliche Gepräge ihrer stylistischen Formen wieder erkennt? Was aber dem Dichter verstattet ist, gebührt auch dem Redner, der, als Künstler betrachtet, jenem durchgehends gleich berechtigt ist. Auch ist es nicht die selbstgeschaffene Manier des gediegenen Redners, die, bei ihrer Wiederkehr in seinen Erzeugnissen, uns auffällt; wohl aber die nachgeahmte und nachgeäffte Manier des großen Redners, wenn er dem traurigen Schicksale nicht entgehen kann, daß minder Begabte, ohne seinen Geist zu fassen und die Höhe seiner stylistischen Classicität zu erreichen, nur an dem Außerwesentlichen und Zufälligen — nur an der Außenseite des wahren Redners — haften, und in der ängstlich gesuchten Nachahmung dieser äußern Zufälligkeiten sich gefallen, indem sie vermeinen, auf diese Weise den Ehrenplatz neben ihm zu erreichen. Allein, wenn diese, nur für den Augenblick bisweilen ansprechenden und gepriesenen, blos nachahmende Redner längst vergessen sind, trägt für alle künftige Zeiten der Name des wahren Redners den Charakter der Unsterblichkeit.

## 14.

## Eintheilung der einzelnen Gattungen und Klassen der Reden.

Es giebt an sich nur zwei Hauptgattungen von Reden, in welchen der Grundcharakter der Sprache der Beredsamkeit nach seiner classischen Vollen-

dung erkannt wird: die **religiöse** (oder geistliche), und die **politische** Rede, nach ihren **Arten** und **Untertheilen**, wovon die **erste** das reiche Gebiet der religiösen Erkenntniß und des religiösen Glaubens, die **zweite** aber den weiten Kreis des ganzen Staatslebens, sowohl des bürgerlichen, als des öffentlichen, umschließt. Allein, wie bei der Eintheilung der einzelnen Dichtungsarten, eine **Ergänzungsklasse** (Th. 3. §. 11) für alle diejenigen dichterischen Formen nöthig ward, die nicht ohne Zwang den aufgestellten Hauptgattungen der Dichtkunst ein- und untergeordnet werden konnten; so muß auch bei der Sprache der Beredsamkeit eine **dritte gemischte** Klasse von Reden — gleichsam als Ergänzungsklasse — angenommen werden, welche alle diejenigen Reden umschließt, die nicht ohne Zwang zur religiösen oder politischen Gattung der Reden gerechnet werden können, wohin die **akademischen** Reden, die **Universitätsreden**, die **Schulreden**, die **Haranguen** u. s. w. gehören.

Weil aber mehr oder weniger **an alle** Reden ein **gemeinsamer logischer** und **ästhetischer Maasstab** gelegt werden muß, nach welchem der in ihnen aufgestellte Hauptgedanke nach seiner Erfindung, Eintheilung und Durchführung, mithin die ganze **innere** und **äußere** Oekonomie der Rede, beurtheilet wird; so muß die Ausmittelung dieses Maasstabes, oder die Lehre von dem Grundcharakter der Rede, der Entwickelung der einzelnen Formen der Reden in der wissenschaftlichen Anordnung des Gebietes der Sprache der Beredsamkeit vorausgehen. Es zerfällt daher dieses Gebiet in folgende vier Theile:

1) in die Lehre von dem **Grundcharakter**

der Rede überhaupt in logischer und ästhetischer Hinsicht;
2) in die Darstellung der Gattung der religiösen Reden;
3) in die Darstellung der Gattung der politischen Reden;
4) in die Darstellung der Klasse der gemischten Reden.

---

## 1) Vom Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht.

### 15.

### Der Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht.

Soll durch die Rede, als dem Erzeugnisse der Sprache der Beredsamkeit, dem Gesetze der Form, welches gleichmäßig die beiden wesentlichen Bestandtheile jeder Rede, die Richtigkeit und Schönheit der Form, umschließt, Genüge geleistet werden; so muß man drei Hauptgegenstände berücksichtigen:
a) die Erfindung des Thema;
b) die Eintheilung und Anordnung des Ganzen; und
c) die stylistische Form der Darstellung.

### 16.

### a) Die Erfindung des Thema.

Unter der Erfindung wird die Wahl des Stoffes verstanden, der behandelt und unter

einen Hauptbegriff — Thema — gebracht werden soll. Der natürliche Beruf zum Redner wird hauptsächlich an dieser Ausmittelung des in den Mittelpunct der Rede zu stellenden und auszuführenden Hauptgedankens erkannt; denn der Gedanke muß theils den Charakter des Rednerischen an sich tragen; theils wahr und dem Sittengesetze angemessen, theils möglichst neu, wichtig und interessant, theils so einfach, als möglich, ausgedrückt seyn.

Die erste Forderung, daß der in den Mittelpunct einer Rede gestellte Gedanke den Charakter des Rednerischen an sich trage, schließt alle blos didactische, so wie alle dichterische Stoffe von dem Thema einer Rede aus. Es kann sehr zweckmäßige Themata zu Lehrvorträgen, und auf ähnliche Weise zu Gedichten geben, die aber der Sprache der Beredsamkeit völlig fremd sind, weil nur derjenige Stoff zum Thema einer Rede sich eignet, der einer Hauptwirkung auf das Bestrebungsvermögen fähig ist, und selbst aus dem tiefbewegten Bestrebungsvermögen des Redners stammt. Daraus folgt, daß jeder Stoff von der Sprache der Beredsamkeit ausgeschlossen werden muß, der nicht in seiner stylistischen Behandlung und Gestaltung einen Eindruck auf den Willen und das Bestrebungsvermögen zu bewirken vermag. Denn wenn es gleich von selbst sich versteht, daß nicht alle in den Mittelpunct der Reden gestellte Stoffe eine gleiche rednerische Kraft und Fruchtbarkeit nach ihrem Verhältnisse zu dem menschlichen Bestrebungsvermögen haben können; so ist es doch eine unnachläßliche Bedingung an das Thema der Rede, daß es in irgend einer Verbindung mit der

Belebung des Willens stehen und, in seiner zweckmäßigen Behandlung, eines bestimmten Eindruckes auf das Bestrebungsvermögen sich versichern könne.

## 17.

### Fortsetzung.

Wenn gleich diese Grundbedingung für die Erfindung und Auswahl des Thema zu einer Rede in gewisser Hinsicht die übrigen Bedingungen in sich einschließt; so müssen diese doch einzeln aufgestellt werden.

Es soll nämlich das Thema, welches den Charakter des Rednerischen an sich trägt, zugleich das Gepräge der Wahrheit haben, und dem Gesetze der Sittlichkeit angemessen seyn. Denn wenn auch ein Thema sich völlig dazu eignete, menschliche Neigungen zu veranlassen, Triebe und Begierden aufzuregen, und den Willen zu Handlungen zu leiten; so ist doch die ganze Rede, bei aller ästhetischen Vollkommenheit, nur auf Täuschung, oder auf bloße Ueberredung der Masse berechnet, sobald dem aufgestellten Hauptgedanken nicht Wahrheit und Angemessenheit zu dem Sittengesetze zukommt. Mögen solche blos auf Täuschung und Ueberredung berechnete Themata selten in der religiösen Beredsamkeit vorkommen (obgleich auch diese der jesuitischen Casuistik und der zelotischen Controverspredigten nicht ganz ermangelt); so finden sie sich desto häufiger in der politischen Beredsamkeit, die reich an Beispielen ist, wo durch ein rednerisches Thema, mit Kraft und Feuer in der Sprache der Beredsamkeit durchgeführt, die irrigsten und schädlichsten Lehren aufgestellt, und die nachtheiligsten

Erfolge im innern und äußern Staatsleben bewirkt worden sind. Solche Themata werden aber von dem Wesen der wahren Beredsamkeit ausgeschlossen, sobald, nächst dem rednerischen Charakter des darzustellenden Stoffes, die Wahrheit des Hauptgedankens, so wie seine Angemessenheit zu dem Sittengesetze verlangt wird. Die Wahrheit des Thema kann entweder blos formell, oder materiell seyn. Formell ist sie, wenn sie blos auf der Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen, Begriffe und Ideen mit sich selbst beruht und ihr kein Gegenstand in dem Kreise der Erfahrung und Wirklichkeit entspricht (z. B. die Idee der Unsterblichkeit; die Idee des ewigen Friedens unter den Völkern und Staaten); dagegen ist sie materiell, wenn der aufgestellte Hauptgedanke mit den Gegenständen der Erfahrung, der Geschichte und des wirklichen Lebens übereinstimmt.

Der Hauptgedanke der Rede soll aber nicht blos wahr seyn; er soll auch in Angemessenheit zu dem Sittengesetze sich ankündigen. Zwar kann es rednerische Stoffe geben, die in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Sittengesetze stehen, bei welchen man sich also auf die Forderung beschränkt, daß sie dem Sittengesetze nicht widersprechen dürfen. Allein die meisten, und zwar die wirksamsten, rednerischen Stoffe gehören in den Kreis des menschlichen Lebens, es sey dies nun das häusliche, oder öffentliche Leben; und in beiden waltet als höchster Maasstab das ewig heilige Sittengesetz. Denn wie die Sittlichkeit die festeste Unterlage jeder Religion bildet, weil keine wahre Religion etwas lehren und gebieten kann, was gegen das Sittengesetz in dem menschlichen Gemüthe strei-

tet; so stammt auch das höchste Rechtsgesetz für die politische Ordnung der Dinge mit dem höchsten Pflichtgebote aus einer und derselben Quelle, aus dem Ideale der Sittlichkeit überhaupt. Würde also ein religiöser oder politischer Redner ein Thema aufstellen und durchführen, welchem man den absichtlichen Verstoß und den entschiedenen Contrast mit dem Sittengesetze nachweisen könnte; so würde eine solche Rede — selbst bei gelungener stylistischer Form — von dem Gebiete der wahren Beredsamkeit ausgeschlossen, weil jeder Stoff unter der Würde des Redners ist, dessen Inhalt das Sittengesetz umgeht und beleidigt. Gegen das Sittengesetz würde aber der kirchliche Redner verstoßen, welcher die Verfolgung der Ketzer, die Vertilgung der Ungläubigen, die ewige Verdammniß des Andersdenkenden predigte; und auf gleiche Weise der politische Redner, der entweder das Recht der Völker zu gewaltsamen Revolutionen verkündigte, oder die Ordnung und Sicherheit im Innern in die Thätigkeit der geheimen Polizei, oder die Wohlfahrt und Blüthe der Staaten in eine jährlich gesteigerte Schuldenlast setzte.

## 18.

## Fortsetzung.

Doch wenn sogleich das Thema der Rede die Zuhörer ansprechen und für den darzustellenden Gegenstand im Voraus gewinnen soll; so muß das Thema auch möglichst neu, wichtig und interessant, und so einfach, als möglich, ausgedrückt seyn.

Neu ist ein Thema, das entweder bis dahin noch gar nicht von einem Redner behandelt, oder

wo wenigstens der Hauptgedanke noch nicht aus dem aufgestellten Gesichtspuncte gefaßt ward. (So war es z. B. ein ganz neues Thema, das Reinhard aufstellte: „Wie man sich gegen die Verführung zu verwahren habe, welche uns vermittelst des Guten, das wir besitzen, zum Bösen verleiten will!“ — Allein nicht neu, doch eigenthümlich gefaßt und durchgeführt war Zollikofers Thema: „Betrachtungen über den gestirnten Himmel.“) — Wichtig ist das Thema, das entweder eine Hauptwahrheit der Religion und des Bürgerthums, oder einen Hauptgegenstand des wirklichen Lebens behandelt, so daß, bei der Ankündigung desselben von dem Redner, sogleich die Aufmerksamkeit der Zuhörer darauf geleitet und gespannt wird. Mit dieser Wichtigkeit steht das Interesse an dem Thema in Verbindung, inwiefern der Zusammenhang des im Thema enthaltenen Gedankens mit den menschlichen Gefühlen und Bestrebungen bei dessen Ankündigung entweder von den Zuhörern nur dunkel gefühlt, oder sogleich nach seiner Bedeutsamkeit erkannt wird. (So waren es Themata von Wichtigkeit und Interesse in der politischen Beredsamkeit, wenn im brittischen Parlamente die Emancipation der Katholiken in Irland und die Anerkennung der vormaligen spanischen Kolonieen in Südamerika als selbstständige Freistaaten verhandelt — oder in der ersten Kammer Frankreichs von Royer-Collard gegen das Sacrileggesetz, und von Frayssinous für dasselbe gesprochen ward.)

Soll aber das Thema der Rede klar aufgefaßt, als der Hauptgedanke der Rede anerkannt, und von den Zuhörern leicht behalten werden; so muß es so einfach, als möglich, und ohne alle Bei-

mischung von Bildern, ausgesprochen werden. Von dieser Regel macht nur der seltene Fall eine Ausnahme, wo die ganze Aufgabe der Rede in der Vergleichung eines Bildes mit einem ihm verwandten Begriffe steht (z. B. das Ende des sterbenden Gerechten unter dem Bilde der untergehenden Sonne; — die Pflicht christlicher Aeltern, Engel ihrer Kinder zu werden [am Michaelistage]) *).

---

*) Im siebenzehnten Jahrhunderte war diese Bildersprache besonders gewöhnlich. So predigte im Jahre 1667 ein Prediger in Prettin:

Gott hat der Obrigkeit nicht einen Flederwisch, sondern das Schwert in die Hand gegeben.

1) das Schwert Gottes als keinen Flederwisch, sondern
2) als ein Schwert, das
   a) hat einen tüchtigen Griff zum Festhalten;
   b) eine scharfe Schneide zum Zerhauen;
   c) eine flache Klinge zum Rückenklopfen;
   d) eine tüchtige Spitze, das Gewissen zu ritzen;
   e) ein brokatenes Wehrgehänge, sich Glanz und Ansehen zu verschaffen;
   f) eine gute Scheide, zum Ausruhen von seiner Kraft.

In neuerer Zeit hat der würdige Dräseke bisweilen in verfehlten Bildern sich gefallen. Z. B. in dem Thema: „Glaube, Liebe und Hoffnung, die Schwalben des großen Weltfrühlings." — Oder in seinen Predigten „über die Reichsunmittelbarkeit der christlichen Kirche" die dritte: Wozu erhebt uns diese Reichsunmittelbarkeit:

1) Wir sind des Reiches Freie;
2) des Reiches Ritter;
3) des Reiches Kinder und Erben;
4) des Reiches engverbrüderte Bürger.

und die vierte: Wie verhält sich diese Reichsunmittelbarkeit der Kirche zum Staate? Sie steht:

1) nicht unter dem Staate als seine Tochter;

Die glückliche Erfindung und treffende Wahl des Thema beurkundet den wahren Redner, dem, bei dem Reichthume und der Vielseitigkeit seiner geistigen Bildung, bei seinem tiefen psychologischen Blicke in das menschliche Herz, bei seiner genauen Bekanntschaft mit dem Gange der Weltbegebenheiten und der Entwickelung der Menschen und Völker, und bei seiner innigen Wärme für alle heilige Angelegenheiten unsers Geschlechts, es nie an neuen Stoffen fehlen kann, die er behandelt. Wo hat sich ein Zollikofer und Reinhard ausgepredigt, oder ein Pitt, Fox und Burke seinen Zuhörern Langeweile gemacht?

Es muß aber im wörtlichen Ausdrucke des Thema die ganze Reihe der Vorstellungen, welche in der Rede dargestellt werden sollen, in einen Satz zusammengedrängt, und zugleich unter einer möglichst bestimmten, deutlichen und kurzen Form erscheinen. — Ob nun gleich der Stoff der Rede keinen Einfluß auf den Willen äußern kann, wenn nicht zugleich die Ueberzeugung von der Wahrheit der mitgetheilten Sätze im Vorstellungsvermögen, und zwar durch die für den aufgestellten Satz erforderlichen Gründe und Beweise, bewirkt wird; so ist doch die bloße Ueberzeugung nicht der letzte Zweck des Redners (sonst gehörte sein Erzeugniß blos unter die Gattung des didactischen Styls in der Prosa), sondern nur die Bedingung und das Mittel für seinen eigentlichen Zweck: für die An-

2) nicht hinter dem Staate als seine Dienerin;
3) nicht neben dem Staate als seine Gefährtin;
4) nicht gegen über dem Staate als seine Widersacherin, — sondern über ihm.

regung und Belebung des Willens, und für die Vermittelung eines Entschlusses zu freien Handlungen. Wenn übrigens in der Neuheit und dem hohen Interesse des Thema, so wie in der eigenthümlichen Gestaltung des ganzen Stoffes, die schöpferische ästhetische Kraft des Redners sich ankündigt; so hängt die Richtigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdruckes im Thema von seiner logischen Fertigkeit und Gewandtheit ab, so wie auch dessen Prüfung nur nach logischen Gesetzen geschehen kann.

## 19.

## Beispiele der Erfindung des Thema.

Folgende neubehandelte Themata sind vom verewigten Reinhard:

Von der Weisheit, mit welcher Gott den innern Werth der Geschöpfe durch äußerliche Merkmale bezeichnet.

Betrachtungen über die wohlthätigen Absichten, die Gott dadurch erreicht, daß er immer Menschen von mancherlei Alter neben einander leben läßt.

Wie viel darauf ankomme, daß man bei jeder guten Handlung mit der rechten Art aufzuhören wisse.

Von dem Fehler, das Böse mit einem gewissen Wohlstande zu thun.

Daß jeder Mensch seinen Preis habe, für welchen er sich hingiebt.

Ueber die traurige Mittelmäßigkeit, die sich überall an unserm Geschlechte zeigt.

Daß man in guten Menschen immer auch Andere kränkt.

Von der Gewohnheit, etwas Gutes zu thun, um eine Beschwerlichkeit los zu werden.

Die Gewohnheit unsers Herzens, gegen lang und sehnlich gewünschte Güter gerade dann gleichgültig zu werden, wenn die Zeit des Besitzes und Genusses kommt.

Ueber die viel zu wenig erkannten Versuchungen, denen wir ausgesetzt sind, wenn wir die Mittel zu unsern Absichten wählen.

Ueber die Fortleitung der Wahrheit durch Mittel, die ihr fremd sind.

Daß heilsame Veränderungen die Frucht schmerzhafter Anstrengungen und trauriger Erschütterungen sind.

## Folgende von v. Ammon:

Die weise Ansicht unsers Standpuncts zwischen einer unvollkommenen Vergangenheit und einer bessern Zukunft.

Wie heilsam es sey, seinen Worten Kraft zu geben.

Von dem traurigen Loose der Vergessenheit, das uns bevorsteht.

Wozu uns die Bemerkung auffordern muß, daß sich alle unsre Kenntnisse im Unbegreiflichen verlieren.

Von dem Einflusse der Religion auf die Feinheit der Sitten.

Von der sittlichen Herrschaft über unsre Lieblingsneigungen.

Die freie Stimme der Religion unter den Gewaltereignissen des Krieges.

## Folgende von Tzschirner:

Von dem Schlechten, das hinter dem Namen der Bildung sich verbirgt.

Von der Läuterung der sündigen Welt durch die Gerichte Gottes.

Wie der Glaube den Christen über das Schicksal erhebe.

Von der christlichen Weisheit in dem Urtheile über die unvollkommene Entwickelung einer vielversprechenden Zeit.

### Folgende von Marezoll:

Daß das Loos der Menschheit nicht so traurig ist, als es bei dem ersten Anblicke zu seyn scheint.

Wie man die Menschen behandeln müsse, um sie für das Gute zu gewinnen.

Daß es uns nicht befremden darf, wenn die Menschheit nur langsam zum Bessern fortschreitet.

## 20.

## b) Die Eintheilung und Anordnung des Ganzen.

Die Eintheilung und Anordnung (die Disposition) einer Rede beruht zunächst auf dem logischen Gesetze der formellen Wahrheit; mithin auf der Eigenschaft der logischen Richtigkeit in dem Gesetze der Form. Ob nun gleich nicht alle Reden, in Hinsicht der Eintheilung, nach einerlei Maasstabe behandelt werden können; so sind doch folgende wesentliche Bestandtheile der äußern Anordnung der Rede zu berücksichtigen:

1) Der Eingang. Er hat die Bestimmung, auf die Ankündigung und Aufstellung des Hauptsatzes vorzubereiten. Nach dieser Bestimmung darf er nicht zu lang und ausführlich seyn; er darf nicht einer selbstständigen und unabhängigen Abhandlung gleichen; denn er ist nicht seiner selbst wegen da, sondern wegen der darauf

folgenden Durchführung des Thema. Soll er aber auf den Hauptsatz der Rede vorbereiten; so muß er mit demselben in nothwendigem Zusammenhange stehen, um das Interesse der Zuhörer im Voraus für den darzustellenden Gegenstand zu gewinnen, und sie in die Stimmung zu versetzen, welche die von dem Redner beabsichtigte Wirkung seiner Rede auf den Willen verlangt. Der Eingang muß daher in den meisten Fällen in einer ruhigen Sprache die den Hauptsatz einleitenden Begriffe aufstellen; bisweilen wird er von dem Gegensatze des Hauptgedankens ausgehen können; sehr selten aber die Sprache der Beredsamkeit in ihrer ganzen Fülle, Kraft und reichen Farbengebung aufbieten dürfen. Am zweckwidrigsten würde der Eingang sich ankündigen, wenn er als ein der Rede fremdartiger Theil erschiene, der mit dem Hauptgegenstande in keiner nähern Verbindung stände, und eben so gut ganz weggelassen, oder selbst einer andern Rede vorangestellt werden könnte. Allein eben so wenig darf der Eingang bereits Gegenstände im Voraus wegnehmen, welche erst der Ausführung angehören, wodurch — die lästige Wiederholung derselben Begriffe abgerechnet — die ganze innere Oekonomie der Rede zerrüttet werden müßte. Dabei ist Kürze eine Haupteigenschaft des Eingangs, weil er, nach seiner Abhängigkeit von dem Hauptgegenstande, keinen selbstständigen Charakter trägt. Am sichersten wird der Eingang erst nach völliger Ausarbeitung der Rede niedergeschrieben, um nichts in denselben zu ziehen, was zur Rede selbst gehört; um jeder Wiederholung der einzelnen Gegenstände im Voraus zu begeg-

nen, und um das materielle und formelle Verhältniß des Eingangs zur Rede selbst genau berechnen zu können. — In einzelnen seltenen Fällen bedarf die Rede gar keines Eingangs.

2) Das Thema (oder die Proposition) enthält die Aufstellung des durch den Eingang vorbereiteten Hauptsatzes, mit Angabe der Art der Behandlung und Durchführung desselben. Die mit dem Thema angekündigte und der ganzen Ausführung zum Grunde liegende Eintheilung des Hauptsatzes muß — sie beruhe nun auf Partition oder Division — logisch richtig und vollständig seyn. Denn (vgl. Th. 1. S. 201) Partitionen und Divisionen sind logische Ganze, in welchen eine vollständige Ideenreihe, oder ein Gesammtkreis in sich nothwendig zusammenhängender Begriffe, nach ihrem Verhältnisse unter sich und nach ihrer natürlichen und nothwendigen Abstufung, Gleichstellung (Coordination) oder Unterordnung (Subordination), zu einem zusammenhängenden und den dargestellten Gegenstand erschöpfenden Ganzen verbunden wird. Ein solches logisches Ganzes heißt Partition, wenn das Thema nach den in ihm enthaltenen Subjects- und Prädicatsbegriffen, und zwar nach dem nothwendigen innern Verhältnisse dieser Begriffe gegen einander, in seine Theile vollständig und erschöpfend aufgelöset wird. Das logische Ganze wird aber Division genannt, sobald ein im Thema enthaltener Gattungsbegriff in seine Arten (Species), nach dem Verhältnisse der Gleichstellung und Unterordnung dieser Begriffe gegen einander, aufgelöset wird. Es unterscheiden sich daher Partition und Division so-

gleich in der Ankündigung des Thema dadurch von einander, daß in dem Thema der Partition alle Theile bereits enthalten sind, welche darauf als einzelne Theile bestimmt ausgesprochen werden; dagegen in dem Thema der Division blos der Gattungsbegriff nach seiner Allgemeinheit enthalten ist, der, ohne daß seine Arten bei der Ankündigung des Thema sogleich vollständig ermessen werden können, nach seinem Umfange in der Eintheilung weiter entwickelt wird. — Wenn aber das Thema nebst seinen Theilen richtig, bestimmt und vollständig aufgestellt worden ist; so muß auch die angekündigte Eintheilung von der Art seyn, daß sie auf eine möglichst gleichmäßige Durchführung der einzelnen Theile berechnet, und nicht — ohne innere Gründe — in zu viele Untertheile zersplittert ist, damit das Gedächtniß nicht überladen werde, das an dem logischen Netze des Thema, nebst seiner Eintheilung, einen leitenden Faden zum Festhalten aller einzelnen Abschnitte der ganzen Rede haben soll.

## 21.

## Fortsetzung.

3) Die Ausführung (Exposition) des Thema und seiner Theile, welche, nach den Grundsätzen der Alten, die narratio und argumentatio umschließt. Denn weil die meisten Reden der Alten geschichtlich = politische Stoffe behandelten; so mußte in denselben die deutliche und den Willen ansprechende Aufzählung (narratio) und Entwickelung der wesentlichen Verhältnisse und Umstände, unter welchen der Hauptgegenstand be=

trachtet werden sollte, an die Spitze der Ausführung gestellt werden. Diese Darstellung mußte den Gegenstand von allen Hauptseiten beleuchten, und nichts übergehen, wodurch das Interesse der Zuhörer für ihn gewonnen werden konnte, ohne doch ins Weitschweifige und Gedehnte zu fallen. Obgleich dies auch von allen geschichtlich-politischen Reden der Neuern gilt; so beruht doch die Ausführung der religiösen und politischen Reden bei den cultivirten Völkern unsrer Zeit zunächst auf der Argumentation, oder auf der Anordnung in der Folge der Beweise, und auf der zusammenhängenden Entwickelung des gesammten, in dem Hauptsatze enthaltenen, Stoffes nach allen Gründen für die Ueberzeugung von der Wahrheit desselben, und nach allen Bedingungen, durch den dargestellten Stoff auf den Willen der Zuhörer unmittelbar zu wirken, und diesen zu festen Entschlüssen und bestimmten Handlungen zu vermögen. Deshalb müssen die überzeugenden Gründe vorausgehen, um die Vernunft der Zuhörer durch sie zu befriedigen, worauf die überredenden folgen können, um durch sie den Eindruck der Ueberzeugung zu verstärken, und den Gegenstand auch der Einbildungskraft und dem Gefühlsvermögen näher zu bringen. Die Exposition hat daher die Aufgabe, das Ganze des dargestellten Gegenstandes zu erschöpfen, so daß weder eine Lücke, noch ein Sprung, weder eine fehlerhafte Stellung der einzelnen Theile, noch eine unrichtige Schlußfolge, weder eine Wiederhohlung, noch eine Uebertreibung in Hinsicht der aufgestellten Gründe und in Hinsicht der beabsichtigten Wirkung auf den Willen, sichtbar wird. — Nach

logischen Gesetzen gehen, bei der Führung des Beweises, die schwächern Gründe den stärkern voraus; auch können die ersten zusammengezogen, die letzten aber müssen völlig umschließend behandelt werden. Eben so muß der Redner zuerst den Verstand und die Vernunft der Zuhörer durch die aufgestellten Gründe zur Ueberzeugung bringen, bevor er durch Rührung des Gefühls und durch Belebung und Erschütterung des Bestrebungsvermögens den Hauptzweck der Rede zu erreichen sucht. Die geistige Gewandtheit und vielseitige Bildung des Redners wird aber besonders in der Wahl und dem Gebrauche der Gleichnisse und Beispiele, in der Aufführung ähnlicher Fälle, und — namentlich in der politischen Rede — in der Aufnahme einzelner sinnvoller Sprüche, in der Versinnlichung des Stoffes durch stete Rücksichten auf die Geschichte, und selbst in der Anwendung eines leichten und treffenden Witzes sich bewähren. Nur wird der wahre Redner in diesem allem Maaß und Ziel halten, damit er der Wirkung der Rede nicht eben so durch Ueberladung und Ueberfülle schade, wie sie von der andern Seite durch Armuth des Geistes zum bloßen prosaischen Aufsatze herabsinken würde; denn eben das Festhalten der Mittellinie des Schicklichen, des Treffenden und völlig Angemessenen bezeichnet die classischen Erzeugnisse in der Sprache der Beredsamkeit. In ihnen ist weder Ueberfluß, noch Mangel; die aufgestellten Gründe sind nicht bunt durch einander gewürfelt und ungleichartig behandelt; vielmehr wird die Wirkung der Rede im Voraus auf die Gesammtheit der geistigen Vermögen der Zuhörer mit Umsicht berechnet, und

nach diesem Verhältnisse der Reichthum der Sprache aufgeboten.

4) Der Schluß der Rede enthält die Beendigung derselben, und muß mit dem Ganzen der Rede so in Verbindung stehen, daß entweder in demselben der ganze Inhalt der Rede noch einmal in einem gedrängten Umrisse wiederhohlt (recapitulirt) und dadurch dem Verstande und der Vernunft desto bestimmter vergegenwärtigt, oder, durch die unmittelbare Ergreifung des Willens und Gefühls, theils ein bleibendes Bild von dem Gegenstande für die Einbildungskraft vermittelt, theils ein unvertilgbarer und gleichmäßiger Gesammteindruck desselben auf alle geistige Vermögen der Zuhörer hervorgebracht wird. Denn der Zuhörer soll beim Schlusse entweder deutlich wahrnehmen, oder doch dunkel fühlen, daß der im Thema angekündigte Gegenstand wirklich erschöpft und abgeschlossen dargestellt worden sey. Für diesen Zweck, und um einen bleibenden Eindruck auf das Gemüth der Zuhörer zu hinterlassen, drängen gewöhnlich die großen Redner in wenige Schlußsätze die ganze Kraft des rednerischen Lebens zusammen, und religiöse Redner schließen öfters ihre Reden nicht ohne Grund mit einem Gebete, welches, als Monolog des bewegten Gefühls, am Schlusse der Rede von ungleich größerer Wirkung ist, als an dem Eingange derselben, wo die in dem Gebete enthaltene Wirkung auf das Gefühlsvermögen durch nichts vorbereitet wird, so daß das Gebet entweder an die Sprache der Prosa hinstreift, und die Wirkung verfehlt, oder das Gefühlsvermögen in der That für einen

Gegenstand ergreift, der noch nicht nach seinen Gründen und Beweisen entwickelt, geschweige dem Willen und der Bestrebung nahe gebracht worden ist.

22.

## Beispiele der Ausführung der einzelnen Theile der Rede.

### A) Beispiele des Eingangs,

α) aus der religiösen Beredsamkeit.

1) von Reinhard († 1812).

(Er predigte am Weihnachtsfeste: Die Geburt Christi, der Ursprung einer neuen bessern Zeit, und bewies, am ersten Festtage, die Wahrheit, und am zweiten die Wichtigkeit des Satzes, daß die Geburt Jesu der Ursprung einer neuen bessern Zeit sey. Der folgende Eingang gehört zur zweiten Predigt.)

Die Macht der Zeit, und die strenge Gewalt, mit der sie unser Geschlecht beherrscht, kann durch nichts mehr ins Licht gesetzt und bewiesen werden, als durch die demüthigende Erfahrung, daß Millionen von Menschen gebohren werden, leben und wirken, ohne einen merklichen Einfluß auf dieselbe zu äußern, ohne zu ihrer Verbesserung oder Verschlimmerung auch nur das Mindeste beitragen zu können. Daß die Zeit uns gemeiniglich zu allem macht, was wir sind, ist bekannt. Wir sammeln die Kenntnisse, die sie uns darbietet; wir nehmen den Geist auf, den sie uns einhaucht; wir gewöhnen uns zu den Sitten, welche sie fordert; wir richten uns nach den Gewohnheiten, welche sie eingeführt hat; unsere ganze Bildung ist ihr Werk, und wird durch die Um-

stände bestimmt, die von ihr abhängen. Mit unserm Schicksale hat es dieselbe Bewandtniß; es ist die Zeit, die fast alles bei demselben entscheidet. Wir leiden, wir fühlen uns auf allen Seiten gehindert und beschränkt, wir leben in einem immerwährenden Wechsel von Unfällen, Gefahren und Mühseligkeiten, wenn die Zeit unglücklich und traurig ist, und wir finden ihren Druck so gewaltsam, so unwiderstehlich, daß wir die Hoffnung, ihr gebieten zu können, völlig aufgeben, daß uns nichts weiter übrig bleibt, als uns in sie zu schicken. Dagegen gelingt uns auch alles, wir werden reich, mächtig und glücklich, wenn die Zeit uns begünstigt, wenn sie uns die Gelegenheiten, die Vortheile und die Unterstützungen verschafft, welche wir bedürfen. Aber der wie Vielste von allen, die gebohren werden und leben, ist stark genug, diesen Einfluß der Zeit auf seine Bildung und auf seinen Zustand nicht blos nach Gefallen zu mäßigen und zu leiten, sondern auch auf sie selbst zurück zu wirken, und ihr eine andere Einrichtung zu geben? Durchlaufet die ganze Reihe von Jahrhunderten, welche die Geschichte unsers Geschlechts ausmachen; wie viele große, ausgezeichnete Menschen werdet ihr wohl finden, deren Geburt und Leben der Anfang einer neuen Zeit war, von denen man sagen kann, durch ihre Wirksamkeit und Ueberlegenheit sey die Zeit im Allgemeinen besser oder schlechter geworden? Verschwinden nicht Millionen, verlieren sich nicht ganze Völker, ganze Geschlechter, ganze Zeitalter wieder von der Erde, ohne bedeutende Spuren ihres Daseyns zurück zu lassen, ohne in der Zeit selbst eine merkliche Veränderung hervorgebracht zu haben?

Doch heute, heute feiern wir das Andenken einer Geburt, die wirklich der Ursprung einer neuen, und zwar bessern Zeit geworden ist; wir erinnern uns an das Erscheinen dessen, der eine Folge schönerer Jahrhun-

derte für unser ganzes Geschlecht gründen, und der Schöpfer eines glücklichern Weltalters werden wollte. Und er hat geleistet, M. B., was noch nie geschehen war; mit einer Kraft, die ihn über alle Stifter großer Veränderungen, über alle ausgezeichnete Männer unsers Geschlechts unverkennbar erhebt, hat er die Zeit verändert, ihre alten Finsternisse zerstreut, ihre schädlichsten Mißbräuche abgeschafft, und ihre hartnäckigsten Uebel gehoben; er hat ihr mit einem Eifer, durch welchen er sich als den Retter unsers ganzen Geschlechts rechtfertigte, die wohlthätigste Einrichtung gegeben, die sie annehmen kann. Ich habe dies gestern bewiesen.

Wollen wir es aber dabei bewenden lassen, dies blos zu wissen? Wollen wir das Glück der neuen bessern Zeit, die Jesus Christus gestiftet hat, nur betrachten, ohne Gebrauch davon zu machen? Wollen wir es erkennen und verstehen, es könne noch weit größer, noch weit allgemeiner, noch weit herrschender werden das Glück der neuen von Christo gestifteten Zeit, sobald die Menschen nur wollen; ohne zu fragen, was uns denn in Absicht auf dasselbe obliegt, ohne Entschließungen zu fassen, die solcher Umstände würdig sind?

## 2) von Balth. Münter († 1793).

(Der Eingang zu seiner Trauerrede am Tage der Ausführung der Leiche Friedrichs 5, Königs von Dänemark, in das königliche Begräbniß zu Rothschild, am 18 März 1766.)

Noch zittern die Säulen des Thrones, den der Blitz des Allmächtigen getroffen hat. Noch beben unsre Herzen; noch stürzen gerechte Thränen über unsre Wangen herab; noch steigen aus der beklemmten Brust traurige Seufzer zu Gott auf. Friedrich, unser König, ist ge-

fallen. Erde und Asche ist der, der Millionen Sterbliche beherrschte, und dessen Befehl, bis an das Ende der Welt im Norden, die Stimme Gottes war. Friedrich, unser König, ist nicht mehr. Seine Königsstadt hat weiter nichts von ihm, als des Göttlichen modernde Gebeine. Von der Höhe ihrer stolzen Thürme verkündigten uns bisher die Tempel Gottes seinen Tod, und riefen uns zusammen, noch einmal des Vaterlandes entseelten Vater zu sehen, Thränen der Treue an seinem Sarge zu weinen, und, gerührt durch die traurige Pracht seines Todes, ihm ein dankbares und ewiges Gedächtniß zu versprechen. — Nun sehnen sich Friedrichs Gebeine nach ihrer Ruhe in dem Grabe seiner Väter. Der traurige Tag ist da; Pracht und Majestät, die sich von den Göttern der Erde auch im Tode nicht trennen lassen, beeifern sich, seinen Eingang in die Stille des Grabes ehrwürdig und rührend zu machen. Bald werden sich die weiten Pforten des Todtengewölbes eröffnen, in welchem Dänemarks Könige den großen Tag des Weltgerichts erwarten. Ich höre schon den Schall von dem Fußtritte der Edlen, die Friedrichs Asche an den Ort ihrer Ruhe tragen. —

Doch wohin verliere ich mich? Ich eile zurück, und bemühe mich von nun an, die Absicht zu erreichen, die mich heute in diesen Tempel, auf diesen Lehrstuhl beruft. Ich will der betrübten Versammlung, vor der ich rede, den Verlust zeigen, den Dänemark durch den Tod seines Königs erlitten hat. Du süße Ruhe, die er seinen Völkern schenkte; ihr belebenden Künste, und du, fruchtbarer Fleiß, die ihr unter seiner Regierung so viele Aufmunterungen hattet; ihr ehrwürdigen Wissenschaften, von ihm geliebt und befördert; prächtiges Kopenhagen, durch ihn verschönert, und unter Europa's Städten eine der herrlichsten; ernährender Handel, durch Friedrichs

weise Veranstaltung bis in die entferntesten Theile der Erde ausgebreitet; Hülfe und Trost, die er für die dürftige Armuth erfunden; ihr Tempel der Gottheit, die Friedrich erbaute; ihr alle, ewige Werke einer kurzen Regierung: ihr seyd der Glanz der Zeiten, in denen er lebte; ihr seyd die Stimme der Wahrheit, die sein unvergängliches Lob verkündigt; ihr rechtfertigt den Schmerz der Völker, die diesen ihren König verloren haben.

### β) aus der weltlichen Beredsamkeit.

#### 1) von Fr. Jacobs.

(Eingang zu seiner am 12 Oct. 1808 zu München, am Namenstage des Königs von Bayern, gehaltenen akademischen Rede: über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten.)

Ohne Zweifel kann der heutige Tag in diesem den Wissenschaften geweihten Heiligthume auf keine würdigere Art gefeiert werden, als durch das Andenken an das, was der weise und vielgeliebte König, mit dessen Namen geschmückt er unter seinen Brüdern hervortritt, mit so mildem und edlem Sinne zu dem Flore und Gedeihen der Wissenschaften auch in dem Laufe dieses Jahres gethan und gewirkt hat. Während dieser Tag in dem Umfange des ganzen Königreiches jeden Stand zu einer eigenthümlichen Freude auffordert, und deren keiner ist, der nicht mit tiefgefühlter Rührung empfangene Wohlthaten und mannigfaltige Zeichen der Huld aufzählt, darf wohl vor allen der gelehrte Stand seine Freude laut werden lassen, dem hier ein Verein gestiftet ist, wie in keiner andern Stadt des teutschen Vaterlandes, wo die Würde der Wissenschaft anerkannt, ihre Freiheit geschützt und jede ihrer Bestrebungen gefördert wird; wo

keines der Mittel fehlt, deren sie zu ihrem Gedeihen bedarf; wo durch den Anblick des allgemeinen Flors und des rüstigen Strebens allein schon die Gemüther aller ihrer Freunde begeistert, und zu lebendiger Theilnahme erhöht, jeder einzelne aber den Sorgen entnommen wird, die sein Gemüth, wenn auch nicht der Wissenschaft selbst entfremden, doch leicht von ihren ätherischen Wohnsitzen in die Tiefen des Irdischen herabziehen könnten. Aber das, was dieser Verein gelehrter Männer, und was durch ihn die Wissenschaften der Huld des allgeliebten Königs sowohl überhaupt, als besonders in diesem Jahre verdanken, ist von dem verehrten Sprecher der Akademie ausführlich erzählt worden; und diese dankbare Erinnerung an erhabene Verdienste würde, als die schönste Feier dieses schönen Tages, ihn allein ausgefüllt haben, wäre ihre Anordnung dem Gemüthe und Herzen allein überlassen gewesen. Aber der Sinn und Wille des Königs schien etwas anders zu fordern. Nicht auf seine Altäre verlangt er Gaben niedergelegt zu sehen, sondern auf die Altäre der Weisheit und Kunst; und von den Lorbeeren, die er pflanzt, begehrt sein großes Gemüth nicht Kränze für sein eignes Haupt, sondern daß sie erquickenden Schatten seinem Volke geben und die Diener der Musen unter sich sammeln möchten. So schien also dieser Tag auch einen wissenschaftlichen Zoll zu heischen, und der Redende übernimmt die Pflicht, ihn darzubringen, wenn gleich mit freudigem Herzen, doch nicht ohne bange Besorgniß, da kein Gegenstand, den er wählen könnte, der erhöhten Stimmung seiner Zuhörer genügen dürfte. Doch schien ihm unter mannigfaltigem Stoffe, welcher zur Wahl sich darbot, keiner harmonischer mit dem erhebenden Gefühle, welcher die Erinnerung an das frohe Gedeihen der Wissenschaften in diesem Königreiche erweckt, als einer, welcher die

Phantasie zurückführt in eine Zeit und unter ein Volk, welches nicht blos, wie so manches andere, das welterobernd die geängstigte Menschheit beschäftigt hat, in der Geschichte lebt, sondern durch Kunst und Wissenschaft, als das auserwählte Geschlecht der Musen, in einer ewigen und unvergänglichen Jugend blüht.

Allerdings zwar ist das alte Griechenland gleichsam den Grenzen entwichen, welche vormals seine freien und geistreichen Einwohner umfangen hielten. Das Leben des regsamsten aller Völker ist ausgestorben. Seine Städte, vordem der Sammelplatz unübertroffener Tugenden, würdige Wohnsitze der Götter und reiche Gärten jeglicher Kunst, sie sind zu traurigen Dörfern herabgesunken, in denen ein beschränktes und dürftiges Volk seine Hütten gedankenlos an die Trümmern des Alterthums anhängt, ohne Ahnung, und meist ohne Erinnerung an die Heldenzeit, von der ihre Steine noch zeugen. Die alten Flüsse, zum Theile mit ihren ehemaligen Namen genannt, schleichen trauernd durch ein verödetes Land; die Götter sind von ihnen gewichen, die vormals an ihren Ufern und in ihren Grotten wohnten, und die wunderbaren Gesänge sind verhallt, welche die Geschichte einer jeden Quelle, der Berge und Haine, dem lauschenden Ohre eines freien und empfänglichen Volkes erzählten. So ist auch ihre starke und männliche, ihre zarte und anmuthige Sprache nur noch in einem matten und traurigen Abklange übrig; und sie, die vormals, fast in jeder Gestalt, Herzen und Ohren bezauberte, schleppt sich ohne Würde und Wohllaut, in lockern Verbindungen, arm und einförmig, durch geistlose und weitschweifige Werke hin. Aber was das alte Land und seine entarteten Bewohner nicht mehr bieten; das bietet die Erinnerung an seine glorreiche Vorzeit noch in reichlicher Fülle. Noch blühen die Thaten der hellenischen Vorzeit in allen

Gemüthern; noch sind die Ueberbleibsel seiner Kunst die Freude der Welt, und ihr Besitz der Stolz der Eroberer; noch schöpfen die Edelsten aus den unversiegbaren Quellen ihrer Wissenschaft; noch werden verwandte Geister von den Flammen ihres Geistes ergriffen; und wie vormals das glaubige Volk in dem Heiligthume seiner Orakel Belehrung und Trost suchte, so sucht noch jetzt der edlere Mensch, wenn die Gegenwart seine Sehnsucht nicht stillt, Trost und Befriedigung in den stillen Asylen der hellenischen Weisheit. Hier blüht auch selbst ihre Sprache noch mit dem ewigen Reize ihrer jugendlichen und männlichen Schönheit. Und wie überhaupt der Geist des hellenischen Alterthums über dem ganzen Gebiete der neuern Kunst und Wissenschaft waltet; so weht auch aus seiner Sprache noch eine höhere Vollendung uns an, und ihr beseelender Hauch hat überall, wo er gefühlt ward, die Gemüther erhöht, die Blüthen der Schönheit geöffnet, und die Töne der Sprache veredelt.

Aber es ist nicht die Absicht des Redenden, den Ruhm des geistreichsten und edelsten Volkes überhaupt, oder den seiner Sprache insbesondere zu preisen; sondern nur an eine Eigenthümlichkeit dieser Sprache will ich erinnern, die oft von der lernenden Jugend beseufzt, und von dem weiter Unterrichteten nicht immer nach dem ganzen Umfange ihres Werthes geschätzt wird. Er meint den Gebrauch der verschiedenen Mundarten der Nation in vollendeten und classischen Werken der redenden Kunst. Diese Erscheinung ist einzig in der Geschichte der Völker. Zwar haben auch die Nationen des neuen Europa den Gebrauch ihrer Mundarten nicht ganz verschmäht; aber nur so lang, als die Stämme für sich bestanden, und kein gemeinsames Band literärischer Cultur die ganze Nation umschlang. — Denn nicht so bald hat sich unter einer

Nation ein Mittelpunct der Cultur erzeugt; nicht so bald haben sich in ihm wissenschaftlich gebildete Männer zusammen gethan, als das neue begeisterte Streben auch eine neue Sprache schafft, die, obgleich aus Einer Mundart erwachsen, doch über allen Mundarten schwebt. Wenn nun auch in Hellas der Anfang der nämliche war; so war doch der Fortgang verschieden. Nie hat die Verfassung der einzelnen Staaten dieses Landes, deren jeder sich nach eigner Weise frei gestaltete, einer allgemeinen Sprache den Eingang erlaubt; und die Herrlichkeit des alten Griechenlandes war schon unter dem alles verkettenden Herrscherstabe römischer Präpotenz untergegangen, als die gebildetste aller Mundarten allein aus den Werken der Hellenen erscholl. Und doch auch dann nicht ganz allein. Selbst in den spätesten Zeiten behauptete die jonische Sprechart in dem epischen Gedichte ihr Recht, und die homerische Sprache war längst in dem Munde der redenden Menschen verklungen, als sie noch in Helden- und Götter-Sagen wiedertönte. ꝛc.

## 2) von Posselt († 1804).

(Eingang einer Rede, am ersten Jahrestage des Todes Friedrichs 2 von Preußen — am 17 Aug. 1787 — gehalten.)

Ich bin nicht geübt in den Künsten der Redner; was sollte bisher in Teutschland, bei dem tiefen politischen Schlafe, die ernsthaftere Beredsamkeit? — Aber heute; wer kann schweigen, wenn er zurück denkt, was im Laufe des vorigen Jahres am heutigen Tage geschah? — Er, der jetzt das Schwert nahm, und in den Feldern von Czaslau und Sorr und Roßbach und Lissa jene Schlachten schlug, die der ewige Ruhm nennen wird; jetzt in den stillen Lorbeerhainen seines Sanssouci

mit demselben Arme für die Nachwelt schrieb, oder die verborgensten Geheimnisse der Könige, seiner Zeitgenossen, mit einem Blicke seines Auges bis ins Mark aufschlang; Er, der geliebt, und gehaßt, und bewundert, und beneidet ward, wie außer ihm Keiner; Er, dem der Erdkreis zitterte von Pol zu Pol — — der lag da am heutigen Tage, fürchterlich ringend mit der Todesangst, kalt, athemlos, starr, — fühlte kaum im schon gebrochenen Ohr den schweren Tritt der Ewigkeit, die immer näher und näher kam, ihn mit dem Riesenarme zu fassen; — wenige Diener mit weggewandtem Jammerblicke um ihn her. Nur Herzberg trägts, den großen Sterbenden zu sehen, dem er so viel war. — Immer heftiger arbeitete des Königs Körper im Todeskampfe. Die Natur, welche Formen, wie diese, nur nach Zwischenräumen von Jahrtausenden schafft, scheint zu zweifeln, ob sie ihr Meisterwerk zerbrechen soll? — Zeit und Ewigkeit drücken sich an ihn an, und hadern um ihn. — Ach, der königliche Blitzstrahl des Auges, den er bis ins zitternde Alter, bis an die Pforten der Ewigkeit hintrug, als auch der ins umwölkte Trüblicht des Todes erstarb; und jene hohe Gegenwart des Geistes, die ihn nimmer verließ, — als auch sie, nach vier und siebenzig Jahren zum erstenmale, ihres Brennpunctes verfehlte, und des Todes immer näher rückende Gewalt das edle ruhevolle Gesicht des eisgrauen Helden krampfhaft verzog, und die Brust, die nie gebebt hatte, mit lauten Schlägen jetzt empor warf, jetzt niederriß, und alle Sehnen und Adern und Nerven pochten mit ihrer letzten Kraft und sich gegen die Auflösung stemmten, bis nach und nach des Lebens immer schwächeres Licht vom innern Kampfe aufgezehrt ward, und der Tod die Augen des Größten aller Könige auf

ewig schloß: wer weinte — staunte — bewunderte nicht?

Staunen — bewundern . . . wird wetteifernd mit uns noch die letzte Fortzeugung der Menschen, wann sie, wie in Gesichte verloren, am Riesenbilde seines Lebens hängt; aber weinen — weinen müssen nur wir. — Wenn du von den Wohnungen des Himmels, aus der Stralenmenge der Helden, die rund um dich her ist, noch herabblickst auf die niedere, nur durch dich verherrlichte Schaubühne deines Ruhms; so freue dich der Thränen, die nah und fern der Teutschen großes Volk dir weint. Nicht deinem Tode fließen diese Thränen. Wer ist der Verworfene, der sich grämt, wenn die Sonne sinkt, um auch andern Welten zu leuchten? Aber daß wir dich, du Bewunderter von Freund und Feind, erst am Schlusse deiner mühsamen Laufbahn ganz verstanden, wie du nicht nur so groß, sondern auch so herzvoll, so edel warst; daß im Todesschauer noch von deinen eiskalten Lippen das Bekenntniß zittern mußte: „ich gehe hinüber zu dir, du ewiges Wesen! Zwar dort, wo du die Wage hältst, werd' ich nicht König seyn, aber thätig doch, und nicht mehr vom Undank gedrückt"; das preßt uns glühende Thränen aus. — Nicht alle Thaten, die Friedrich für das Zeitalter, für die Nation und für die Größe seines Volkes that, will ich aufführen; aber rührungsvoller weiß ich sein Andenken nicht zu feiern, als indem ich näher entwickele, was ihm für das letzte und schönste seiner Werke, für den teutschen Bund, dessen Stifter er war, Europa überhaupt, und ganz vorzüglich Teutschland schuldig ist. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

## 23.

## B) Beispiele des Thema und der Disposition *).

### a) der Partition.

ℵ) Thema: Wozu die Betrachtung der Aehnlichkeit der sinnlichen Geschöpfe mit den vernünftigen führe.

1) Worin diese Aehnlichkeit bestehe?
   a) Bei beiden zeigt sich ein großer Reichthum und eine mannigfaltige Verschiedenheit von Anlagen und Kräften.
   b) Bei beiden geschieht die Entwickelung und Ausbildung dieser Anlagen nach ewigen Gesetzen.
   c) Bei beiden geschieht diese Entwickelung zu gewissen fest bestimmten Zwecken.
   d) Bei beiden wird der Werth und das Schicksal der Geschöpfe nach ihren Früchten bestimmt. (Matth. 7. 15—23).

2) Wozu uns die Betrachtung dieser Aehnlichkeit führe?
   a) Zur dankbaren Achtung der Anstalten Gottes in der Natur.
   b) Zur Demüthigung unsres Stolzes.
   c) Zur Belebung des Gefühls unsrer erhabenen Würde.
   d) Zur gewissenhaften Anstrengung unsrer Kräfte.
   e) Zum weisen Gebrauche der sinnlichen Geschöpfe.
   f) Zur Erinnerung daran, daß wir Alle dereinst nach unsern Früchten behandelt werden.

---

*) Obgleich in unmittelbarer logischer Beziehung der Partition und Division bereits im ersten Theile S. 201 ff. gedacht ward; so konnten sie doch hier, in Beziehung auf das logische Netz jeder vollendeten Rede, nicht übergangen werden.

2) Thema: Wie viel davon abhänge, dem Leben in jedem seiner Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abzugewinnen.

1) Was heißt es: dem Leben in jedem seiner Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abgewinnen?

Diese Frage zerfällt in zwei andere:

a) was verstehen wir unter fruchtbaren Ansichten überhaupt?
(Unter fruchtbaren Ansichten verstehen wir alles, was auf irgend eine entfernte oder nahe Weise mit unsrer geistigen Bildung, mit der Vermehrung unsrer Kenntnisse, mit der Vervollkommnung unsrer Tugend, und mit der Erweiterung unsers Wirkungskreises in Verbindung steht.)

b) Wie kann man dem menschlichen Leben in jedem Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abgewinnen?
(Unser Leben besteht aus einer ununterbrochenen Kette von Thätigkeiten, die wir äußern, und von Schicksalen, die uns begegnen. Haben wir uns daher gewöhnt, überall fruchtbare Ansichten aufzusuchen; so werden wir alles, was wir vollbringen, oder was uns begegnet, so betrachten und behandeln, daß wir es auf unsre Erkenntniß und Gesinnung, oder auf unsre Tugend, oder auf unsre Wohlfahrt und auf unsre Verbindung mit andern Menschen beziehen.)

2) Es hängt viel davon ab, daß man dem Leben in jedem seiner Verhältnisse eine fruchtbare Ansicht abzugewinnen weiß:

a) für unsre Bildung und Tugend;

b) für unsre Brauchbarkeit in unserm Berufe;

c) für unsre Tugend;
d) für unsern Genuß.

### β) der Division.

א) Thema: Ueber den Einfluß einer frohen Gemüthsstimmung auf unsere Tugend.

Die Tugend wird, unter dem Einflusse einer frohen Gemüthsstimmung:

1) in ihren Gründen reiner und uneigennütziger;
2) in ihren Aeußerungen wohlwollender;
3) in ihrem Ausdrucke liebenswürdiger;
4) in ihren Wirkungen nachdrucksvoller;
5) in ihrem Beispiele nachahmungswürdiger;
6) in ihren Rechten auf die Dankbarkeit Andrer geltender.

ב) Thema: Der Gott, an den wir glauben, ist ein einiger Gott. Denn

1) so stellt ihn uns die Schrift ausdrücklich dar.
   a) Alle Schriften des alten Testaments, in so verschiedenen Zeiten sie auch geschrieben und gesammelt seyn mögen, stimmen in der Lehre überein, daß ein einiger Gott sey.
   b) Dieselbe Lehre ist in den Aussprüchen Jesu und in den Schriften seiner Evangelisten und Apostel enthalten.
2) so kündigt ihn die Natur an.
   a) Ueberall zeigt sich in der Natur nur Ein unendlich thätiger Verstand, und
   b) Eine unendliche allwirksame Kraft.
3) so zeigt ihn die Vernunft. Sie erkennt in dem Urheber der Welt
   a) nur Einen heiligen Gesetzgeber;

b) nur Einen höchsten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts;

c) nur Einen künftigen Richter.

4) so fühlt ihn unser Herz.

a) Wir können nur Einen Vater lieben, bewundern und ihm danken.

b) Wir können nur Ein vollkommenes Wesen nachahmen.

c) Wir können uns der Segnungen nur Eines unendlichen Wesens sowohl dies- als jenseits des Grabes getrösten.

## 24.

## C) Beispiele des Schlusses der Rede *).

### a) von Starke (in Ballenstedt).

### (Schluß einer Schulrede: Ueber die Unsterblichkeit.)

— Wir sind unsterblich, und alles, alles ist in Harmonie, und das Herz mit seinen innigsten, theuersten, seligsten Gefühlen entzückt sich im Genusse dieser Harmonie. Freundschaft und Zärtlichkeit sind nun keine verfliegenden Wallungen, wie die des erhitzten Blutes; ihre Verbindungen sind auf die Ewigkeit berechnet. Wir geben und nehmen nicht Liebe, um einst an den Särgen der Geliebten zu verzweifeln, und die Hände über ihren Gräbern zu zerringen. Sie scheiden und sagen uns: lebt wohl auf Wiedersehn! Wir scheiden und sagen: lebt wohl auf Wiedersehn! Unsre Schätzung der Verstorbenen hat nun ihren Grund; unsre Achtung und Wärme ist nicht zerflatterndem Staube, sondern Vollendeten geweiht.

*) Da die Beispiele für die Ausführung (Exposition) der Rede unter den religiösen, politischen und gemischten Reden vorkommen; so werden sie hier übergangen.

Wir sind unsterblich. Mit dieser Hoffnung strebten von jeher, streben noch jetzt alle einigermaßen gebildete Völker und Menschen über ihren ersten beschränkten Zustand hinaus, wie der junge Vogel im dunkeln Gefühle seiner Natur die zarten Fittige regt, durch welche er einst aufschweben wird. Der Vergnügte drücke den Vergnügten mit Entzücken an die Brust, und jauchze: wir sind unsterblich! Der Anblick von Jugend und Blüthe und Schönheit erwecke das Gefühl: wir sind unsterblich! Von Knaben und Jünglingen umgeben, denke der Lehrer, wenn er bei seinem ernsten Geschäfte Ermunterung bedarf: wir sind unsterblich! sollte ich für diese Kinder und Jünglinge nicht thun, was ich kann? Diese Kinder und Jünglinge sind unsterblich! Wo eine Gesellschaft ist, welche die schwachen Uebungen der Jugend beachtet, weil sie Versuche zum Gebrauche von Kräften sind, rufe der Frohe der frohen Versammlung: wir sind unsterblich!

### β) von Reinhard († 1812).

(Schluß der Predigt, welche Reinhard am 3. Adv. 1808 in der Leipziger Universitätskirche über das Thema hielt: der Kampf aller wahren Christen wider den verderbten Geist der Zeit.)

— Ich spreche diesmal in einer Stadt, welche für den Kampf, den ich bisher beschrieben habe, eine ganz eigene Wichtigkeit hat. Einen Verein von Männern, die sich verpflichtet haben, ihr Leben der Wahrheit und dem Rechte zu widmen, und alles zu erforschen und zu lehren, was Tugend und Menschenwohl betrifft; deren großes heiliges Geschäft ist, über den Geist der Zeit gleichsam die Aufsicht zu führen, und jeder Verirrung desselben entgegen zu arbeiten; einen solchen Verein hat Leipzig schon fast vierhundert Jahre lang in seinem

Schoose: und unzählbar sind die Siege, welche diese Zeit über für Wahrheit und Recht, für Tugend und Wohlfahrt hier errungen worden sind. Welches Heer junger muthiger Kämpfer, die hier mit edlem Eifer für Wahrheit und Recht, für Tugend und Wohlfahrt erfüllt worden sind, hat sich noch überdies aus dieser Stadt fast in alle Länder Europa's verbreitet, und in allen Verhältnissen des Lebens, auf allen Stufen der Gesellschaft, für die gute Sache gestritten! Möge es Ihnen, verehrte Männer, die Sie gegenwärtig den großen Verein bilden, der alles Wahre und Gute befördern und dem verderbten Geiste der Zeit entgegen arbeiten soll, möge es Ihnen gelingen, die erhabenen heiligen Zwecke, für welche Sie leben, denen Sie Ihre Zeit und Ihre Kräfte widmen, immer glücklicher zu erreichen! Möge die Aufmerksamkeit, mit welcher Friedrich August Ihr Werk betrachtet; möge das Vertrauen, mit welchem das ganze Vaterland auf Sie siehet, und von Ihnen die Bildung seiner Söhne erwartet, Ihren Muth stärken, und die Beschwerden Ihres großen Berufs Ihnen erleichtern! Möge Ihre Anstrengung mit allem belohnt werden, was das Leben auf Erden Wünschenswerthes und Ehrenvolles hat! Wie erhaben ist Ihre Bestimmung! An ihr einst selbst Theil gehabt, ihr die muntersten Jahre meines eigenen Lebens gewidmet zu haben: wie freue ich mich dieser Ehre, wie preise ich Gott für dieses Glück!

Und Sie, theure Jünglinge, die Sie in dieser Stadt leben, sich zu unterrichten und zu bilden; verstatten Sie es einem väterlich gesinnten Freunde, Sie an die unendliche Wichtigkeit Ihres Geschäfts, und an den nicht zu berechnenden Werth der Jahre erinnern zu dürfen, welche Sie hier zubringen. Sie haben den edelsten und heiligsten Beruf gewählt, dem sich ein Mensch widmen kann. Zeugen der Wahrheit, Handhaber des Rechts,

Beförderer der Tugend wollen Sie werden; zum Kampfe wider Irrthum und Laster, wider Unordnung und Verderben wollen Sie sich rüsten; die Bewahrer und Beschützer des Heiligsten, das die Menschheit hat, wollen Sie einst seyn, und die wichtigsten Angelegenheiten derselben besorgen; und es sind die flüchtigen, unwiederbringlichen Tage der Vorbereitung, der Weihe zu Ihrem großen Berufe, welche Sie jetzt durchleben. O wenn Sie Ihre Würde vergessen, wenn Sie diese Tage verschwenden, wenn Sie die kostbaren Augenblicke der Weihe durch Ausschweifungen entheiligen, wenn Sie dem verderbten Geiste der Zeit, den Sie einst bekämpfen sollen, huldigen könnten: wie würden Sie sich entehren, welcher Verantwortung bei Gott und Menschen würden Sie sich aussetzen, mit welcher qualvollen Reue würden Sie einst auf diese Tage zurück blicken! Doch nein, nein, das fürchte ich nicht! Sie fühlen es, geliebte Jünglinge, Sie können sichs unmöglich verbergen, wie verderbt der Geist der Zeit ist, in welcher Sie leben; welch ein Kampf Ihnen bevorstehet, wenn Sie einst Ihrer Pflicht Genüge leisten sollen; wie viel Sie lernen und üben, wie weit Sie es in allem Guten bringen, welche Muster der Religiösität und Tugend, der Gerechtigkeit und Menschenliebe Sie werden müssen, wenn Sie die Erwartungen des Vaterlandes erfüllen und Ihrem Daseyn einen wahren Werth verschaffen wollen. So ermuntern Sie sich denn, und fassen Sie Muth. Ist es Ihnen ein Ernst, Ihrer großen Bestimmung zu leben; so wird Gott mit Ihnen seyn, und sein Geist Sie leiten. Und uns, die wir jetzt in den öffentlichen Aemtern wider den verderbten Geist der Zeit kämpfen, aber uns auch mit jedem Tage dem Ende unsers Kampfes nähern; o gönnen Sie uns die Freude, in Ihnen schon jetzt die Männer zu ahnen, die einst mit Erfolg an

unsre Stelle treten werden, denen wir den Kampf für Wahrheit und Recht, für Religion, Tugend und Menschenwohl beim Scheiden getrost überlassen können. Möge Gott Sie mit einer bessern Zeit segnen, als die unsrige war, und durch Ihren Dienst, durch Ihre Mitwirkung, ein schönes Weltalter vorbereiten und herbeiführen!

Du aber, Vater des Lichts, von dem jede gute und jede vollkommene Gabe auf uns herabkommt, fahre fort, diese gute Stadt mit allem zu segnen, was Menschen wichtig und erwünscht seyn kann; und laß sie bis an das Ende der Tage einen Wohnsitz deines Evangelii, eine Pflegerin alles Wahren, Schönen und Guten, und die Zierde des Vaterlandes bleiben!

### γ) vom dän. Staatsrathe v. Schmidt-Phiseldek.

(Aus s. Proben politischer Redekunst, Kopenh. 1823. 8. Schluß der Rede am Feste aller Teutschen, zum Gedächtnisse der Leipziger Schlacht.)

— Wie möchten wir uns kräftiger ermuntern zum Fortwandeln auf der Bahn, die zum Ziele führt, als durch die festliche Erinnerung an jene Edeln, welche diese Bahn eröffnet haben, und erkämpft und bereitet den Boden, über welchem sie fortläuft! Darum windet den Kranz des heiligen Eichenlaubes um die Denkmäler der Helden, welche ihr Vaterland mehr als ihr Leben geliebt haben, und gefallen sind in den Reihen der Streiter für die heilige Freiheit! Schmücket die Gräber der Jünglinge, die das kühne frische Blut mit Freuden verspritzten um die süße Heimath und die fernen Geliebten, und hebet eure Herzen und Hände empor zu den leuchtenden Sternen, von denen die Geister der großen Todten mit Wohlgefallen herab schauen auf unsre Feier!

Ja, meine Brüder, wenn ein Gedanke ist über den Gräbern, und eine Freude bei denen, die da ausgezogen haben die Hülle der Vergänglichkeit und aufgenommen sind in die Wohnungen des ewigen Friedens; so gedenken sie Eurer auch heute, und freuen sich der Rettung des Vaterlandes und der Thaten, die Gott ausgeführt hat durch die Hand derer, die treu zu ihm hielten in den Tagen der Bedrängniß! Und wie sie Unsrer gedenken; so lasset auch uns gedenken der Gefährten, welche mit ihnen die Siegesbahn wandelten, und deren rühmliche Narben noch unter uns glänzen, und das Vaterland mahnen an die heilige Schuld, die es ihnen zu entrichten hat!

Und so lodere denn wieder auf aus der tief gerührten Brust, du Feuer der Begeisterung, das zu Kampf und Sieg uns entzündete, und brenne fort als mildere Flamme, und erhöhe und kräftige in uns den treuen Vaterlandssinn und die Beharrlichkeit in jeglicher Tugend, auf daß höher steige und weiter sich verbreite der Ruhm des teutschen Namens, und von Geschlecht zu Geschlecht ein freies und edles Volk das Andenken der Wiedergeburt feiere, durch die wir erstanden sind, und ernte, was wir gesäet, und vollende, was wir begonnen haben, und festhalte für und für an der Einfalt und dem Glauben und der Liebe der Väter!

## δ) von Reinhard.

(Schlußgebet einer Predigt am zweiten Pfingsttage, worin er zeigte: wie die Veredelung der menschlichen Natur durch Jesu Geist und Lehre bewirkt werden solle.)

— Geist des Allmächtigen, der du Kraft und Leben in jede Seele gießest, die sich dir öffnet; der du mit

deinem alles belebenden Hauche jeden Funken des Guten anfachest, der in unsrer Brust verborgen liegt: siehe, wir fühlen es, daß wir deine Hülfe bedürfen; wir schmachten nach deinem Beistande. Wenn wir in dieser Dunkelheit auf Erden nach Wahrheit forschen, und sie in dieser Finsterniß mit bangem Verlangen suchen; Geist der Weisheit, so gieb uns Licht, und leite unsre schüchternen Schritte! Wenn unser mattes Herz nur schwach gegen das Böse kämpft; wenn des Fleisches Trägheit uns niederdrückt und verzagt macht; Geist der Stärke, so gieb uns Kraft; so erfülle uns mit Munterkeit und mit männlichem Muthe. Wenn wir die Bürde dieses Lebens fühlen; wenn wir, von banger Schwermuth geängstigt, uns nicht zu helfen wissen; Geist des Trostes, so erquicke uns, so laß uns mit Ueberzeugung fühlen, daß Gott uns liebet, daß wir bestimmt sind, das ewige Leben zu haben! Offen sey dir unser ganzes Herz; geheiligt sey dir unsre ganze Natur; bessere, bilde, veredle sie, Geist des Herrn, Kraft des Allmächtigen, und führe sie zum ewigen Leben!

## 25.

## c) Die stylistische Form der Darstellung.

Wenn die beiden ersten Hauptgegenstände, nach welchen das Verhältniß der Rede zu dem Gesetze der Form beurtheilt wird, — die Erfindung, und die Eintheilung oder Anordnung des Ganzen, — zunächst der grammatisch-logischen Grundbedingung des Gesetzes der Form, d. i. der Richtigkeit der Form, entsprechen; so beruht der dritte Hauptpunct — die stylistische Form der Rede — auf beiden Grundbedingungen des Gesetzes der Form — auf Richtigkeit und Schönheit —

zugleich. So wenig nun hier die in der Philosophie der Sprache aufgestellten Grundsätze für die innigste Vereinigung der Richtigkeit und der Schönheit innerhalb der Form, und die bereits in der Einleitung (§. 9—12.) entwickelten Grundbedingungen der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit wiederhohlt werden können; so wenig darf doch auch in der Lehre von dem Grundcharakter der Rede in logischer und ästhetischer Hinsicht, nach der Ausmittelung der Begriffe von der Erfindung und Eintheilung eines rednerischen Ganzen, das Eigenthümliche ganz übergangen werden, wodurch eine Rede von jedem Erzeugnisse der Prosa und der Dichtkunst sich unterscheidet. Denn, wenn der Redner nie vergessen darf, daß er in der Rede, wie der Dichter in dem Gedichte, ein Kunstwerk ins Daseyn rufen soll; so muß er doch zugleich den wesentlichen Unterschied zwischen der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit sich vergegenwärtigen, der nicht blos auf der äußern Unterscheidung des Numerus von dem der Dichtkunst zugehörenden Sylbenmaaße und Reime, sondern auch auf dem Ursprunge der Sprache der Dichtkunst aus dem Gefühlsvermögen und der Sprache der Beredsamkeit aus dem Bestrebungsvermögen, so wie auf der berechneten Wirkung jedes rednerischen Erzeugnisses auf den Willen und das menschliche Bestrebungsvermögen beruht. Dadurch erhält nothwendig der Periodenbau in der Sprache der Beredsamkeit sein ganz eigenthümliches, von dem Periodenbaue in der Sprache der Prosa und Dichtkunst völlig verschiedenes, Gepräge. Denn wenn der Stoff für die rednerische Darstellung unmittelbar aus dem Bestrebungsvermögen stammt; so wird auch, bei der

durch diesen Stoff vermittelten höhern Belebung mehrerer geistigen Vermögen, und namentlich bei dem Antheile der Einbildungskraft an der Idealisirung des dem Bestrebungsvermögen vorgehaltenen Gegenstandes, der rednerische Periodenbau von dem prosaischen durch einen höhern Wohlklang sich unterscheiden, bewirkt durch die Stellung, Aufeinanderfolge und Verbindung der einzelnen Worte, Sätze und Glieder der Perioden; durch ein höheres Leben des Ganzen, hervorgebracht durch die stärkere Versinnlichung des Gegenstandes vermittelst der Einbildungskraft, und durch die höhere Kraft, welche von allem ausgeht, was den menschlichen Willen mächtig ergreift, und als Grundton menschlicher Triebe und Bestrebungen in der Sprache sich ankündigt. Durch dieses höhere Leben und durch diese höhere Kraft, abstammend aus dem Bestrebungsvermögen und aus dem Zusammenhange der Einbildungskraft mit der Thätigkeit des Bestrebungsvermögens, erhält aber die stylistische Form der Darstellung den eigenthümlichen rednerischen Charakter, und wird der mannigfaltigen Schattirung und der reichen Farbengebung fähig, wodurch die Rede von jedem Erzeugnisse der Sprache der Prosa sich unterscheidet. Nicht also ein gesuchter und außerwesentlicher Schmuck in gehäuften Figuren und Tropen, noch weniger eine Verirrung in das Sprachgebiet der Dichtkunst, bezeichnet die Eigenthümlichkeit des rednerischen Lebens; wohl aber, wenn Geist, Wohlklang und Fülle der Sprache mit sich selbst im Ebenmaase stehen, und die innere geistige Vollendung des Redners aus seiner zur Classicität erhobenen stylistischen Form der Rede unverkennbar hervorleuchtet.

(Die Beispiele für die vollendete stylistische Form der Darstellung gehören in die drei folgenden Abschnitte, welche von den einzelnen Gattungen und Arten der Reden handeln.)

---

## 2) Die religiöse Rede.

### 26.
### Begriff der religiösen Rede.

Die religiöse Rede, — mit einer schielenden Nebenbedeutung auch die geistliche Rede genannt, — ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem Kreise sittlicher und religiöser Wahrheiten entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche jene Wahrheiten ins Leben treten sollen. Weil aber unter allen Lehren und Wahrheiten die sittlichen und religiösen das Bestrebungsvermögen am stärksten zu ergreifen im Stande sind, so wie sie auch dem wirklichen Leben selbst am nächsten liegen; weil übrigens mit diesen sittlichen und religiösen Wahrheiten die höchsten Ideale des Menschen, so wie seine lebendigsten Ueberzeugungen und seine edelsten Hoffnungen, in der innigsten Verbindung stehen; so kann auch der religiöse Redner einer entschiedenen Wirkung auf das Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer sich versichert halten, sobald er nur überhaupt die im Gesetze der Form enthaltenen Grundbedingungen für die Vollendung seiner Rede erfüllt; sobald er den Zusammenhang des rednerisch darzu-

stellenden Stoffes mit den Kreisen des häuslichen und öffentlichen Lebens durchschaut, und sobald er den Grad individueller Bildung und Reife erreicht hat, sein eigenes inneres Leben überzutragen auf die ihm entströmende Rede. Gelingt ihm aber dies; so wird seine Rede nothwendig die gesammten geistigen Vermögen seiner Zuhörer gleichmäßig ergreifen, und eben so ihre sittlich=religiöse Ueberzeugung begründen, befestigen und steigern, wie ihre Gefühle beleben, ihre Triebe läutern, und ihren Willen zu freien Handlungen bestimmen, durch welche das Gute deshalb geübt werden soll, weil es das Gute ist.

## 27.
## Eintheilung der religiösen Reden.

Wenn gleich die religiöse Rede innerhalb des Gebietes der Sprache der Beredsamkeit nicht nach allen den Einzelnheiten entwickelt werden kann, welche der Homiletik, oder der besondern Anweisung zur religiösen Beredsamkeit für den Zweck der Bildung künftiger Religionslehrer, angehören; so dürfen doch die verschiedenen Formen, unter welchen die religiösen Reden sich ankündigen, nicht übergangen werden.

Man kann die religiösen Reden eintheilen nach ihrem Inhalte, und nach ihrer äußern Form.

## 28.
### a) Eintheilung nach ihrem Inhalte.
### Dogmatische, moralische, gemischte Reden.

Ihrem Inhalte nach sind die religiösen Reden entweder

a) dogmatische, wenn sie zunächst Glaubenswahrheiten aufstellen, und durch diese auf den Willen zu wirken suchen; oder

b) moralische, wenn sie zunächst Vorschriften der Sittenlehre entwickeln, Tugenden und Laster nach ihren Ankündigungen im Kreise des wirklichen Lebens, nach ihren Gründen in der menschlichen Gesinnung, nach dem Verhältnisse derselben zu dem Sittengesetze, und nach deren Wirkungen und Folgen sowohl für das handelnde Individuum, als für die ganze menschliche Gesellschaft schildern; oder

c) gemischte, wenn die religiösen Reden, sogleich mit dem Vortrage der Glaubenslehren, die Nachweisung ihres Verhältnisses zum wirklichen Leben und zum Sittengesetze verbinden.

Im engern Sinne des Begriffes soll jede religiöse Rede practisch seyn; d. h. sie soll nicht blos Wahrheiten lehren und entwickeln, sondern auch jedesmal den Zusammenhang derselben mit dem wirklichen Leben versinnlichen, und auf die Belebung des Willens zu guten Entschlüssen und Handlungen hinwirken.

## 29.

## Fortsetzung.

Wenn nun gleich die dogmatischen, moralischen und gemischten Reden die drei Hauptklassen religiöser Reden bilden; so entstehen doch, durch die Verbindung geschichtlicher, politischer, naturgeschichtlicher und psychologischer Stoffe entweder mit Lehren und Wahrheiten der Religion, oder mit sittlichen Vorschriften fürs Handeln, gewisse Unterarten jener drei aufgestellten Hauptgattungen.

Unter den zuletzt genannten Stoffen sind die geschichtlichen die wichtigsten, die häufigsten und die reichhaltigsten. Sie sind die wichtigsten, weil

jede positive Religion auf einer geschichtlichen Unterlage beruht, und diese — namentlich bei der Feier der kirchlichen Feste — nicht von der großen Mehrzahl der aus dem innern Heiligthume einer positiven Religion hervorgehenden Glaubenswahrheiten getrennt werden kann. So sind christlich-religiöse Reden nicht möglich, ohne geschichtlich der Menschwerdung, des Lebens und Wirkens, des Leidens und Todes, und der Verherrlichung Jesu zu gedenken, und eben so wenig christlich-protestantische Reden, ohne die Kirchenverbesserung nach ihren vorbereitenden Veranlassungen, nach ihren Stiftern, nach ihren Folgen, und nach den jetzigen Verhältnissen der protestantischen Kirchen zu schildern. Weil aber diese geschichtlichen Thatsachen nicht blos mit Wahrheiten der Religion, mit Lehren des Glaubens und mit Vorschriften für das Leben in Verbindung stehen, sondern viele jener Wahrheiten und Lehren, und dieser Vorschriften sich unmittelbar auf diese geschichtlichen Vorgänge gründen; so erhellt daraus von selbst, daß sehr viele geschichtliche Stoffe mit den übrigen dogmatischen, moralischen und gemischten Stoffen für die religiöse Rede gleichsam verwachsen, und aufs unzertrennlichste verbunden sind.

Allein auch die großen Vorgänge des bürgerlichen und des öffentlichen Staatslebens können und müssen aus dem Standpuncte der Religion gefaßt werden. Thronbesteigungen, Huldigungen der Regenten, wichtige Vorgänge im Schicksale der regierenden Familie (Geburt eines Kronprinzen, Vermählungen, Todesfälle, das Erlöschen regierender Häuser u. s. w.), Kriege, Verheerungen der Reiche und Staaten im Laufe des Krieges, wichtige Siege oder Verluste, innere oder äußere

Revolutionen, und bedeutende Veränderungen und Umwandlungen des gesammten Staatslebens, bald durch innere, bald durch äußere Verhältnisse herbeigeführt, behaupten auf das bürgerliche Leben einen so mächtigen Einfluß, daß die richtige Beurtheilung derselben des Lichtes der Religion, so wie das christlich-würdige Betragen bei denselben bald der Belehrung, bald der Aufmunterung, bald der Warnung und Zurechtweisung, und bald des Trostes und der Ermuthigung durch die Religion bedarf. Nie darf aber ein rein-politischer Gegenstand, ohne dessen Zusammenhang mit der Religion auszumitteln und zu versinnlichen, von dem religiösen Redner behandelt werden, weil dies dem Wirkungskreise der Staatsberedsamkeit zusteht. — Die Ereignisse der neuesten Zeit seit den letzten dreißig Jahren haben sehr gediegene religiöse Reden, mit steter Hinsicht auf die öffentlichen Schicksale der Völker, Reiche und Staaten, veranlaßt.

Was die Aufnahme von Naturbetrachtungen und Schilderungen von Gegenständen der Natur in religiösen Reden betrifft; so kann und soll, an sich betrachtet, die Natur mit ihren Erscheinungen und Geschöpfen, eben so aus dem Standpuncte der Religion gefaßt werden, wie das bürgerliche und öffentliche Leben der Völker und Staaten. Unverkennbar bietet das Reich der sichtbaren Natur einen unermeßlichen Reichthum von Stoffen dar, welche zur Versinnlichung, Erweckung, Belebung und Befestigung sittlich-religiöser Wahrheiten, Gesinnungen und Bestrebungen gebraucht werden können. Nur darf der religiöse Redner nicht blos sogenannte Naturpredigten halten, wo nicht selten die gewöhnlichsten Gegenstände des Ackerbaues, der Feld-

wirthschaft u. s. w. im Einzelnen und ausführlich erzählt, und die Ansichten der Naturwelt entweder gar nicht, oder nur im Vorbeigehen, aus dem Gesichtspuncte des religiösen Lebens gefaßt werden.

Von hohem Interesse sind endlich die anthropologisch-psychologischen Stoffe für den religiösen Redner, sobald er die religiöse Rede nicht in einen bloßen physiologischen, anthropologischen oder psychologischen Vortrag verwandelt, sondern aus dem Kreise der Erfahrungsseelenlehre, und aus den so vielseitigen, und oft so räthselhaften Ankündigungen des Menschen im Gebiete des wirklichen Lebens seine Stoffe entlehnt, um aus denselben wichtige Aufschlüsse über das menschliche Herz und dessen Neigungen, Wünsche und Bestrebungen abzuleiten, und mit diesen psychologischen Ergebnissen und Aufschlüssen die Belehrungen, Warnungen, Ermunterungen und Tröstungen der Religion aufs innigste zu verbinden.

30.

b) Eintheilung der religiösen Reden nach ihrer Form.

So vielfach verschieden, selbst nur im Umfange der teutschen Kanzelberedsamkeit, die einzelnen Formen der religiösen Rede gewesen sind, und noch sind; so lassen sie sich doch auf drei Hauptarten zurückführen:

a) auf die eigentliche Predigt;

b) auf die Homilie;

c) auf die religiöse Rede im engern Sinne.

Die eigentliche Predigt ist ein logisch angelegtes und logisch-ästhetisch durchgeführtes Ganzes der religiösen Beredsamkeit, wo, aus dem gewählten oder

vorgeschriebenen Texte, das Thema abgeleitet, und dieses Thema mit der Vollständigkeit und Erschöpfung behandelt wird, welche der im Thema aufgestellte und angekündigte Stoff erfordert. Sobald das Thema unmittelbar aus dem Texte hervorgehet; so ist es nicht wesentliche Bedingung einer solchen synthetischen Predigt, daß der Redner den ganzen — oft langen — Text zur Ausmittelung seines Thema benutze, oder, bei der Ausführung des aufgestellten Thema, auch die im Texte vorkommenden Nebenbestimmungen erläutere, und vielleicht sogar mit Zwang in die Darstellung des aufgestellten Satzes ziehe.

Die Predigt ist aber analytisch-synthetisch (oder Homilie im weitern Sinne), sobald sie den ganzen Text benutzt und anwendet, indem sie dessen einzelne Theile und Sätze, nach deren Aufeinanderfolge, unter einen im Thema aufgestellten Hauptbegriff bringt, der entweder unmittelbar im Texte liegt, oder doch als Gesammtvorstellung des ganzen Inhalts des Textes leicht an denselben angeknüpft werden kann.

Die eigentliche Homilie selbst unterscheidet sich dadurch wesentlich von der Predigt, daß sie, nach Aufstellung eines im Thema gewöhnlich sehr allgemein ausgesprochenen Hauptbegriffes, den gesammten Inhalt des Textes erläutert und anwendet, so daß zwar ein leitender Begriff durch das Ganze hindurchgehet, den religiösen Redner aber, in Hinsicht der für die eigentliche Predigt scharf berechneten logischen Gliederung und Abstufung der Theile und Untertheile, weniger bindet, als in der synthetischen und in der analytisch-synthetischen Predigt, so wie auch die Homilie zunächst mehr auf

fromme Erbauung, als auf mächtige Ergreifung des Willens hinarbeitet, und deshalb gewöhnlich im Tone der Sprache nicht so kräftig sich ankündigt, wie die eigentliche Predigt.

(Die sogenannten Fest- und Casual-Predigten und dgl. können nicht als verschiedene Unterarten der Predigten aufgestellt werden, weil sie, nach dem besondern Stoffe, den sie behandeln, unter die im §. 28 und 29 enthaltene Classification gehören, nach ihrer Form aber entweder Predigten, oder Homilien sind. — Eben so wenig kann auch die Casualrede als eine besondere Untergattung der religiösen Rede aufgeführt werden.)

Die religiöse Rede im engern Sinne unterscheidet sich von der Predigt und Homilie dadurch, daß sie, der äußern Form nach, gewöhnlich kürzer ist, als beide; daß sie nicht, wie diese, von der Kanzel, sondern gewöhnlich vor dem Altare, oder selbst in der Mitte einer abgeschlossenen Versammlung gehalten wird; daß sie nicht immer einen bestimmten Text, wohl aber ein an die Spitze der Ausführung gestelltes Thema, behandelt; daß sie bei der Entwickelung der aus dem Thema abgeleiteten Begriffe sich freier bewegt, als die synthetische Predigt, ob sie gleich die logische Anordnung und Durchführung des Stoffes nicht vernachlässigen darf, nur daß sie gewöhnlich die logische Gliederung des Ganzen in weniger scharfen Umrissen hervorhebt, als in der Predigt geschieht; und daß sie nach der Veranlassung, bei welcher die Rede gehalten wird, den Ton und die ästhetische Farbengebung der Sprache gestaltet. Allein unerläßlich bleibt auch für sie die Forderung, daß sie nicht

blos belehre und überzeuge, sondern auch auf den Willen und die Bestrebung wirke, und, nach einem genau berechneten Verhältnisse, das Gefühlsvermögen belebe und die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetze, um das möglichst höchste Interesse für den aufgestellten Gegenstand zu veranlassen. — Zu den einzelnen Arten der religiösen Rede gehören die Taufreden, die Reden bei der Abendmahlsfeier, bei Trauungen, bei Begräbnissen, und bei Casualfällen, wohin Einweihungen, Jubelfeste u. s. w. gehören können.

(In Hinsicht auf die Veränderungen, welche die religiöse Beredsamkeit, namentlich im protestantischen Teutschlande, seit den letzten Jahrhunderten erfuhr, enthält folgendes Werk sehr lehrreiche Beiträge: Phil. Heinr. Schuler, Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen, insonderheit unter den Protestanten in Teutschland, mit Actenstücken im Auszuge belegt. 3 Theile. Halle, 1792—1794. 8. Der Verfasser nimmt folgende Zeiträume für diese Veränderungen an: 1) von Luther bis zu dessen Tode; 2) von Luthers Tode bis auf Arndt; 3) von Arndt bis auf Spener und die Stiftung der Universität Halle; 4) von Spener bis auf Rambach und Mosheim; 5) von da bis zur Erscheinung der allgemeinen teutschen Bibliothek und des Prediger-Journals; 6) von da an bis auf die neueste Zeit. — An dieses Werk schlossen sich, von demselben Verfasser, an: Beiträge zur Geschichte der Veränderungen des Geschmacks im Predigen unter den Protestanten, von der Reformation bis auf jetzt. Halle, 1799. 8. worin noch manche treffende Beispiele nachgehohlt wurden.)

Unverkennbar hat die teutsche Sprache überhaupt, namentlich aber seit dem zweiten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts, dadurch viel an Würde, Gediegenheit und innerer und äußerer Vollendung, vor allen jüngern europäischen Sprachen, gewonnen, daß die Kanzelberedsamkeit so große Fortschritte auf teutschem Boden machte, und daß kein anderes gesittetes und christliches Volk unsers Erdtheils in dieser Hinsicht mit den Teutschen sich messen kann, wenn gleich Franzosen und Britten früher noch, als die Teutschen, gediegene Kanzelredner hatten, unter welchen Flechier, Massillon, Bourdaloue, Saurin, Tillotson u. a. einen geachteten Namen behaupten. So viel auch die classischen Dichter in der Mitte des teutschen Volkes für die Fortbildung der vaterländischen Sprache gethan und so unsterbliche Verdienste sie um dieselbe sich erworben haben; so dürfen doch die Verdienste der religiösen Redner Teutschlands darüber nicht vergessen und vernachlässigt, oder geringer angeschlagen werden, als die der Dichter. Denn der sittlich-religiöse Grundcharakter des teutschen Volkes, der, bei allen vom Auslande her auch über die Teutschen gekommenen Verirrungen, doch nicht ganz erschüttert zu werden vermochte, hat seine feste Unterlage und seinen kräftigen Stützpunct in der religiösen Beredsamkeit seit Luthers Zeiten, und wird durch die großen religiösen Redner unserer Zeit genährt, erhalten und gekräftigt. Wegen dieses wichtigen Ergebnisses der religiösen Beredsamkeit in der Mitte Teutschlands ward der Abgang der eigentlich politischen Beredsamkeit bei dem teutschen Volke weniger nachtheilig gefühlt, als er sich sonst nothwendig angekündigt haben müßte.

31.

## Beispiele aus der religiösen Beredsamkeit der Teutschen.

### α) aus der Zeit des Mittelalters bis auf Luther.

#### 1) Bruchstück einer Predigt aus dem zwölften Jahrhunderte, von einem Ungenannten; aus Eckarti Comment. de rebus Franciae orientalis T. 1.

Unser Herro *) der almahtigo Got der sprichet in desmi Evangelio, suenne der achirman sait sinen samen, so fellit sumelichiz pi demo wega, unde wirdet firtretin oder iz ezzant die vogile, sumelichiz fellit uf den Stein, unde irdorret sa, wanda iz dere fûohte nieth ni habit. Sumelichiz fellit unter die dorne, daz pichumet ouh unte pidruchent iz die dorne, daz iz nieth ni mac fure bringen dez wuocher. Sumelichiz fellit ana die gûoten erda unte fure bringet cehincic valtigiz wuocher.

Der accherman der pizeichinet unseren Herrun den

*) Uebertraguung. Unser Herr, der allmächtige Gott, der spricht in diesem Evangelio: Wenn der Ackermann säet seinen Samen; so fällt etliches bei dem Wege, und wird vertreten, oder es essen's die Vögel; etliches fällt auf den Stein, und verdorret so, weil es der Feuchtigkeit nicht hat. Etliches fällt unter die Dornen; das verkömmt auch und vertrocknen es die Dornen, daß es nichts mag hervorbringen der Frucht. Etliches fällt an die gute Erde, und bringt hervor hundertfältige Frucht.

Der Ackermann der bezeichnet unsern Herrn den

heiligen Chrift, der di tagilichen in dera heiligun Chriſtinheite durh die munda dera lerari sait in dei herzi sinere holden die keiſtlichan lera. Diu miſſeliche dere guoten unte dere ubilen erde, diu pizeichinet dei misselichen muot dere menniscono, den di emzic kiprediget werdunt die Gotis wort.

Der sami pizeichinet daz Gotis wort; der acchirnigi erda pizeichinet die, die di minnent die wertlichen scazze, vona den si kiiret werdent dero guoten werchun.

Diu guote erda diu di vone demo samen furi bringet cehincic valtigiz wuochir, diu pizeichinet die, die Got furhtent unte minnent, unte dar ana vole wonent, so daz si alla wila williclichen wurchent sinin werh.

Diu bona erde diu furebringet ire wuocher durh die kidult, daz sculi wir so ſirſten, daz unſera

---

heiligen Chriſt, der da täglich in der heiligen Chriſtenheit durch die Munde der Lehrer ſagt in die Herzen ſeiner Holden die geiſtlichen Lehren. Die Mißgleichheit der guten und der üblen Erde, die bezeichnet das mißgleiche Gemüth der Menſchen, denen da emſig geprediget werden die Gottes Worte.

Der Same bezeichnet das Gottes Wort; die ackerloſe Erde bezeichnet die, die da lieben die weltlichen Schätze, von denen ſie geirret werden in den guten Werken.

Die gute Erde, die da von dem Samen hervor bringet hundertfältigen Gewinn, die bezeichnet die, die Gott fürchten und lieben, und daran völlig wohnen, daß ſie williglich wirken ſeine Werke.

Die gute Erde, die hervorbringet ihre Frucht durch die Geduld, das ſollen wir ſo verſtehen, daß unſre

werh nieth guot ni sint, ubi wir si Gote nieht zi lobe ni pizellan, unte ube wir nieht kidultlichen ni firtragan die urdrizze unserin nahiſten. Wir sculen daz pidenchin, daz der win unte daz ole niemir liuter noh guot ni werdunt e dei peti kitretan unde kipreſſit werdent, noh daz chorin niemir ni chumet in daz chorenhus, e iz kidroskin wirdit; nieth mera ni mac unser niheinir chomen in daz himelrih, wir ni werdan kilutera durh die fillate des werltlichen truobeſſalis.

---

Werke nicht gut sind, ob wir sie Gott nicht zu Lobe bezahlen, und ob wir nicht geduldig vertragen die Verdienste unserer Nächsten. Wir sollen das bedenken, daß der Wein und das Oel nimmer lauter noch gut werden, ehe die beiden getreten und gepresset werden, noch das Korn nimmer nicht kommt in das Kornhaus, ehe es gedroschen wird; nicht mehr mag unser irgend einer kommen in das Himmelreich, (wenn) wir nicht werden geläutert durch die Fülle des weltlichen Trübsals.

### 2) Bruchstück einer Predigt von dem Franziskaner Berthold (aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts) *).

(Die Predigt versinnlicht die vier Haupttugenden durch ein Natursinnbild von dem Wagen.)

---

*) Es ist entlehnt aus Berthold des Franziskaners teutschen Predigten, herausgegeben von Kling, mit Vorwort von Neander. Berl. 1824. 8. S. 101. In der Vorrede (S. X) wird nachgewiesen, daß er zu Augsburg im Zeitalter der Kreuzzüge, und nicht zu lange nach Rudolph von Habsburg lebte.

Uns hat der almehtige got zwei groze bůch gegeben, da wir an lesen sůln nnd lernen guete ding und nůtze ding, die uns zu libe (Leibe) und zu selen not ist. Wanne der almehtige got hat uns alle ding zu nůtze und zu gůte geschaffen, ein halp zu dem libe (Leibe) und ander halp zu der sele. Und also hat er uns die sternen gegeben an dem himmel und alles daz uf ertrich ist. Und wie ir uch daz nůtze machen sůlt an der sele, und do von sůllet ir lesen an uwern buchen, an dem himmel und an der erden. Ir sůlt an der erden lernen und an båumen u. an dem korne und an den blůmen und an dem grase, als det (thåt) der gute sant bernhart. „Ich suche den gehůren an allen creatůren." So mohten alle creatůre wol sprechen, ob sie kůnden sprechen: „Unser vil manigfalten wůnder enhaben wir von uns selber nit; wir haben sie von dem, dez dine sele gernde ist." „So sůche ich den gehůren an allen creatůren, an aller seiten klange." So mohte aller vogelin sange und harpfen klange wol sprechen, ob sie kůnden sprechen: „Unser manigfalte wůnnecliche stimme und unser sůßen stimme, die haben wir von uns selber nicht, wir haben sie von dem, dez dine sele begernde ist." „Ich sůche den gehůren an alle creatůren, an aller blůmen varwe und aller wůrtze krefte." So mohten vil wol sprechen blůmen und wůrtze, ob sie kůnden sprechen: „Unser maniger ley liehte varwe, die haben wir von uns selber nicht; wir haben sie von dem, dez din sele begernde ist, und unser wůnnecliche suße kraft." Und also hat der almehtige got alle Ding dem menschen zu dienste und zu nůtze geschaffen, zu dem libe und zů der sele. Wanne swenne du eine blumen sihst, die schőnre ist danne die ander; so soltu dir gedenken: „o wol dir, lieber gottt, wie schőne und genehme du eine blůme wider die andern hast geschaffen.

Und also hast du einre würtz mer kraft gegeben danne der andern. Und also hast du einem menschen me tügende gegeben, danne dem andern." Und dez soltu got loben und ern, und solt im danken der manigfalten gnaden, die er an dir begangen hat, daz er dir als maniger hande creature zu dinste und zu nütze hat beschaffen, einhalp zu dem libe und anderhalp zu der selen, als der gute sant bernhart. Da man den fragte, wie er als wise were? do sprach er: „ich lern' ez an den bäumen." Da mügt ir gar vil an lernen guter dinge. Wann die bäume glichent den lüten, und die lüte den bäumen. Und ein wiser man sieht an einem baume wol, ob er güt obs (Obst) treit oder nicht. Uzen an der rinden sieht ers wol, ob halt niergent kein obs an den bäumen ist noch dehein blüt. Und also sieht ein wise man wohl an den lüten, weder sie tügendhaft sin oder nit. Daz sieht ein wiser man gar wol, ob du reine frücht in dinem hertzen treist, daz ist reine tügent, die got liep ist. Und als du einen baum sihst, der gut obs treit, so soltu dir gedenken: „o we! lieber herre, wann wer ich so tugenthaft, daz ich dir wol geviele an minen tugenten, als daz obs den lüten gevellet!" Und also sült ir uch flißen, daz ir den edeln bäumen glichet. Ir sült uch an guten gedenken uben, als die bäume mit der blüte. Swanne ein baum güt obs tragen wil; so nüz er dez ersten bluwen mit edeler blüte; und darnach treibt er obs, daz die lüte labt. Und also soltu dich mit gedanken üben mit güten Dingen u. s. w.

3) Bruchstück einer Weihnachtspredigt „von dreierlei Geburt" des Dominicaners, Johann Tauler zu Strasburg (geb. 1294, † 16 Jun. 1361). Entlehnt aus der

Baseler Ausgabe s. Predigten vom J. 1521. Fol.)

Heut begat mann dryerley geburt in der heiligen chrystenheit, in der ein yetlicher mensch so grosse fröd vnnd wunne solt haben vnd nemen, das er recht solt vß im selber springen in jubel vnd in lieb vnd in danckberkeit in innerlicher freude, vnd wölcher mensch des nit in im befindt, mag sich wol förchtenn.

Nu die erst vnd oberst geburt ist, so der hymmelsch vatter gebürt sinen eingebornen sun in götlicher wesenlicheit, in persönlicher vnderscheid. Die ander geburt, die man hüt begat, ist die müterlich berhafftigkeit, die geschach in iunckfreulicher küscheit vnd in rechter lauterkeit. Die dryt geburt ist, das got alle tag vnd alle stunnd würt warlich geistlichen geboren in einer guten sele mit gnaden vnd mit liebe. Diese dry geburtten begat mann hüt mit den dryen messen. Die ersten messe singt mann in der finstern nacht und gat an also: Dominus dixit ad me, der herr hat gesprochen zu mir: du bist min sun, ich hab dich heut (das ist in ewigkeit) geboren. Vnd dise meß bedüt die verborgenen geburt, die geschach in der vinsteren verborgenheit vnbekanter gotheit. Die ander meß gat also an. Lux fulgebit hodie super nos. Das liecht schient heut über vnß. Vnd die bezeichnet den scheine der vergötterden menschlichen nature. Dise messe ist ein teill in der nacht, vnd ein teil im tag. Wann sy wz ein teil bekannt vnd ein teil vnbekannt. Die dryt meß singt man an dem claren liechten tag, vnd die hebt an also: Puer natus est nobis et filius datus. Ein kind ist vnß geboren vnd ein sun ist vnß geben. Vnd anzeigt die minniglichen geburt, die alle tag vnd in allen ougenblicken sol geschehen, vnd geschicht in einer yeglichen gu-

ten säligen seel, ob sy sich darzu keret mit warnemen vnd mit lieb. Wann sol sy diser geburt in ir befinden vnd gewar werden; das muß geschehen durch inkeren vnd wyderkeren aller ir kreffte. Vonn diser minnigklichen geburt, die dise letste messe bedůt, wellen wir nu allererst reden, wie wir darzu kommen mögenn vnd sollen, das dise edell geburt in vnß adenlichen vnnd fruchtbarlichen geschehe. Das söllen wir lernen an der eigenschafft der ersten vätterlichen geburt, so der vatter gebürt sinen sun in der ewigkeit. Wann von überflüssigkeit des überschwencklichen rychtumbs der gůte gottes mocht er sich nit innen enthalten; er můßt sich vßgiessen vnd gemeinsam machen. Wann als Augustinus spricht: Gottes natur vnd art ist, das er sich vßgiesse, vnd also hat der vatter sich vßgossen am vßganng der götlichen person, vnnd fürbas hat er sich ingossen in die creaturen. Darumb sprach sant Augustinus: So got gut ist, send wir gut, vnd alles das alle creatur gutes hat, daz ist als von der wesentlichen gůte gottes allein gut. Welches ist nu die eigenschafft, die wir in der vätterlichen geburte mercken vnd lernen söllen? Das ist also zu verston, der vatter an siner persönlichen eigenschafft keret sich in sich selber mit siner götlichen verstentnüß, vnd durchsyhet er sich selber in klarem verſten (Verstehen) in dem wesenlichen abgrund synes ewigen wesens; vnnd denn von dem blossen verſten sin selbs spricht er sich gantz vß, vnd das wort ist sin sun, vnd das bekennen sin selbs, ist das geberen sins suns in der ewigkeit, er ist bliben in wesentlicher einigkeit, vnd ist vßgen on personlichen vnderscheid. Also gat er in sich vnd bekennet sich selber, vnd gat denn vß im selber in ein begert sin selbes bild, das er da bekant vnd verstanden hat in personlichem vnderscheid. Vnd gat wyder in sich in volkommer geuelligkeit sin selbs. Die geuelligkeit sin selbes fleusset

vß in ein vnußſprechliche liebe, das da iſt der heylig geiſt. Alſo belybt er inne vnd gar vß vnd gat wyder in. Alſo iſt des menſchen lauff aller edelſt vnd volkommeſt, wann er aller eigentlichſt in ſinen vrſprung gat. Nu die eigenſchafft, die der hymelliſch vatter hat in ſinem ingange vnd in ſinem vßgang, die ſoll ouch ein yegklich menſch an im haben, der ein geiſtliche muter wil werden diſer götlichen geburt. Er ſol gantz in ſich gon, vnd denn vſſer im ſelber gon, als wie die ſele dry edel krefft hat, in denn ſy iſt, ein war bilde der heiligen dryualtigkeit, gedechnüß, verſtentnüß, vnd fryer wylle, vnd durch dieſe krefft iſt ſy gottes begriffig vnd entpfengklich, das ſy alles entpfengklich werden mag, das got iſt, vnnd hat vnd geben mag, vnd iſt durch dyß ſehenn in ewigkeit u. ſ. w.

4) Bruchſtück aus einer Predigt des Johann Geiler von Kaiſersberg: „von den neun Früchten oder Nützen eines rechten Kloſterlebens.“ (Johann Geiler ward zu Schafhauſen 1445 geboren, und, nach ſeines Vaters Tode, bei ſeinem Großvater zu Kaiſersberg im Elſaß erzogen, wovon er ſeinen Beinamen erhielt. Er war erſt Profeſſor zu Freyburg und dann Prediger im Münſter zu Strasburg; er ſtarb 10 März 1510.) Das Bruchſtück iſt entlehnt aus der Strasburger Ausgabe ſ. Predigten vom Jahre 1508 in kl. Fol. —

Es ſind dreii ding, die da faſt gemaingklich alle menſchen zu fall bringen. Das erſt iſt böſer gegenwurff. Das ander iſt böſe geſelſchafft. Das dritt iſt böſe gewonhaitt. Das ſeind drey ſtrauchſtain, über die manig tauſent menſchen oft vnd vil fallent in ſchwäre groſſe todtſünden.

Der erst strauchstain vnd vrsach des fals der sünden ist gegenwurff böszer üppüger sündiger ding. Wenn nun ain mennsch ist an sollichen stetten da er hat süntliche gegenwürf. Er sicht soliche ding, die yn raitzen zu vnkeuschheit. Er hört bös vnschamhafftige wort, liegen (lügen), schelten vnd fluchen. Er sicht hochffart treiben mit zierlichen klaidern, mit grossem Hauszgesind, oder ander herrschafft. Er nimpt war, wie man zeitlichem gut nachstelt, auch des leibes mitt allem fleysz pfligt mitt zartheit vnd sanfftthait. Wenn dise gegenwurff ainem menschen eingeend durch die fenster seiner fünff sinn; so würt er dargegen beweget; die begirlich krafft falt daruf, so er sunst nimer darnach gedacht het. Hör dem Dauid, der tod einstig durch die fenster seiner augen. Als der selbig was in seim künglichen sol. Do sach er die hausfraw Vrie (Urias) bersabee sich waschen; von demselben gesicht ward er bewegt, dasz er beede eebrüchtig vnd manschlachtig ward. Dann er sant (sandte) nach der frowen vnd brach die ee (Ehe) mit ir. Vnd an dem was es nitt genug; er schuff auch, das ir man, der fromm ridter Vrias, erschlagenn ward, wann (denn) er schryb dem haubtmann der ritterschaft in dem hör (Heer), er solt Vriam stellen an das ortt, da der streitt an dem aller hartosten wäre, allso das er nit dauon möcht kommen. Do was (war) dem Dauid der tod der sünden durch die fenster eingegangen.

Der ander streichstain, und dasz andre, dauon ain mensch vrsach hatt zu sünden, das ist böse geselschafft. Dauid spricht: bey dem hailigen würst du hailig, vnnd bey dem verkörten würstu verkört. Wilt du wissen, wie ain mensch gesitt ist; so nym ware, wie die seyen, zu denen er sich gesellet. Seind die selben ernsthafft vnd gotzförchtig; so ist er och allso. Seind sy aber verlassen vnnd leichtfertig; so musz er ynen gleich sein. Wenn

ain fauler apffel ist vnder anderen öpflen; der macht annder faul. Desgeleichen wa ain verkerter vngehorsamer oder vngaistlicher mensche ist; der mag vil nach ym tziehn. Die oberkait soll sich halten gegen iren vnderthonen in der straff, als der artzt thut gegen ainem verwuntten menschen, dem er ain pflästerlin über sein wunden legt, in deren jm faul flaisch gwachssen ist. Wie haltet sich derselbig? Er spricht dem krancken zu mit gütigen worten, vnd halt sich gegen ym mit sänfften gebärden; er thutt ym hübschlich, vnd legt jm doch dabey daz pflaster nicht desterminder über. Dasselb laßt er etzen. Deßgleichen sol och die oberkait thun. Ich sprich nit, daz man müg on sünd leben; aber dieselbenn sünd sol man besseren mit sanfftet straff, das nit die ding in ain verachtung komen, sondern mit fleissigem warnemen alle vnordnung aufgeetzt werd.

Der dritt straichstain, vnnd das drit daz aim menschen vrsach bringt zu sünden ist böße gewonhait. Ain mensch, der in der welt bey anderen weltlichen leuten wonet, die der sünden gewont haben, vnd jnen gemain ist, wenn er nun derselben sünden auch gewont, also das er hüt (heut), morgen vnd ymerzu anhin fällt; so kommt er darzu, daz er mainet, er müß sünden, vnd müg nitt mer auffhören. Ain mensch, der der laster lannge zeit gewonet hat, der nimpt des an jm selber nymmermer war; aber er faltt on alles widersteen von ainem in das ander. Herwiderumb, welcher mensch hatt tugent in sich eingeübt, vnd die in gewonhaitt bracht; der mag sich das laster gar leichttigklichen erweren. Aber ee (ehe) das ain mensch darzu kommet, das er allso ains weys beraitt ist, den lastern zu widersteen, vnnd tugennd zu üben; da gehörtt grosse arbait auff. Ain mensch muß ym selbs on vnderlaß gewaldt anthun, vnnd den anfechtungen ymmer tzu widerston. Also gewont

man tugentlicher übung vnd guter werck, daz sy ainem menschen nit mer schwär seind, noch vnmüglich bedun-cken, sunder er findet in jm ain zunaigen zu dem, das gut vnd ersam ist u. s. w.

## 32.

## Fortsetzung.

### β) Beispiele aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte.

#### 1) von D. Luther († 1546).

#### Ueber Matth. 20, v. 20—23.

(Aus Luthers ungedruckten Predigten, herausgeg. von Paul Jac. Bruns. Helmst. 1796. 4.)

Die Parabel von den Arbeitern im Weingarten, und das hernach folgt, wie der Herr seinen Jüngern von seinem Leiden verkündigt, wollen wir stehen lassen; denn es kommt beides nach Weihnachten. Dahin wollen wir es sparen, und jetzo für uns nehmen den Text von den zweien Söhnen Zebedäi, welche man vor Zeiten am St. Jacobstag pflegte zu predigen. Weil wir nun dasselbige Fest nicht halten; so predigen wir auch nicht davon. Darum können wir jetzo, weil wir auf diesen Text kommen, nicht fürüber gehen. — Die zween Söhne Zebedäi sind Johannes der Evangelist und der große St. Jacob; die waren des Herrn nahe Freunde. Wie nahe aber, kann ich nicht wissen. Denn daß man vor Zeiten von St. Anna gesagt hat, sie habe drei Männer gehabt, und von dem ersten, Joachim genannt, habe sie Mariam, unsers Herrn Mutter, gebohren; von dem andern Cleopha, die Mariam Cleophe, vom dritten Salome, die Mariam Salome, so doch Salome eines Weibes Name ist. Solche grobe unflätige Zoten haben

sie gerissen. Das sind eitel Lügen und Fabeln. Denn man findet nirgend in der Schrift, wer von unsrer lieben Frauen Vater oder Mutter gewesen sey, und haben dennoch mit St. Anna und Joachim so viel Wesens angerichtet, daß man auch Städte, als Annenberg und Joachimsthal ihnen zu Ehren erbauet hat. Ist nun Anna nicht gewesen; so wird die andere Rechnung auch falsch von ihren drei Männern und von dem Geschlechte. Ihm sey nun, wie ihm wolle; es seyen die zween Jünger nahe oder weit dem Herrn gefreund; wir fragen nichts darnach. Daraus sehen wir aber, daß sie ihm etwas mehr in der Vetterschaft oder Schwägerschaft haben zugehöret, denn die andern; denn sie haben bei ihm etwas Sonderliches seyn wollen. Von ihrem Berufe stehen droben im neunten Capitel, daß, da der Herr Petrum und Andream berufen hatte, findet er, am Meere Zebedäum mit seinen zweien Söhnen ihre Netze flicken; da ruft er sie auch. Nun hatten sie viel und oft von ihm gehört, wie er ein König sey, und ein Reich haben würde, welches sie als gute grobe Gesellen von einem weltlichen Reiche verstanden hatten, wie sie auch noch in dem Wahn stecken, wie in Geschichten steht, nachdem der Herr auferstanden war. Darum machen sie auch einen klugen Anschlag, sind wahrlich kluge Fischer, und denken, sie müssen zeitlich dazu thun, ehe Andere kommen, und nehmen ihnen die Ehre hinweg; denken nun, wie sie Andern zuvorkommen und die nächsten am Brod werden möchten. Auf daß sie aber mit Ehren bestünden, bereden sie die Mutter, die Sache vorzutragen, denken, wo wir gleich fehlen, so wird er sagen: die Mutter habe närrisch gehandelt, als ein Weib gehandelt; aber so bestehen wir mit Ehren. Er wird es aber der Mutter nicht wohl können abschlagen, wie es gemeiniglich geschieht, daß die Weiber leichtlicher etwas erbitten,

denn die Männer; denn sie können es fein und klüglich machen. Sie gehen hin, die Mutter und Söhne, und thun die Bitte, wie ihr gehört habt. Da giebt ihnen der Herr wahrlich eine stumpfe Antwort: Du bist mir eine gute Frau, du und deine zwei Söhne, sonst alle drei Narren. Ihr wisset viel, das ihr daher lallet. Jedoch hält er ihnen diese Thorheit zu gut, darum, daß sie es nicht aus Bosheit und Stolz, sondern wie Kinder aus Unverstand thun.

Daraus sollen wir nun uns zum Trost das lernen, was wir für einen Herrn haben, der mit den Seinen also umgehet. Ob er sie wohl ein wenig für die Stirn schlägt; so wirft er sie nicht hinweg darum, sondern trägt und duldet ihre Schwachheit und Thorheit. Wie ein Vater seinen Kindern thut, denen man als Narren viel muß zu gute halten; so thut er allhier mit diesen armen Thoren, den zweien Jüngern, die daher narren und alfanzen, und wissen nicht, wo sie daheim sind. Da spricht er: Ihr seyd mir gute, albern einfältige Leute, was soll ich mit euch machen? Ihr seyd grob gar satt, und strauchelt; wie denn auch geschah, auch nach des Herrn Auferstehung; was ist zuvor geschehen, da sie ihn verläugnen, und alle von ihm laufen. Ja, da sie den heiligen Geist hatten, wohl 18 Jahre hernach, that Petrus einen guten groben Fall zu Antiochia, und Paulus und Barnabas wurden uneins, daß sie von einander ziehen; ich meine, es sey grob genug. Noch ists alles vergeben und verziehen. So beschreiben uns die Evangelisten allenthalben den lieben Herrn freundlich und holdselig, der den Seinen viel kann zu gut halten. Wiederum, wenn ihm die Pharisäer und stolzen Heiligen vorkamen; da ist er doch gar nicht der vorige Mann, und ist so eigensinnig, so störrig, so unfreundlich, daß genug ist. Da heißt er sie Ottergezücht und

schreiet Ach und Weh über ihren Hals, läßt ihnen kein Wort gut seyn. Wenn sie an ihn kommen; so haben sie verloren, und hat ihr keiner Gnade überall, es sey denn, daß sie sich bekehrten. Warum denn? Die sind seine ärgsten Feinde, und können ihn in keinem Wege leiden, die stolz und hoffärtig sind, und pochen auf ihre eigene Heiligkeit und Frömmigkeit, und wollen nicht Unrecht gethan haben, wenn sie gleich Grundschälke im Herzen sind. Mit diesen kann er kein Mitleid haben. Aber allhier hat er Geduld mit den Seinen, die aus Unverstand und Grobheit sündigen, und bleiben bei ihm, setzen nicht von ihm.

Da sehe nun ein Jeder zu, daß er nicht muthwilliglich sündige, und bleibe bei seinem lieben Herrn. Sündigt er aus Schwachheit; so tröste er sich dieses Exempels allhier, des lieben Herrn, der mit den Seinen nicht rumort, noch unfreundlich handelt, jetzo eben so wenig, als vorhin. Denn wenn er nicht so freundlich wäre; so kämen wir übel zu Maße; wir sind eben die Leute, die allhier die Jünger sind, habe gute grobe Klick auf uns, bitten auch eben so närrische Dinge oft, als sie hier bitten, daß Gott oft sagen muß: Wenn ich euch gäbe, was ihr bittet; so wäre ich ein Narr, wie ihr seyd. So bitten wir oft, wenn wir gleich das Vater Unser beten. Aber da ist unser lieber Herr so freundlich, so gütig, daß er uns unsre Thorheit nicht verarget, wie er es seinen Aposteln und andern Heiligen nicht verarget hat, die eben das Fleisch und Blut sind gewesen, als wir sind. Denn er wird diesen zweien Jüngern nicht desto feinder, wiewohl es gute grobe Gesellen sind, und redet mit ihnen ganz freundlich wieder, da er sie ein wenig schamroth vorhin gemacht hatte; ihr sorget, wie ihr zu großen Ehren kommet, dasselbige wird sich von ihm selbst wohl finden. Der Stuhl ist

lang gemacht, darauf ihr sitzen sollet; denn in meines Vaters Hause sind viel Wohnungen, da sehet zu, wie ihr dazu kommen möget. Ihr werdet aber also dazu kommen, wie ich dazu kommen werde. Ich werde leiden und sterben müssen; könnt ihr nun auch den Kelch trinken, und mit der Taufe getauft werden? Ja, ja, sagen sie, sollten wir das nicht thun können? Wohlan, so sorget nicht, wo ihr bleibet, ihr werdet wohl versorget werden. Kelch heißt in der Schrift Leiden, das einem jeglichen gegeben wird. Unser Herr Gott, wie im Psalm stehet, schenket einem jeglichen sein Maas ein, das er austrinken muß. Andere werden leiblich geplaget und verfolget. Wir allhier haben keine äußerliche Verfolgung; wir haben aber dieweil etwas anders, daß uns der Zweifel in unserm Herzen und Gewissen plagt. Das ist wohl ein härter Leiden, denn äußerlich geplagt werden. Also wird ein jeder das Seine haben; sollte es gleich erst in der letzten Stunde seyn, daß er leiden muß, und dadurch seinen Herrn Christum erkennen. Das heißt sein Kelch und auch seine Taufe, darin er sich baden muß, bis der alte Adam an ihm ersäuft, und wohl gewaschen und gereiniget werde. Da sehe nun ein jeder zu, und trage das Seine, und weiche nicht von seinem Herrn und Heiland; sorge darnach nicht, wo er bleibe; er wird Stuhl und Krone zu seiner Zeit wohl finden.

## 2) Bruchstück aus Luthers letzter Predigt, die er zwei Tage vor seinem Tode zu Eisleben (Febr. 1546) am Matthiastage über Matth. 11, 25—30 hielt.

Das ist ein schön Evangelium, und hat viel feiner Lehre in sich begriffen; aber wir wollen jetzt zum Theil davon reden, als viel wir können, und Gott Gnade

verleiht. Der Herr lobt und preißt seinen himmlischen Vater allhie, daß er habe verborgen solches den Klugen und Weisen, d. i. daß er das h. Evangelium den Weisen und Klugen nicht hat kund gemacht, sondern den Kindern und Unmündigen offenbart, die nicht reden noch predigen können, noch klug und weise seyn. Aber das ist vor der Welt sehr thörlich und ärgerlich geredt, daß Gott den Weisen so feind solt seyn, und sie also verdammen; so wir doch meinen, Gott könne nicht regieren, er müsse kluge und weise Leute dazu haben. Aber er hat diese Meinung: Die Weisen und Klugen in der Welt machens also, daß ihnen Gott nicht günstig oder gut seyn kann, denn sie haben das Herzleid, machen in der christlichen Kirche, wie sie es selbst wollen; alles, was Gott thut und macht, das müssen sie bessern, daß also kein ärmer, geringer, unrechter Discipel nicht auf Erden ist, als Gott; er muß Aller Jünger seyn, jederman will sein Schulmeister und Präceptor seyn. Das sieht man von Anbeginn der Welt in allen Ketzern. Arius und Pelagius, und jetzt zu unsrer Zeit die Wiedertäufer und Sacramentirer, und alle Schwärmer und Aufrührer, die sind damit nicht zufrieden, was Gott gemacht und eingesetzt hat, meinen, sie müssen auch etwas machen, auf daß sie etwas Bessers seyen vor andern Leuten und rühmen können: Das hab ich gemacht!

Das ist die Natur der schändlichen Weisheit auf Erden, sonderlich in der christlichen Kirchen, da ein Bischoff auf den andern, ein Pfarrherr auf den andern hakt und beißt, und einer den andern hindert und stößt, wie man allzeit im Kirchenregiment solches mit großem Schaden erfahren hat. Dasselbe sind die rechten Meister Klügling, davon Christus hie redet, die das Pferd im Hintern zäumen, und nicht auf dem Weg bleiben

wollen, so uns Gott selbst vorgestellt. Der Papst hat gleich auch also gethan. Als da Christus das Predigtamt und das Sacrament seines Leibes und Blutes eingesetzt und bestätigt, wie es die Christen brauchen sollen, ihren Glauben damit zu stärken und zu kräftigen; da schreit der Papst: Nein, nein, es muß also nicht seyn; denn sein Decret sagt, es sey nicht fein, daß das Sacrament zu Stärkung der Christen Glauben soll gereicht werden, sondern es müsse ein Opfer seyn, wenn der Priester die Messe liest für die Lebendigen und die Todten. Also daß Gott die Taufe hat eingesetzt; das ist dem Papst ein gering Ding und bei ihm bald verloren und kraftlos worden. Dagegen macht er seine Schürling, die da Kappen und Platten tragen; die müssen mit ihren Orden und Möncherei der Welt helfen, daß wer in solchen Orden tritt, der habe eine neue bessere Taufe, dadurch nicht allein ihnen, sondern auch andern Leuten, wo sie wollen selig werden, geholfen werde. Das ist des Papstes Weisheit und Klugheit. Also gehts unserm Herrn Gott in der Welt, daß alweg, was er stiftet und ordnet, das muß vom Teufel und den Seinigen verkehrt, dazu gelästert und geschändet werde.

In weltlichem Regiment und Sachen gehts auch also zu, daß etliche Leute sind mit großer Weisheit und Verstand begnadet, und nicht gemeine Leute; als Gott oft einen feinen, hohen, verständigen Mann giebt, der mit Weisheit und Rath Landen und Leuten dienen könnte; aber solche fliehen vor den Geschäften, daß man sie schwerlich zur Regierung kann bringen. Aber darnach sind andre, die wollens seyn und thun, und könnens doch nicht thun; die heißt man denn im weltlichen Regiment Naseweisen und Meister Klügel. Darum sagen auch die Leute von ihnen: hat uns der Teufel mit Narren beschmissen?

So man nu solchen im weltlichen Regiment billig feind ist, die da wollen klug seyn, und sinds doch nicht; vielmehr sind das verdrüßliche Leute, denen beide Gott und Menschen billig gram sind, die in der h. christl. Kirche klug seyn wollen, und sinds nicht; denn diese hindern das Predigtamt, daß die Leute nicht zu Gott kommen können. Als da ist gewesen zu unsrer Zeit Münzer, die Wiedertäufer und Sacramentirer, die dem Evangelio seinen Lauf hindern und wehren, verführen die Leute, meinen, sie sind allein klug und weise, weil sie im Amt und Regiment der Kirche sitzen.

Also will auch der Papst ein sehr kluger Mann seyn, ja der allerweiseste, allein darum, daß er hoch sitzt und fürgiebt, er sey das Haupt der Kirchen; damit ihn der Teufel so aufbläht, daß er meint, was er nur darf vornehmen und sagen, das sey eitel göttliche Weisheit; wie er in seinem großen Narrenbuche darf unverschämt sagen, es sey nicht zu vermuthen, daß eine solche Hoheit, als er seyn will, könne irren. Also auch Kaiser, Könige, Cardinäle, dieweil sie hoch sitzen, so meinen sie, daß sie nicht irren, noch fehlen können.

Das ists nu, daß der Herr Christus hie spricht, er sey den Naseweisen feind, wolle sie nicht leiden in seiner christlichen Kirchen, sie heißen Papst, Kaiser, Könige, Fürsten, Doctores, die ihm sein göttlichs Wort meistern, und mit ihrer eignen Klugheit in den hohen großen Sachen des Glaubens und unsrer Seligkeit regieren. Aber das will und kann Gott nicht leiden; er will nicht Schüler seyn. Er ist die ewige Weisheit, und weiß wohl, was er thun oder lassen will.

Darum sagen wir also: Ich laß geschehen, daß Kaiser, König, Papst, Cardinal, Fürsten und Herren klug und weise seyen; aber ich will an meinen Herrn Christum allein glauben, der ist mein Meister und Herr,

den mich Gott hat heißen hören, und von ihm lernen, was rechte göttliche Weisheit und Klugheit sey.

O sagt man, was ist das, predigt man doch alle Tage; was haben wir davon? Wohlan, so fahre hin, lieber Bruder; magst du des nicht, daß Gott täglich mit dir redet, so sey nur immerhin klug, und suche dir ein andres. Zu Trier ist unsers Herrn Gottes Rock, zu Aachen sind Josephs Hosen und unsrer lieben Frauen Hemde; da laufe hin, verzehre dein Geld, und kaufe Ablaß und des Teufels Trödelmarkt. Das ist köstlich Ding; darum hat man müssen weit laufen und groß Geld verzehren, Haus und Hof stehen lassen. Sind wir aber nicht toll und thöricht, ja vom Teufel geblendet und besessen? Da sitzt der Kauz zu Rom mit seinem Gaukelsack, und lockt alle Welt zu sich mit ihrem Geld und Gut, da doch ein jeglicher zu seiner Tauf, Sacrament und Predigtstuhl laufen sollt. Aber da sagen die rohen, gottlosen Leute dagegen: was Tauf, Sacrament, Gottes Wort; Josephs Hosen, die thuns. Das ist der Teufel in der Welt, daß die hohen Personen, Kaiser, König, solches nicht achten, und sich durch die Erzbuben und Lügner, den Papst und seine Plättlinge und Schürlinge also gröblich betrügen und narren lassen, und ihres Unflaths gar voll schmeißen. Aber wir sollen Gottes Wort hören, daß der unser Schulmeister sey, und nichts wissen von Josephs Hosen, oder des Papstes Narrenwerk.

Das ist das erste Stück vom Evangelio, wie Christus und Gott der Vater selbst den Klugen und Weisen feind ist; denn sie ihm auch großen Verdruß thun, und sollen wir zu ihnen sagen: Willt du mir Christum weisen und sein Wort lehren; so will ich gern zuhören, sonst nicht, und wenn du ein Engel vom Himmel wärest. Ob nun darob die großen Herren, Kaiser, Papst, Car-

dinal und Bischöffe feindlich zürnen, thun uns in Bann, wollen uns alle gern verbrennen und morden; das müssen wir leiden. Christus sagt: Kommt zu mir, die ihr mühselig seyd. Als wollt er auch sagen: Haltet euch nur an mich, bleibt bei meinem Worte, und laßt gehn, was da gehet. Werdet ihr darob verbrannt, geköpft; so habt Geduld, ich wills euch so süß machen, daß ihr wohl sollt ertragen.

Das, und viel mehr wäre von diesem Evangelio weiter zu sagen; aber ich bin zu schwach; wir wollens hierbei bleiben lassen. Nachdem ich nu eine Zeitlang allhie gewesen, und euch gepredigt hab, auch nu anheim muß, und vielleicht euch nicht mehr predigen möchte; so will ich euch hiermit gesegnet und gebeten haben, daß ihr fleißig bei dem Worte bleibt, das euch eure Prediger und Pfarrherren von der Gnade Gottes treulich lehren; und euch auch gewöhnt zum Beten, daß euch Gott vor allen Weisen und Klüglingen behüten wolle, so die Lehre des Evangelii verachten; denn sie oft viel Schaden gethan, und noch thun möchten.

### 3) Bruchstück aus einer Predigt von Huldreich Zwingli († 1531) vom Jahre 1521, von der reinen Gottesgebährerin Maria *), über Luc. 1.

— Auf das Gewißmachen des Engels hat sich die unbefleckte Jungfrau ergeben, wohl versichert, daß Gott nit redt noch verheißt, das nit beschehe, und hat zum Engel gesprochen: sich ich bin eine Dienerin des Herren, mir beschehe nach dinem Wort. Hierbei sollen wir aber

*) Mir liegt diese Predigt, zu Zürich einzeln gedruckt aus dem Jahre 1522, vor. Es ist im Text kein Wort verändert, sondern nur die alte Orthographie mit der gegenwärtigen vertauscht.

von ihr lernen, ein recht in Gott gelassen Gemüth haben; also daß wir ihm also seynd ergeben, daß wir nit weiter fragen, was er uns zum Lohn geben werde um dies oder das Werk, sondern mit der recht vertrauten Marien sprechen: Herr, ich ergebe mich dir zu einem Diener, handle nun hinführo mit mir nach deinem Gefallen; dein Wille werde erfüllt, nit meiner, wir leben oder sterben Herr, so sind wir dein. Ob ich schon große Dinge von dir begehrte, wäre das selbst vielleicht nun eine Thorheit. Dein Geist, der für uns bei dir redt, bessert das wir aus Unwissenheit thun; darum verleih mir solchen Glauben, daß ich mich allein an deine Gnade frei (über) lasse. Aber viele sind leider, ja der größte Theil, wenn sie Almosen geben, wollen sie vorhin wissen, wie viel es gelte, wie viel es sünde abnehme; und wird ihnen nit viel Lohnes verheißen, sind sie träge, es zu thun. Also in andern Dingen auch. Beten sie nun ein Vater Unser, wollen sie von Stund an wissen, wie viel es ihnen gelten werde. Und hat das einfältig Volk solches auch von uns gelernt. Ja wir haben sie solch Irrthum gelehrt, indem daß wir mit dem Ablaß ihnen alle gute Werke handfeil geboten und angezeigt, wie viel ein jegliches gilt; ist doch allweg das Becken, Kübel oder Kisten darneben gestanden. Demnach haben sie nimmer nachhin gefraget, was der Wille Gottes sey, sondern nur, wie sie die begangenen Sünden lösen und bezahlen möchten, bis es dahin ist kommen, daß ein jeder toller Phantast um die Sünde, Hölle, und Himmelreich gemärzelt hat, als um ein Roß, Sau, oder Rind. Darumb sollen wir von Maria lernen, sich Gott ganz und gar unterwerfen, daß, wenn Gott ein Wort redet, wir uns demselben unterwerfen und glauben, ob es schon nach unserm Verstand uns nit möglich dünkte. u. s. w.

4) Schluß der **letzten** Predigt des Joh. **Matthesius**, (eines Zöglings Luthers und Melanthons zu Wittenberg,) Predigers zu Joachimsthal in Böhmen, am 16 Trin. 1565 über das Evangelium vom Jüngling zu Nain gehalten; an welchem Tage er vom Schlagflusse gerührt ward und starb. — Vgl. s. **machtvolle Sonntags-Postilla.** s. a. 1718. 4. —

— Wir wissen aber aus Christi wahrhaftigem Worte und Berichte, daß die künftige und gehoffte Seligkeit ein englisch, himmlisch und geistlich Leben ist in einem unsterblichen, geistlichen und unverweslichen Leibe, da wir keines Ehestandes, noch einer Kreatur nothdürftig seyn werden; sondern Gott wird alles in allen Seligen seyn und bleiben, wie Christus sagt zu den spöttischen Sadducäern: Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien; welche aber würdig seynd, jene Welt zu erlangen, und die Auferstehung von den Todten; die werden weder freien, noch sich freien lassen, weil sie können hinfort nicht sterben; und werden gleich seyn denen Engeln Gottes im Himmel.

Denn, wie Moses schreibt, und St. Paulus das Wort Mosis auslegt, hat Gott uns Menschen zu zweierlei Leben erschaffen; erstlich zum **natürlichen**, darnach zum **geistlichen**. In diesem natürlichen Leben hat Gott den Ehestand geordnet und eingesetzt, da ihrer Zwei mit einem unauflöslichen Band zusammen mit Gottes Wort verbunden, daß sie in dem Fleische, nach Gottes Ordnung, wachsen und sich mehren sollen, damit die Erde erfüllet und das Himmelreich erbauet; aus welchem menschlichen Geschlecht ihm Gott, auf die ewige Vorbitte und Verdienst seines Sohnes, eine ewige Kirch und himmlische Gemeine durchs Wort und Sacrament sammlet, und die Zahl der gefallnen Engel erstattet.

Wenn aber die Menge der Auserwählten erfüllet, und Christus, der Richter alles Fleisches, mit seiner fröhlichen Zukunft in Wolken erscheinen und alle Lebendige im letzten Feuer in einem Augenblicke verwandeln und durch die letzten Posaunen alle Todten erwecken; da wird das Wesen dieser Welt vergehen, das natürliche Leben aufhören, Lehramt, Regiment, Ehestand und das ganze Hauswesen abgeschafft; und ein neu, himmlisch, geistlich und englisches Leben bei den Auserwählten angehen. Da wollen wir bei Gott ewig seyn, und sein Angesicht in vollkommner Freude anschauen; und wiederum zu unsern Allerliebsten kommen, und in ewiger Freude und rechter göttlicher charitate, in dem neuen Himmel und Erden ohne Aufhören bei einander leben. Was hier in wahrer Erkenntniß Jesu Christi, in rechtem Glauben und gutem Gewissen mit guter Einigkeite und Freundschaft beharret, und aufs lebendige Wort Gottes zusammen verbunden; das wird beständige und ewige Freundschaft und Gemeinschaft behalten.

Da will ich meine lieben Pfarrkinder, so Gottes Wort mit Ernst von mir gehört, angenommen und bewahrt, mein liebes Weib, Kinder, und gute Freunde in allen Ehren wieder finden; da ich zu ihnen und sie zu mir kommen werden, einander sehen, kennen und freundlich ansprechen, und in dem seligen Freudenthale eine rechtschaffene, Gliedganze und fröhliche Freundschaft erhalten, in vollkommener Freud und Gerechtigkeit, vor dem Angesicht Gottes, aller Heiligen und Auserwählten. Dahin freu ich mich, der ich nun alt und schwach, und alle Stund um ein seliges Stündlein bete, und wollte von Herzen gern ausgespannet seyn; ich hab mich eben müde gezogen. Dies, Geliebte im Herrn, soll nun euer und mein Trost seyn, die wir unsre Liebsten zuvor heimgeschickt, und bald (ob Gott will) auf unsern Herrn

und Heiland hinnach gedenken, daß wir gewiß seyn, daß Jesus Christus am jüngsten Tage uns alle wieder zusammen bringen wird, und was er von uns mit Schmerzen eine Zeitlang gerissen, mit Freuden und Ehren restituiren und wiedergeben. Da wollen wir Freude und Liebe ohne Ende haben und behalten.

Komm, Herr Christe, komm, und bring uns alle mit Freuden vor deinem Angesichte zusammen. Amen.

### 5) Bruchstück aus der Predigt vom Hosenteufel, von Andreas Musculus, Prof. der Theol. und Generalsup. zu Frankfurt an der Oder († 1581) *).

Der heilge Paulus saget zu den Römern am sechsten Capitel, daß der Sünde Sold sey der Tod, und nicht allein der zeitlich oder ewig Tod, sondern alles Unglück, Trübniß, Krankheit, und was für Unfall dies Leben auf sich hat, wie denn solches alles, als zu einer Strafe der Sünden, unsern ersten Aeltern, Adam und Eva, Gott auferlegt. Aber nach dem alten und gemeinen Sprüchwort, crescentibus peccatis, crescunt et poenae, läßt es Gott bei solchem gemeinen Unglück nicht bleiben, sondern wie die Sünde in der Welt zunimmt, wächset und steiget; also läßt Gott auch mit und neben der Sünde seinen Zorn und Strafe wachsen und aufsteigen. In solcher Wachsung, Mehrung und steter Aufsteigung Gottes Zorns, Strafe und vielfältigen Unglücks, thun wir gleich wie die Hunde, wenn sie geworfen sind, laufen sie zum Stein, damit sie verletzt worden, beißen ganz grimmig darein, und denken noch sehen nicht, von wem, oder aus was Ursache sie geworfen sind worden. Eben

*) aus dem Theatrum Diabolorum. Frankf. am M. 1575. Fol. Blatt 430.

dieser Art und Eigenschaft nach verhalten wir uns jetzunder auch. Wir beklagen diese böse Zeit, mit so viel Unglück überladen, hängen den Kopf in die Achseln, und beißen uns mit unserm Unglück.

Und daß wir nichts sagen von vielen wichtigen Hauptsünden, in welche wir in diesen letzten Zeiten verfallen sind; so verdienet Teutschland jetzunder nit allein den Zorn Gottes und dies gegenwärtige Unglück, darinnen wir bis über die Ohren stecken, sondern wäre kein Wunder, daß uns auch die Sonne nicht ansähe, die Erde nicht mehr trüge, und Gott mit dem jüngsten Tage gar drein schlüge, von wegen der gräulichen, unmenschlichen und teuflischen Kleidung, damit sich jetzunder die jungen Leute zu Unmenschen machen, und so schändlich verstellen, daß nicht allein Gott, die lieben Engel, und alle fromme ehrbare Leute, sondern auch die Teufel selber einen Ekel und Gräuel davor tragen, wie man denn für wahr und gewiß saget, daß jetzunder in kurz vergangner Zeit ein fremder Mann bei einem Mahler eine Tafel bestellt, und gebeten, daß er ihm das jüngste Gericht ernstlich und erschrecklich mahlen, und sonderlich die Teufel gräulich machen solle, welches der Maler sich beflissen, und die Teufel als aufs allergräulichste, mit solchen pludrichten Hosen gemahlet, wie sie jetzt die jungen Gesellen tragen. Da sey der Teufel gekommen, und dem Mahler einen gewaltigen Backenstreich gegeben, und gesagt: Er habe ihm Gewalt gethan, mit Unwahrheit also gemahlet; denn er nicht so schrecklich und gräulich sey, als er ihn mit den Luderhosen abconterfeyet habe.

Demnach hat mich mein Amt und Beruf, darein ich von Gott (wiewohl ganz unwürdig) gesetzt, verursacht, daß ich nicht allein in meiner Kirche und Universität, mit Predigen und Lesen, sondern auch mit einem öffentlichen Schreiben und Wehklagen, wider solche große

Bosheit, welche den jüngsten Tag ohne Zweifel bald wird rege machen, mich habe wollen aulehnen, unangesehen, was ich für Undank damit verdienen und auf mich laden werde.

Wohlan, wir wollen uns an dem Hosenteufel versuchen, und ihn angreifen, damit er sich bei seiner Gesellschaft nicht zu rühmen habe, er allein habe seine Sache ohne allen Widerstand hinausgeführet. Und wollen es da anheben.

1) Die erste Sünde des pludrichten Hosenteufels wider die Schaam, Zucht und Ehrbarkeit, von Natur den Menschen angebohren und eingepflanzet. Im Buch der Schöpfung, am andern Cap. sagt Moses, daß Adam und sein Weib sind nackend gewesen, und haben sich nicht geschämet, wie wir denn deß noch ein Fünklein und kleine Anzeigung haben an den kleinen Kindern, welche von wegen der Unschuld auch von keiner Scheu oder Schaam wissen, auch nicht ob andere Leut Nackenheit sich scheuen, sondern am liebsten also bloß sehen und handeln. Aber folgende in der Historia des Erbfalls, da Adam die Schanz versehen hat, da ihm die Augen aufgethan und er sich nackend siehet, macht er ihm alsbald samt seiner lieben Eva von Feigenblättern einen Schurz, hüllet und decket sich zu, aufs allerbeste er kann, aus Ursach, daß er wohl erkannte, was er ausgerichtet hat, und in was Schande er gerathen. Darum ist nun hieraus erstlich und unwidersprechlich zu schließen, daß dieser jetziger pluderischer Hosenteufel gar eine neue Sünde in die Welt bracht und rege gemacht hat, die auch wider die Natur selbst ist. Darum kann auch jederman leichtlich urtheilen und erkennen, was für ein boshaftiger und unverschämter Teufel jetzunder die jungen Leute regiert, die so vergeßlich mit kurzen Röcken, die nicht recht die

Nestel erreichen, und mit höllischen Flammen das entblößen, und jederman so unverschämt das für die Augen stellen, zum Aergerniß und Anreizung böser Begierde und Lüste, das auch die Natur bedeckt und verborgen haben will.

Die andere Sünde des lumpenden Hosenteufels wider Gott, seine Einsetzung und Ordnung.

Weiter schreibt Moses im Buche der Schöpfung am 3. Cap. Da nu Adam also bedeckt mit dem Feigenblatte vor Gottes Gericht geführt, und sein Urtheil ausgestanden hat, damit Adam mit allen seinen Nachkömmlingen ein ewigs Memorial und Gedenkzettel habe, machet Gott Adam und seinem Weibe einen Rock von Fellen, und zog sie an, daß Adam sich an solcher Kleidung seiner Sünden, Schaden, Schand und Unfalls erinnern soll. Wie aber nun vor Gott ein Greuel und zu Schanden geworden ist; wie gar fleißig wird sich der liebe Adam vor aller Entblößung gehütet, und mit seiner lieben Eva mit dem Pelz sich bedecket haben, zu vermeiden und dämpfen seiner verderbten Natur böse Lüste und Anreizung. — Hieraus haben nu zum andernmal zu sehen die Junggesellen, so sich zu diesen Zeiten unter des Hosenteufels Dienst begeben haben, ob diese jetzige Tracht und Kleidung ein solch gering Vornehmen sey, welches ohn alles Aergerniß oder Sünde geschehen mag, wie sie es denn dafür achten und halten, sintemal es stracks ist wider Gottes Ordnung, welche es aufhebet, und zu nichte macht, indem daß sie das Theil entblößet, und mehr denn bloß entdecket, was Gott selber zugedeckt und zu hüllen geordnet hat.

Die dritte Sünde des zulumpten Hosenteufels wider den Bund, Pflicht und Eid der heiligen Taufe. Hiermit wollen wir zum drit-

tenmal zu bedenken geben, und die pludrichten Hosen unsern jungen Leuten vor die Nasen halten, daß sie sich wohl darin spiegeln, und sehen, wie so so ganz vergeßlich an Gott, und an ihrer h. Taufe meineidig und zu Buben werden, indem daß sie nicht allein solche böse Lüste im Herzen tragen, sondern, was sie im Herzen haben, auch äußerlich mit der Kleidung, Gott zuwider und dem Nächsten zum Aergerniß erweisen. Denn, Lieber, sage mir, aus was andere Ursache geschieht es, daß unsre Junggesellen ihnen lassen so kurze Röcke und Mantel machen, die nicht die Nestel, geschweige denn den Latz bedecken, und die Hosen so zuludern lassen, den Latz vornen also mit höllischen Flammen und Lumpen unmenschlich und groß machen, die Teufel auf allen Seiten lassen also herausgucken, denn allein zum Aergerniß und Anreizung der armen unwissenden und unschuldigen Mägdlein. Das sollst du aber wissen, daß dir viel besser wäre, daß du nie gebohren wärest, oder dir ein Mühlstein am Halse hinge, und lägest im Meere, da es am tiefsten ist, mit deinen teuflichen lumpigten Hosen, damit du so freventlich und bübisch die jungen unschuldigen Mägdlein, Jungfrauen und Frauen ärgerst und zum Bösen reizest.

Die vierte Sünde des unverschämten Hosenteufels wider das vierte Gebot und Gehorsam der Aeltern. Ich halte es gewißlich dafür, wenn jetzunder unsre Aeltern zum Theil sollten aufstehen und an ihren Nachkömmlingen solche pludrichte Hosen sehen; sie würden sie anspeien und verfluchen: erstlich wegen des Uebelstandes, dadurch sie sich zu Unmenschen machen; zum andern wegen der Aergerniß und Anreizung zu allen bösen Begierden; zum dritten von wegen der Unkosten, daß jetzunder ein junger Rotzlöffel, ehe er noch das Gelbe vom Schnabel gar gewischet,

mehr Gelds zu einem Paar Hosen haben muß, als sein Vater zum Hochzeitkleid, wie ich denn berichtet werde, nachdem jetzunder 20, 30 oder 40 Ellen gemein ist zum Unterfutter (wie man es aber darein bringet, da lasse ich die Schneider für sorgen; ich achte wohl, sie behalten auch ihr Theil darvon). Ich darf auch wohl nicht sagen, daß einer 130 Ellen habe unter ein paar Hosen gefüttert. Wie kann doch Gott solchen Muthwillen leiden und zusehen? Aber ich halte es dafür, daß unsre Sünden jetzunder so groß sind, daß sie mit unzähliger Strafe nicht können bezahlet werden, und Gott deshalben seinen gefaßten Zorn aufschiebe bis zum jüngsten Tage, an welchem er denn desto grimmiger vergelten und bezahlen wird, was er uns jetzt aufs Kerbholz borget.

Die fünfte Sünde des zerflammten Hosenteufels wider die Gewohnheit, Gebrauch und Recht aller Völker auf Erden. Das ist am Tage, und erweiset es auch die gemeine Erfahrung, daß alle Völker unter dem Himmel, nach Eingeben der Natur, gleichwie Adam mit dem Feigenblatte, als oben vermeldet, sich an dem Theile des Leibes, den jetzund unsre Jugend so unzüchtig entblößet, aufs fleißigst bedecken und verhüllen, daß auch die Leute, so doch sonst der Hitze halben in den heißen Ländern gar nackend gehen, dennoch aus eingepflanzter Zucht, Schaam und Ehrbarkeit, mit Schurzen von schönen Federn oder andern köstlichen Dingen ihre Schaam zudecken. Alle Nationen, Spanier, Franzosen, Polen, Ungern, Tartaren, Türken haben ihre Kleider und gewöhnliche Zudeckung des Leibes, wie sie es von ihren Aeltern empfangen, behalten; allein Teutschland hat der unverschämte Teufel gar besessen, daß jetzunder mehr Zucht, Schaam und Ehrbarkeit im Venusberg, und vor Zeiten in den Hin=

terhäusern gewesen ist, als bei uns Teutschen, die wir doch uns alle jetzunder ehrbar, ehrsam und ehrenfest schreiben und nennen, und nicht so viel Ehrbarkeit, Ehre und Zucht haben, als eine Mücke mag auf dem Schwanz wegführen.

Die sechste Sünde des höllenflammichten Hosenteufels wider unsre jetzige Religion und Lehre des heiligen Evangelii. Sie sprechen: Kleider verdammen nicht; das ist wahr. Sie machen auch nicht selig; das ist auch wahr. Demnach bleibet das auch wahr, wie das Sprichwort lautet: an Federn erkennet man einen Vogel. Demnach ob dich deine zerhackten Hosen nit verdammen; so verdammt dich doch dein eigen Herz, das du durch solche Kleidung offenbar machest. An deinen Kleidern siehet man, was du für Sinn, Gedanken und Muth hast. An deinen unzüchtigen, unmenschlichen, zerfladerten Lumpenhosen siehet und spüret man wohl, ob der Geist Gottes oder der Geist des Bösen, der Unzucht und Unreinigkeit, in dir wohnet.

Die siebente Sünde des Zucht- und Ehrvergessenen Hosenteufels wider das Ebenbild Gottes, darnach der Mensch geschaffen. Da Gott am sechsten Tage den Menschen mit sonderlichem Gepränge, Ceremonien und Rath der ganzen heiligen Dreifaltigkeit geschaffen hat nach seinem Ebenbilde, gefällt ihm vor allen solch Geschöpf also wohl, daß er selbst schier nicht weiß, wie er sich fröhlich, lieblich und freundlich gegen den Menschen halten und stellen soll; und das dies alles weit übertrifft, hat Gott den Menschen so geliebet, daß er seinen eigenen Sohn für die Welt gegeben hat, auf daß der Mensch, nach seinem Ebenbilde geschaffen, nicht in Verderbniß und in der Gewalt des Teufels bliebe. Demnach ist nun leichtlich

zu schließen, wie sich selber verunehren, wider sich selber sündigen, sich selbst so gering, unflätig, verächtlich und so scheußlich machen, als kein Meerwunder seyn kann, die Gott so schön und lieblich geschaffen. Willst du aber nicht glauben, daß dir solche Kleidung übel anstehe, und dich verstelle; so wende dich nur um, wenn du auf der Gasse so zerhackt und lumpicht hereingehest, und siehe, wie die Leute nach dir still stehen, dir nachsehen, und deiner Unmenschlichkeit sich verwundern. Sehen dir aber die Menschen nach, Pfuy dich an; so denke, mit was Augen dich Gott viel mehr ansehen, zornig und grimmig über dich werde. Aber hier hilft kein Sagen: der Teufel hat jetzunder die Jugend gar verblendet, und sitzet ihnen mit ganzen Legionen in den Lappen und Lumpen. Darum wollte ich wünschen, damit sie es doch möchten erkennen, wie feine Gesellen sie wären, und wie schön ihnen die Hosen anstünden, daß die Jungen auf der Gasse sie mit Dreck, und die Mägde mit faulen Eiern würfen, daß sie es doch fühlten, sintemal ihnen der Teufel die Augen zugethan, daß sie es nicht sehen können.

Die achte Sünde des unverschämten Hosenteufels wider den gemeinen Nutzen und Wohlfahrt teutscher Nation. Ich sage das, wo Teutschland noch länger stehen soll; so würde kein Pferd darin bleiben, nachdem es die Krämer und Kaufleute mit Wagen und Schiffen hinausführen, und bringen uns Hosenlappen, Karthek, Seide, Vorstoß und andere Dinge mehr, herwieder; daß man wohl sagen darf, es geschieht uns teutschen Narren recht, also wollen wirs haben. Und dieweil Fürsten und Herren zusehen, solche Pracht von ihren Unterthanen dulden, und können es leiden, daß jetzunder junge Leute schier mit ihren Hosen allein das Geld aus dem Land bringen,

daß ein junger Rotzlöffel mehr ein Jahr zu Hosen muß haben, als sein Großvater für alle seine Kleidung; so müssen sie auch vorlieb nehmen, daß sie mit den Unterthanen in Armuth gerathen, und wenn heute oder morgen uns eine Noth anstößet, daß man sich vor fremder Nation soll schützen, daß wir kein Geld im Lande haben, und unser armes Vaterland zum Raube gesetzt werde fremden Völkern; daß derhalben Fürsten und Herren sich neben uns wider den Hosenteufel legen, und mit Gewalt wieder aus Teutschland jagen in das Loch, da er ausgekrochen ist.

6) **Bruchstück einer Predigt am Palmsonnsonntage von Megerle — Pater Abraham a Sancta Clara — († als kais. Hofprediger zu Wien 1709); aus s. Reimb dich, oder ich liß dich; Kölln 1702. 4.**

Heut schenke ich euch ein paar Esel; das ist ja eine ehrliche Schenkung. Der h. Regulus hat einst aus einer besessenen Person einen Teufel ausgetrieben, worüber dieser höllische Gast also ergrimmet, daß er gleich hat wollen in den Esel des h. Regulus fahren, der Esel aber hat alsobald mit dem Fuße ein Kreuz auf die Erde gemacht, und solchergestalt den Satan vertrieben. Von diesem Eselskopfe wollen wir lernen, wie wir in der Noth unsre Zuflucht sollen zu Gott nehmen. Cantipratanus schreibt, daß in einer Stadt in Niederland sey ein Wucherer gestorben, welcher auf keiner Weise hat können in geweihter Erde begraben werden. Ist derowegen beschlossen worden, den Körper auf einen Esel zu laden, und wo dieser ihn würde hintragen, allda sollte sein Begräbniß seyn. Siehe, der Esel läuft schnell eifrig dem Galgen zu, und schüttelt daselbsten den verdammten Körper vom Rücken herab. Von diesem

Eselskopfe können wir lernen, wie abscheulich vor den Augen Gottes sey das Wuchern. — Heutiges Tages befiehlt der gebenedeite Jesus seinen Aposteln, sie sollen die Eselin samt dem Füllen ablösen und zu ihm führen. Diese zwei Esel schenke ich euch heute, und von diesen zwei Eselsköpfen könnt ihr lernen. Was? Das. Gleichwie nicht allein die große Eselin ist losgemacht worden, sondern auch das kleine Eselein; also sollen wir uns frei und ledig machen nit allein von großen Sünden, sondern auch von kleinen Sünden, zumalen diese kleine Funken seynd, aus welchen große Brünste entstehen, und pfleget auch der gerechte Richter solche in jener Welt auf das schärfste zu strafen im Fegfeuer.

## 33.

## Fortsetzung.

## Beispiele aus dem achtzehnten Jahrhunderte.

### 1) von August Herm. Francke († 1727).

(Bruchstück aus der Predigt: der zweifältige Sieg der Kinder Gottes über das Böse.)

— — Paulus spricht weiter: überwinde das Böse mit Gutem! Dem Apostel ists nicht genug, so jemand sich vom Bösen nicht überwinden lässet, sondern er will, daß auch das Böse mit Gutem überwunden werde. Es sollen die Gläubigen, wenn sie gleich allerhand Bosheit von den Menschen wider sich erfahren müssen, nichts desto weniger in allem Guten fortfahren, und sich im Geringsten daran nicht verhindern lassen, sondern vielmehr sich eben dadurch desto mehr aufmuntern lassen, desto größeren Fleiß daran zu wenden, daß sie den guten, wohlgefälligen und vollkomme-

nen Willen Gottes thun möchten, und desto mehr Gott den Herrn bitten, daß er sie in dem Guten dergestalt stärke und befestige, daß, ungeachtet alles ihnen widerstände, sie dasselbe dennoch vollbringen möchten zu seinem Lobe und Preise. Da will denn der Apostel sie versichern, so sie nur dergestalt in dem Guten würden fortfahren; so würde nicht allein das Böse sie nicht überwinden, sondern sie würden auch selbst über das Böse einen herrlichen Sieg davon tragen.

Seine Meinung aber ist, sie sollen äußerlich und innerlich in dem Guten fortfahren. Aeußerlich in Beweisung aller Liebe gegen den Nächsten, sowohl insgemein, als auch insonderheit gegen diejenigen, welche sie beleidigt, wie auch in Verrichtung der Geschäfte ihres äußern Berufes. Denn wenn der Mensch von andern Menschen beleidiget wird, läßt er sich in seinem Berufe leichtlich stören, daß er verdrossen wird, und um der Bosheit der Menschen willen nicht gern darin fortfahren will. So wird nun hie von dem Apostel dem Menschen angewiesen, er soll im Guten, und also auch sonderlich in dem, was sein eigner und besonderer Beruf erfordert, fortfahren, sich durch die Beleidigungen der Menschen darin im Geringsten nicht hindern lassen, so werde er denn in der beständigen Ausübung des Guten alles Böse, das ihm von Menschen begegnet, weit überwinden.

Innerlich soll der Mensch also im Guten fortfahren, daß er in seinem Glauben desto mehr trachte, sich mit Christo zu vereinigen, und unter aller Beleidigung, die ihm widerfährt, sehe er auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, wie derselbe es gemacht habe, da er von Menschen beleidigt ward. So soll ihm nun der Mensch Jesum zu seinem Muster und Vorbild nehmen, daß, wie derselbe von den Menschen

auch allerhand Böses erduldet hat, sogar den schmählichen Kreuzestod, und nichts desto weniger in der Liebe gegen sie blieben ist, beständig und unverweilt für sie gebetet hat, und sich aus derselben Festung der Liebe nicht treiben lassen; also er auch unter allen seinen Beleidigungen, die ihm begegnen, von Andern sich aus seiner Festung des Glaubens an Jesum und der Liebe gegen Gott und seinen Nächsten nicht herauswerfen lasse, sondern vielmehr solches als eine Gelegenheit ansehe, daß er desto mehr Sanftmuth ausübe, desto mehr seine Lindigkeit allen Menschen lasse offenbar und kund werden; desto mehr seine Hoffnung lasse grünen, welche er auf die Ewigkeit und auf die große Seligkeit in derselben gerichtet hat; desto mehr seine Geduld lasse wachsen und zunehnen; desto mehr Gelegenheit nehme, zu wachen und zu beten, auf daß er nicht hingerissen werde durch das Böse in einen Unmuth, als wodurch er gegen dieselben sich leichtlich würde entrüsten und Rache ausüben, die ihm doch so sehr verboten ist, und welche Gott der Herr ihm selbst vorbehalten hat, der einem jeglichen sein Thun vergelten wird. Wo dieses nun also geschieht; so überwindet der Mensch das Böse mit dem Guten. —

Und also bleibts denn vor Gott wahr, daß das Böse nicht das Gute überwinde, auch wo es äußerlich nicht das Ansehen hat, sondern es vielmehr scheinet, als wenn die bösen Menschen den Sieg behielten über die Frommen. Und hieran muß sich ein Christ begnügen lassen, daß, ob er gleich nicht äußerlich vor der Welt den Sieg erhält, er sich im Geringsten das nicht irren lasse; genug, wenn er den Sieg des Glaubens und guten Gewissens vor Gott, und den Triumph einer lebendigen und grünenden Hoffnung der ewigen Herrlichkeit davon trägt. Ach ja, ein ruhig, friedsam

und fröhlich Gewissen bei Gott ist der edelste und köstlichste Sieg. Wenn der Mensch das behält; so hat er genug überwunden, wenn gleich der Andere sich rühmet, daß er ihn überwunden habe. So nur der Mensch sich nicht lässet vom Bösen überwinden, von der Liebe zu weichen um des Bösen willen, so ihm von Andern erwiesen, und dennoch über sein Herz wachet und betet, dennoch streitet gegen die Sünden, die sich in unsern Gliedern regen, daß er sie durch den heiligen Geist überwinde, und bleibe in der Liebe; so bleibet er in Gott, und Gott in ihm!

2) von Joh. Lorenz v. **Mosheim** († 1755). Bruchstück aus seiner im Jahr 1735 zu Braunschweig vor dem herzogl. Hause über Matth. 20, 12 gehaltenen Predigt: **die Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit.**

Wir nehmen uns heute etwas Großes und Wichtiges vor, gel. Freunde. Wir wollen euch alle, die ihr hier zugegen seyd, so unterschieden ihr auch der Macht, dem Stande, den Gütern, der Wissenschaft nach seyn möget, in eine Heerde sammeln. Wir wollen das, was hoch unter euch ist, erniedrigen, und das, was gering und niedrig, erhöhen. Wir wollen euch, Hohe dieser Erde, die ihr über uns nach der Ordnung Gottes herrschet und Gesetze gebet, von eurer Höhe durch die Macht der göttlichen Wahrheit herunterführen und zur Liebe gegen die Allerniedrigsten bringen. Wir wollen euch Arme und Verachtete aus den Gruben, worin euch Furcht, Mangel und Kummer gefangen hält, hervorziehen und von der beschwerlichen Herrschaft des Neides, von dem Verdruß und Unwillen über das Glück anderer Menschen, von der Zaghaftigkeit, die euch die Macht

und Ehre der Erhabenen einbläset, erretten. Billig sollte euch allen das, was wir vorzutragen gedenken, lange bekannt seyn. Billig solltet ihr alle wissen, daß der Unterschied der Stände, der Würden, der Ehren, der Güter, nur zur Erhaltung und Ordnung der menschlichen Gesellschaft nöthig sey, und keinesweges die natürliche Gleichheit der Menschen aufhebe. Allein was ist leider unbekannter, als dieses? Die, so von dem Herrn etwas höher gesetzet worden, als andre, sehen auf die, so unter ihnen stehen, wie auf den Schaum der Welt und als auf Gefäße, die nur zu ihrem Dienste bereitet sind, herab. Die hingegen, so zu schwach und kraftlos sind, als daß sie sich aus der Armuth und Mühe erheben könnten, stellen sich die Höheren entweder als Götter vor, die sie anbeten müssen, oder als Tyrannen, die ohne Fug und Recht dasjenige erobert, was andern gehörte. Und wie kläglich sind die Früchte, die daher entstehen? An der einen Seite Unbarmherzigkeit, Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Stolz, Eigensinn, Rachgier, Ueppigkeit; an der andern sündliche Menschenfurcht, Ungeduld, Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes, Nachstellung, Betrug! Die reine Vernunft verdammt diese Meinungen. Allein was hat sie ausgerichtet? Das Wort unsers Gottes kann allein den bezauberten Geist der Menschen zurecht bringen, und die Decke zerreißen, die uns unsre wahre Gestalt verbirgt.

Die Gleichheit aller Menschen bei ihrer äußerlichen Ungleichheit.

Wir theilen unsre Zuhörer in zwei Haufen, in Reiche und Arme, und reden einen jeden Haufen insonderheit an. Wir sind bereit

1) jenen darzuthun, daß sie wegen der Vorzüge, Güter, Würden, die sie in der Welt besitzen, in der That nicht höher und größer, als andere Menschen, sind;

2) diesen zu zeigen, daß ihre Niedrigkeit, Armuth und Schwachheit sie in der That nicht unter die andern erniedrige, denen sie in der Welt sonst weichen müssen.

1) Wir gönnen euch den Vorzug, dessen ihr in der Welt genießet, Große, Begüterte und Angesehene, und richten unsre Rede zuerst an euch. Ist ein ungefälschtes Verlangen nach der reinen Wahrheit in euch; so werden wir euch überzeugen, daß euer Reichthum, eure Macht, eure Würden, eure Ehren, und was euch sonst über andre Menschen erhöhet, eingebildete Güter sind, die euch in der That nicht größer machen, als ihr von Natur seyd. Ihr seyd denen gleich, die euch so tief unter euch gesetzet scheinen, als wenn es Menschen von einer andern Gattung wären. Sehet, wenn euch euer Wohlstand zum Hochmuthe verführen will, erstens auf die Ursachen des Glückes, das euch so aufbläset; sehet vors andere auf die Natur und Beschaffenheit der Dinge, die ihr Glück und Vorzüge heißet; sehet endlich auf den Zustand derer, denen das entzogen ist, worauf ihr euern Vorzug gründet.

Sehet zuerst auf die Ursachen der Dinge, die eure Seelen so hochmüthig machen. Die Menschen, die höher, als andre, sind, sind durch zwei Wege zu dem Gipfel gelangt, worauf sie stehen. Einige haben das, was sie groß macht, einem Zufall zu danken, woran ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit, ihre Bemühung und Sorgfalt keinen Theil genommen. Dieser hat es blos seiner Geburt zuzuschreiben, daß ihn die Welt anbetet. Jenen ziehet ein unvermutheter Fall, eine Begebenheit, woran weder er, noch andere gedacht, aus dem Staube hervor. Dort wird jemand, man weiß nicht wie, hinaufgerücket, der es selbst nicht läugnen kann, daß Andere des Glückes, das ihm begegnet, würdiger sind.

Hier kommt ein Andrer empor, weil der Eigensinn oder die blinde Neigung eines Gewaltigen ihn durchaus erhöhen will. Andre steigen durch sich selbst, und erhalten ihre Vorzüge nicht sowohl durch einen unverhofften Zufall, als durch ihren Fleiß, Bemühung und Arbeit. Es sind viele, die sich ein gewisses Ziel vorstelen, und mit allen Kräften nach demselben ringen, die einen jeden Fußbreit des Weges zu ihrer Wohlfahrt mit ihrem Schweiße erkaufen und benutzen, und am Ende ihrer Bahn die Menge der Hindernisse bewundern, die sie überwunden haben. Weder diese, noch jene können, wo sie weise handeln wollen, von dem Glücke, das ihnen zugefallen, Anlaß zum Hochmuth nehmen. Was hat der zu rühmen, dem die Vortheile, womit er versehen ist, sich von selbsten zugesellet haben? Nichts, als die Güte des Herrn, die, nach ihrer Freiheit, ihm vor Andern einen Theil ihrer Gaben zugemessen, damit er dieselben wohl verwenden möchte. Was hat der zu rühmen, der seine Vorzüge durch einen wachsamen Eifer erjagt hat? Nichts, als die Barmherzigkeit Gottes, die den Trieb zu arbeiten in seine Seele gepflanzet, die seinem Geiste die Kräfte verliehen, welche Anderer Menschen Augen auf ihn gezogen, die den Ueberlegungen seines Geistes und den Arbeiten seiner Hände das nöthige Gedeihen gegeben, die seine Lebensumstände so weise geordnet, daß er Zeit und Gelegenheit gefunden, mit seinem Pfunde zu wuchern.

Sehet vors andre auf die Dinge selber, die man Glück zu nennen pflegt, und auf den Werth derselben. Ein Theil legt ihnen zu viel, ein Theil legt ihnen zu wenig zu. Jesus hat sowohl diese, als jene, durch das Licht seiner Lehre besser unterrichtet. Die das, was Glück heißt, weder sich, noch Andern gönnen wollen, weil es, ihrer Meinung nach, schädlich und böse ist,

denken nicht daran, daß der Herr den Seinen diese Güter, als eine Belohnung ihrer Treue in diesem Leben, bisweilen zugeworfen. Sie sehen nicht, daß diese Güter in dem jetzigen Zustand der Welt zu vielem Guten können gebraucht werden, und daß einige mit denselben begabt seyn müssen, wo die Verbindung und Gemeinschaft der Menschen nicht zerfallen und alle Ordnung zerstört werden soll. Sie erwägen nicht, daß nichts von denen Dingen, die der Herr gemacht, böse sey, sondern allein durch die Unart und den Mißbrauch der Menschen schädlich und böse werde. — Doch diejenigen sind noch in einem größeren Irrthume, die den Grund aller Wohlfahrt und Glückseligkeit in dem Reichthum, in der Ehre, in dem Ansehen zu finden vermeinen. Vergessen diese denn, daß alles dasjenige kein wahres und rechtes Gut heißen könne, was unsre Seele nicht weiser, nicht heiliger, nicht gewisser von ihrer künftigen Seligkeit macht? Vergessen diese denn, daß Erkenntniß des Geistes, Gesundheit des Leibes, Standhaftigkeit des Gemüths, Gelassenheit des Herzens keine nothwendigen Folgen der Macht und des Ueberflusses sind? Vergessen diese denn, daß jene Welt sie von allen diesen Gütern entblößt aufnehmen, und daß alle Pracht an dem Rande der Grube, die ihnen schon bereitet ist, zurück bleiben werde? Wir legen diesen Dingen, die man Glück nennt, etwas von einem Werthe bei. Es sind Geschenke Gottes, die als Mittel weise können gebrauchet werden, mancherlei Gutes durch den Menschen auszurichten. Es sind Seile, welche die mannigfaltigen Glieder der menschlichen Gesellschaft zum allgemeinen Besten zusammenhalten, und zu einem Leibe verbinden. Es sind Vortheile, die denen, welche sie haben, viel Gutes, wo sie nicht verkehrt gebraucht werden, schaffen können. Allein wir läugnen, daß sie den

Werth haben, den ihnen der größte Theil der Menschen beileget. Wir läugnen, daß die, welche sie gegeben, deswegen in der That größer und höher, als ihre Brüder sind, denen sie fehlen. Es ist etwas, in Hoheit, Ehre und Ansehen zu seyn. Es ist etwas, über viele Tausende zu regieren. In der Welt haben die sich eines großen Vorzugs zu rühmen, die der Herr in hohe Würden, Aemter, oder sogar auf den Thron der Gesetzgeber gesetzt hat. Allein kennt ihr auch die unausbleiblichen Gefährten dieser irdischen Vortheile? Was für ein Uebel ist der beständige Zwang des Leibes und Gemüthes, in dem die Großen und Gewaltigen ihre Tage zubringen müssen? Was für ein Uebel ist das Uebermaas der Begierden, das sich der Herzen der Großen fast nothwendig bemeistert? Stellet euch hingegen einen Menschen vor, der sich den Namen eines rechtschaffenen Christen und redlichen Mannes zu wege gebracht; dem die Arbeit seiner Hände so viel giebt, als er brauchet, sich und die Seinen zu erhalten; der sein wohlerworbenes Brod ohne Zwang in Ruhe und Gelassenheit verzehret; den Niemand störet, sein Herz zu untersuchen, seinen Wandel zu prüfen, seine Seele zu jener Welt zu bereiten; dem keine irdische Pracht den Verstand beraubt, den kein Schmeichler zum Hochmuthe reizet; der nichts mehr begehret, als aus dem Stande, darin er lebet, zu der wahren Freiheit der Kinder Gottes durch einen sanften Tod zu gelangen; ist das Gute, das ein solcher Mensch besitzet, nicht allen Würden und Ehren dieser Erde, die nichts weniger, als Ruhe der Seele versprechen, vorzuziehen?

Sehet endlich auf den Zustand derer, die arm, niedrig und gering sind. Ihr seyd glücklich; jene sind unglücklich. Und wer ist denn Schuld und Ursache an dem Unglücke dieser, die doch eure Brüder bleiben; sie

mögen euch noch so schlecht scheinen? Wer macht es, daß so viele Unglückliche den Erdboden bewohnen, dessen Früchte doch allen Menschen gehören? Thut ihr es nicht selber? Kommt das Elend, die Armuth, der Jammer unzähliger Menschen nicht von der Gewaltthätigkeit, der Ungerechtigkeit, der Ueppigkeit und den unersättlichen Begierden derer, welchen der Herr Gewalt, Reichthum und Ehre anvertraut hat? — Ihr seyd glücklich, und jene sind unglücklich. Es sey so. Und wer hat denn euer Glück, wer hat jener Unglück ausgetheilet? Wer hat die Stufen und Ordnungen unter den Menschen gemacht? Wer hat diese erhoben und jene unterworfen? Wer hat euch auf den Thron gesetzet, und jene auf den Acker gewiesen? Ist dies alles nicht ein Werk der Vorsehung und Regierung des Höchsten, der nach seinem freien Willen einem Jeden das Seine giebt? Und ihr haltet euch unendlich hoch, und ihr unterdrücket und schimpfet Andre, weil es dem Herrn gefallen, euch einen höhern und diesen einen niedrigern Platz unter den Menschen anzuweisen? Ist es ein Unglück, das euer Nächster träget, der euch so verächtlich vorkommt; so ist es ein Unglück, das ihm der Herr aus weisen Ursachen auferleget. — Ihr seyd glücklich, und jene sind unglücklich. Und wie lange währet denn dieser Unterschied? Wie lange wird euch euer Glück erfreuen? Wie lange wird euern Bruder sein Unglück betrüben? Ist der Tag nicht nahe, der euch alle in den Schoos der Erde sammeln wird? Eilet die Stunde nicht herzu, die euch in eine Welt führen wird, die von keiner Ungleichheit des Standes und der Güter weiß?

2) Alles, was wir bisher zur Erniedrigung der Großen und Reichen dieser Welt gesaget, findet wiederum seine Stelle in dem andern Theile unsrer Betrachtung,

in dem wir die Armen und Niedrigen erhöhen wollen, um die Gleichheit aller Menschen desto klarer zu beweisen. Niemand hat Ursache, mißvergnügt zu seyn, niemand hat Ursache, über Gott sich zu beschweren, niemand hat Ursache, Andre für glücklicher, als sich selbst, zu halten, als Derjenige, dem etwas von den Dingen fehlt, die zur wahren Glückseligkeit eines Menschen unentbehrlich sind. Es liegt also nur daran, um uns zu beruhigen, die wir scheinen von Gott vergessen zu seyn, daß wir forschen, ob die Güter, ob die Ehren, ob die Wollüste, die wir Andern mißgönnen, und uns mit einer so heftigen Begierde wünschen, unserm wahren Glücke einen Zusatz geben könnten. Die dieses untersuchen wollen, müssen vor allen Dingen nicht bei den Menschen, die dem Scheine mehr, als der Wahrheit einräumen, nicht bei gewissen Lehren einer vermeinten Weisheit, die ihre Beschreibungen des höchsten Gutes nach dem Willen ihrer eigenen Natur abfasset, nicht bei sich selber und ihren angebohrnen Neigungen nachfragen, worin das Glück der Menschen bestehe? sondern allein dem Ausspruche des Geistes Gottes und der Vernunft Gehör geben. Wer ist eigentlich nach diesem untrüglichen Ausspruche glücklich? Der, dessen Geist mit so viel Verstand begabt ist, als er brauchet, seinen Wandel in der Ordnung, worin er stehet, vorsichtig und weise zu führen; der, dessen Wille so gemäßigt ist, daß ihm seine Begierden keine unnützen Sorgen, keinen Gram, keine heftigen Bewegungen verursachen; der, so gewiß ist, daß er in jener Welt einen gnädigen Richter finden werde, und daher den Tod nicht scheuet! der, dem dabei so viel gegeben, oder der doch so viel erwerben kann, daß er die Nothdurft der Natur vergnügen, und den Leib gegen die äußerlichen Anfälle der Luft bedecken kann. Und wenn alle Schätze der Welt bei uns

versammelt wären; und wenn sich unsre Herrschaft von einem Ende der Erde bis an das andre erstreckte; so würden wir doch unglücklich seyn, wenn unser Verstand in Finsterniß, Blindheit und Unwissenheit steckte, wenn unsre Begierden uns unaufhörlich marterten und beunruhigten, wenn wir nicht wüßten, ob das Ende unsers Lebens nicht der Anfang eines immerwährenden glückseligen Lebens seyn würde. Irrthum, Thorheit und Unverstand ist es, wo ihr meinet, daß das wahre Glück des Menschen in etwas anderm, als in einem aufgeklärten Geiste, in einer stillen und dem Herrn ergebenen Seele, in einer gewissen Hoffnung der künftigen Herrlichkeit bestehe, die der Herr den Heiligen zugesaget! u. s. w.

Gewöhnet euch, ein wahres Bild den falschen Bildern der Welt entgegen zu setzen. Wir wollen euch dieses Bild zuletzt vorhalten. In der Welt könnet ihr die Gleichheit aller Menschen nicht wohl lernen. Sie ist zu unruhig; sie ist zu geschminkt; sie zerstreuet unsre Gedanken zu stark. Gehet demnach aus der Welt. Schließet eure Augen vor dem Gegenwärtigen und Sichtbaren. Tretet mit uns vor den Richterstuhl Jesu Christi!

Herr! welch ein Anblick! welch eine Majestät! welch eine Herrlichkeit! Was sind die Throne dieser Erde vor dem Throne Jesu? was ist der größte Monarch gegen diesen König? Jesus sitzet, das Gericht zu halten. Die ganze Welt stehet vor ihm, und erwartet aus seinem Munde ihr Urtheil. Der Herr theilet diese unendliche Menge in ihre Gattungen und Ordnungen. Zählet, wie viele Haufen gemacht werden! Nur zwei. Er wird die Schafe zu seiner Rechten stellen, und die Böcke zur Linken. Wo sind die mannigfaltigen Aemter dieser Welt? Wo sind die Könige? Wo sind die Gewaltigen und Fürsten? Wo sind die Reichen und Erhabenen? Wo sind die Armen, die Tagelöhner, die Bettler? Sie stecken alle in einem von diesen beiden Haufen.

Sie sind entweder zur Rechten, oder zur Linken des höchsten Richters. Sehet hier, Menschen, wie viel eure Würden und Vorzüge bedeuten! Sehet hier, was ihr seyd und seyn werdet!

Häupter dieser Welt! Hohe und Gewaltige! Tretet, so oft euch eure Vorzüge blenden, so oft euch der Hochmuth ansicht, vor diesen Spiegel. Laßt euch dieses Bild mahlen, und setzt es in eure Kammern, damit ihr allezeit ein Gegengift gegen die betrügliche Zunge des Schmeichlers und die Irrlichter eures Standes um euch haben möget! Wie lange wird die Herrlichkeit noch währen, die euch von uns so weit absondert? Die Zeit wird bald kommen, da ihr entweder zur Rechten oder zur Linken des großen Richters stehen werdet!

Arme und Geringe! Tretet vor diesen Spiegel, so oft euch die Ungeduld über die Ungleichheit dieser Welt und der Schmerz über die Gewaltthätigkeit der Mächtigen niederwirft. Der Tag ist nahe, an dem alle die Dinge, deren ihr hier entbehren müsset, ihren Werth werden verloren haben. Vor dem Throne Jesu wird euch eure Niedrigkeit nicht beschimpfen. Vor dem Throne des Erlösers wird der, den ihr hier so furchtsam verehrt, zum wenigsten nichts mehr seyn, als ihr. — O möchten wir mit Gewißheit hinzusetzen können, daß wir alle, so unterschieden wir hier sind, dort einander vollkommen gleich seyn, und zur Rechten des Herrn zusammen kommen werden!

3) von Aug. Fr. Wilh. Sack († 1786), Bruchstück s. Predigt über Psalm 73, 28. „Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte." — Aus dem ersten Th. s. Predigten, Magdeb. 1735. 8. S. 131.

Die Gottesfurcht ist des Menschen ein-

zige Sicherheit und allerhöchste Glückselig-
keit.

1) Sie ist das sicherste Mittel, das Gemüth eines Menschen wahrhaftig zu beruhigen;

2) sie ist die kräftigste Aufrichtung in der Widerwärtigkeit; und

3) der beste Trost auf dem Todbette.

## Bruchstück aus dem ersten Theile.

Die wahre und höchste Glückseligkeit eines Menschen besteht in der That nur in einer wirklichen Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths. Die meisten aber fällen ganz falsche Urtheile von den Dingen dieser Welt, und suchen ihre Ruhe und Glückseligkeit auf Wegen, die sie zuletzt zur Reue, zur Unruhe, zur Verzweiflung und zum Unglücke führen. Dies wiederfährt allen, die ihr Glück und ihre Gemüthsruhe überhaupt in solchen Dingen, die bei dem Tode aufhören, und insbesondere in den unvernünftigen Ergötzungen wollüstiger Triebe, in den elenden Befriedigungen einer aufgeblasenen Ehrsucht, oder in der niederträchtigen Begierde nach irdischen Gütern suchen. Das ist meine Freude, denkt der eine, daß ich meine sinnlichen Lüste und Triebe vergnügen. Das aber ist meine Freude, denkt der andre, daß ich reicher bin, wie meine Nachbarn, und mein Geld bei Tausenden zählen kann. Und meine Freude ist das, denkt noch ein andrer, daß ich mehr bin, wie mein Nächster, und das Ansehn weltlicher Ehre meinen Namen begleitet. Diese alle suchen Ruhe und finden sie nicht; und das ist das Unglück der Thoren. Die wahre Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths kann eigentlich nur durch folgende drei Stücke erlangt werden: durch eine Befreiung von unruhigen Affecten und thörichten Wünschen; durch eine gegründete Gewiß-

heit der Gnade Gottes, und durch eine sichere und überzeugende Hoffnung eines zukünftigen Lebens. Und dies sind nur allein die Wirkungen einer wahren Gottesfurcht.

Die wahre Gottesfurcht, wenn sich nämlich ein Mensch in der beständigen Betrachtung der Gegenwart Gottes und der Gewißheit eines zukünftigen Lebens aufrichtig und unermüdet bemühet, sein Gemüth von aller Ungerechtigkeit zu reinigen und zu aller Wahrheit und Tugend zu gewöhnen; eine solche Gottesfurcht, die nur allein dieses schönen Namens werth ist, befreiet von allen unruhigen Affecten und thörichten Wünschen. Denn durch die wahre Furcht Gottes werden alle unsre Neigungen so gereiniget, und alle unsre Begierden so in Ordnung gebracht, daß sie allezeit, und insbesondere in der Versuchung, den Eingebungen des Gewissens und den Leitungen der himmlischen Weisheit unterworfen, und wir auf die Weise bei der Wahrheit und Unschuld bleiben. Die Furcht Gottes, wenn sie rechter Art ist, heiligt und verbessert alle unsre Affecten. Sie macht aus der Wollust ein keusches, ein mitleidiges, ein gelindes und sanftmüthiges Herz, ein Herz, das mit einer zärtlichen Liebe gegen Gott und Menschen angefüllt ist. Sie macht aus dem Hochmuthe und der Ehrsucht einen demüthigen Sinn, und dabei ein edles Verlangen nach der wahren Ehre, Gott, dem unbetrüglichen Herzenskündiger, durch Unschuld und Tugend zu gefallen. Der Geiz wird durch die wahre Gottesfurcht eine großmüthige Verachtung und Geringschätzung irdischer Güter, und hingegen eine aufrichtige und beständige Begierde, reich zu werden in Gott. — Die wahre Gottesfurcht befreit uns hiernächst auch von allen thörichten Wünschen, und folglich von tausend Ursachen der Unruhe und Unzufriedenheit. Sie macht, daß wir un-

sre Hoffnung nur allein auf Gott und auf solche Dinge setzen, die uns nicht können genommen werden. Sie macht, daß alle unsre Wünsche bescheiden und gemäßigt werden, und wir also beständig vergnügt und zufrieden bleiben mit dem, was uns die weise Vorsehung unsers himmlischen Vaters in dieser Welt zutheilt. Man kann gar wohl sagen, daß die wahre Gottesfurcht auch selber die Nothwendigkeiten und Bedürfnisse eines Menschen weniger mache, und also auch auf diese Weise die Ruhe und Zufriedenheit seines Gemüths befördere. Kurz, ein Mensch, der Gott von Herzen fürchtet, und nach dieser Furcht seinen Wandel einrichtet, bekommt nach und nach eine so vernünftige Gleichgültigkeit in Ansehung aller irdischen und vergänglichen Vortheile, dadurch sein Verlangen eingeschränkt, und sein Gemüth in eine himmlische Ruhe und Vergnügung gesetzt wird.

Die wahre Gottesfurcht ist hiernächst auch dadurch das einzige und sicherste Mittel, unser Gemüth wahrhaft zu beruhigen, weil sie uns in eine recht gegründete Gewißheit der Gnade Gottes setzt. Und hierin besteht das allervernünftigste Vergnügen, wenn ein Mensch durch recht überzeugende Gründe und durch ein wirkliches Gefühl der Seele gewiß ist, daß er einen gnädigen Gott im Himmel hat, und seinen Schöpfer als den mächtigsten seiner Beschützer, und als den besten und treuesten seiner Freunde ansehen kann. Denn ein solcher Mensch ist allezeit guter Zuversicht aufs Zukünftige. Wenn Andre tausend Gefahren und widrige Zufälle fürchten; so ruht ein frommer Mensch ganz unbesorgt in den Armen der göttlichen Vorsehung. Er befiehlt dem Herrn seine Wege, und hoffet auf ihn, und weiß, daß der es wohl machen werde. Wie glücklich und sicher lebt der Mensch, der sich zu Gott hält, und seine Zuversicht setzt auf den Herrn!

Die wahe Gottesfurcht, die das Herz eines Menschen mit Unschuld und seinen Wandel mit Tugend zieret, ist endlich das beste und einzige Mittel, unser Gemüth wahrhaft zu beruhigen, weil sie uns in eine sichere und gegründete Zuversicht eines künftigen Lebens setzt. Ein zukünftiges seliges und ewiges Leben mit Ueberzeugung glauben, dasselbe mit Grunde hoffen, und von dessen Erlangung durch ein lebhaftes Gefühl der Zuversicht gewiß seyn; das ist der allerhöchste Grad von Ruhe, von Zufriedenheit, von Trost und von Freude, den ein Mensch nur immer in dieser Welt wünschen und erlangen kann. Kein Kummer ist so groß, den ein Christ durch das Andenken und durch die in seiner Seele versiegelte Hoffnung der zukünftigen Seligkeit nicht überwinden könne. Und eben dies soll einen unter uns bewegen, daß er sich in der beständigen Erwartung eines zukünftigen Lebens einer ungeheuchelten Gottesfurcht und eines recht frommen Wandels befleißige, und in der Betrachtung der Kürze und Ungewißheit seines zeitlichen Lebens sich nicht eher zufrieden gebe, bis er in dieser wichtigen Sache zu einer recht überzeugenden Gewißheit gelanget, und versichert seyn könne, daß ihm seine Beilage im Himmel bis auf den Tag Jesu Christi behalten werde. u. s. w.

4) vom Abte Joh. Fr. Wilh. Jerusalem († 1788).

Bruchstück einer Predigt über das Evangelium am 23 Trinit. Matth. 22, 15—22. (Man sehe s. zu Braunschweig 1745 erschienene Sammlung einiger Predigten vor dem herzogl. Hause zu Wolfenbüttel gehalten; S. 277 ff.)

Thema: Daß die christliche Religion den Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaf-

ten nicht allein nicht zuwider sey, sondern ihre Vollkommenheit auf die möglichste Weise vielmehr befördere.

Es kommt in der menschlichen Gesellschaft, wenn sie glücklich seyn soll, auf zwei Stücke an. Das erste ist: daß die Obrigkeit ihre Pflichten gegen die Unterthanen gehörig in Acht nimmt; das zweite: daß die Unterthanen ihrer Obrigkeit die gebührende Schuldigkeit erweisen. Diese zwei Stücke sind die Säulen, worauf die ganze Wohlfahrt der Menschen hier auf Erden sich gründet. Und wenn wir erwiesen haben, daß die christliche Religion nicht allein keinem von diesen beiden Stücken zuwider ist, sondern dieselben vielmehr aufs herrlichste bestätigt; so haben wir auch unsern Hauptsatz selbst bewiesen, daß das Christenthum und die Wohlfahrt der Menschen aufs glücklichste bei einander bestehen können.

## Bruchstück aus dem ersten Theile.

Die erste und größte Pflicht der Regenten, woraus alle die übrigen fließen, ist überhaupt diese: daß sie die Wohlfahrt ihrer Unterthanen zu erhalten, und, so viel sie können, zu vermehren suchen. Die verschiedenen Regierungsformen machen hierin keinen Unterschied. Ein Regent mag mit gewissen Bedingungen herrschen, oder er mag eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen besitzen; die Wohlfahrt seines Volkes bleibt dennoch sein ewiges Gesetz, von dessen Einschränkung ihn weder Geburt, noch Stand, noch Hoheit befreien können. Dieses Gesetz ist die erste Stütze, worauf die Wohlfahrt der Menschen und aller Gesellschaften in der Welt beruht. Und so lange diese bestehet; so lange ist der Herr, so lange sind seine Unterthanen glücklich; so lange bleibt beider Wohlfahrt unbeweglich. Sobald wird aber diese Säule nicht umgerissen; so stürzt der festeste Bau eines Reiches,

und ein Simson, der seine Gewalt daran mißbraucht, wird mit dem Volke zu gleicher Zeit darunter erschlagen. Es sind bisweilen Schmeichler und Verräther gewesen, die ihr verdammtes Glück auf den Untergang ihrer Mitbürger haben bauen, und ihre Fürsten überreden wollen, daß dieses Gesetz eine nachtheilige Einschränkung ihrer Hoheit und der obersten Gewalt wäre, die Gott und die Geburt ihnen über ihr Volk gegeben; und es sind Fürsten bisweilen so unglücklich gewesen, daß sie diesen verführerischen Lehrsätzen haben Gehör gegeben. Sie sind aber auch die ersten Opfer ihrer Verräther geworden, und haben mit ihren verwüsteten Reichen der Welt den traurigen Beweis gegeben: wie unglücklich ein Regent sich macht, wenn er glaubt, er sey nicht mächtig genug, wenn er nichts als Gutes thun könne; und wie unmöglich eine menschliche Gesellschaft bestehen könne, wenn ihre Wohlfahrt nicht das Grundgesetz bleibt, wornach sie regiert wird. Denn wie kann die Glückseligkeit der Welt ohne dieses Gesetz sich erhalten? Wenn eine Obrigkeit glaubt, sie verliere dadurch etwas an ihrer hohen Gewalt, daß sie sich an die Wohlfahrt ihrer Unterthanen binden muß; so wird sie ihre Leidenschaften zur ersten Regel ihrer Herrschaft machen, und an das Heil ihrer Bürger nie, als nur alsdann gedenken, wenn sie wissen will, worin dasselbe noch eine neue Nahrung ihrer Begierden werden könne. Aber werden dann die Kräfte eines Volkes unerschöpflich bleiben? Wenn es bald ein Opfer der Wollust, bald des Ehrgeizes, bald einer andern Begierde werden muß; wird es nicht endlich gar verzehrt werden? Und wer ist der Regent, der es für zu gering halten könnte, sein Volk glücklich machen zu müssen? Sind nicht er und sein Haus der erste und edelste Theil des Volkes? Ist er nicht das Haupt von dem Körper seines Staates? Ist nicht die Wohlfahrt

seiner Unterthanen der Grund, worauf die Größe seines Hauses sich stützt? Wie will aber dieses bestehen, wenn der Grund geschwächt, oder gar umgerissen wird? Und wie will das Haupt seine Stärke behalten? Wer soll zur Erhaltung desselben arbeiten, und seine Befehle ausrichten, wenn die Glieder entkräftet, ohnmächtig, oder gar verstümmelt sind? Ist nicht die Gleichgültigkeit des Landes die einzige Quelle, woraus der Regent die Mittel schöpfen muß, wenn seine Majestät ihren Glanz, sein Haus die Hoheit, sein Thron die Stärke, sein Leben die Ruhe, und seine Grenzen ihre Sicherheit behalten sollen? Ist es diese Wohlfahrt seines Landes nicht allein, die ihn bei den entferntesten Völkern geliebt, bei seinen Bundesgenossen geehrt, bei seinen Feinden gefürchtet, bei seinen Unterthanen angebetet, und bei der spätesten Nachwelt seinen Namen gesegnet macht? Es kann also keine menschliche Gesellschaft bestehen, wenn dieses nicht das erste Gesetz des Regenten bleibt, daß er die Wohlfahrt seines Volkes befördern und erhalten will; und ein Regent kann sich nicht unglücklicher machen, als wenn er dasselbe aus den Augen setzt, und sich einbildet, daß er nicht mächtig genug sey, wenn er nicht die Freiheit habe, es, so oft er wolle, zu übertreten.

Wie vortrefflich aber stimmen die Lehren unsrer Religion mit dieser Wahrheit überein! Wie herrlich wird sie nicht dadurch erklärt und bestätigt! G e b e t  G o t t e, w a s  G o t t e s  i s t! Erlaubt es uns, Große der Erden, daß wir zuerst aus diesen Worten eures Erlösers die Pflichten herleiten, die Gott, der euch zu Herrschern seines Volkes erwählet hat, von euch fordert. Gebet Gotte, was Gottes ist! Dieser Befehl gehört ohne Ausnahme für alle Menschen. Regenten sind also Gott sowohl ihre Pflichten, wie andere Menschen, und seinen Geboten eben so vielen Gehorsam und Rechenschaft, als

andere, schuldig. Sind sie aber in den Augen Gottes nichts als Menschen; so müssen sie auch ihre Unterthanen als ihre Nächsten ansehen, deren Wohlfahrt sie ohne die größte Verantwortung keinen Augenblick mit Vorsatz versäumen können. Höret es, ihr Herrscher! Nehmet es zu Ohren, ihr Könige! Dies sind die Pflichten, die der Herr euer Gott, die das Christenthum von euch fordert! Fürsten sind dem Gesetze Gottes so wohl, als andere Menschen unterworfen; und sie müssen Gott so wohl, als ihre Unterthanen Rechenschaft geben. Sie sind Menschen. Sie haben mit ihren Unterthanen einerlei Ursprung, einerlei Bedürfnisse, einerlei Schwachheiten, einerlei Ende. Sie haben Einen Herrn, Einen Gott und Vater; sie hoffen auf Eine Seligkeit; sie haben einerlei Mittel, dieselbe zu erlangen. Verlasset euch nicht auf Fürsten. Dies sagt selbst einer der größten Könige (Psalm 146, 3); denn sie sind Menschen, sie können ja nicht helfen. Sie haben also ihre Vorzüge nicht von sich selber, sondern Gott ist es, der sie nach seiner Freiheit zu Herrschern über ihre Völker erwählet hat. Er setzet (Dan. 2) Könige ab, und setzet Könige ein. Durch seine Weisheit regieren die Könige, und die Rathsherren setzen das Recht; durch ihn herrschen die Fürsten, und alle Regenten auf Erden. Regenten sind also, bei aller ihrer Hoheit, unter dem Gesetze und Gerichte Gottes. Gott macht aber unter seinen Dienern keinen Unterschied. Ihr Beruf ist nur verschieden. Aber er fordert von allen dieselbe Treue, denselben Gehorsam. Dem einen ist nur ein Pfund, dem andern sind zehn, einem andern hundert Pfund gegeben. Der eine ist von ihm zum Herrschen, der andere zum Gehorchen bestimmt. Dem einen ist nur die Wohlfahrt eines Hauses zu besorgen gegeben; dem andern hat er die Wohlfahrt ganzer Länder, ganzer Völker anvertraut. Die

Schuldigkeit aber, dem Willen ihres Herrn zu gehorchen, und ihren Beruf in Acht zu nehmen, bleibt bei allen gleich. Sie müssen alle zu einem gemeinen Endzwecke, zur Vollkommenheit der Welt arbeiten, und dem Herrn, wenn er zu Gerichte kommt, ihre Rechenschaft geben.

Sind aber die Regenten nichts als Menschen, die unter dem Gesetze und Gerichte Gottes stehen; und haben sie die Herrschaft über ihre Unterthanen nur vom Herrn zum Lehn, dem sie davon Rechenschaft geben müssen; so wird auch der zweite Schluß deutlich werden, daß sie schuldig sind, für die Wohlfahrt ihrer Unterthanen, wie für ihre eigene, zu sorgen. Sie sind Menschen, und ist bei Gott kein Ansehen der Personen. Was sind aber ihre Unterthanen? Menschen, wie sie, Kinder von einem Vater; Erben zu einem Reiche; Menschen, die mit ihnen zu einerlei Glückseligkeit erschaffen sind, die mit ihnen einerlei Empfindungen, einerlei Triebe zur Freiheit haben. Sollte nun Gott ihnen die Herrschaft über ihre Mitgeschöpfe mit der unbedingten Freiheit übergeben haben, dieselben nach ihrem Eigensinne zu mißbrauchen? Sollte Gott, der alle Menschen mit einer gleichen Zärtlichkeit liebet, der sie alle zu einer gleichen Vollkommenheit bestimmet, den größten Haufen seiner Kinder zum unglücklichen Opfer des Hochmuths, des Eigennutzes und der Eitelkeit etlicher weniger Menschen hingegeben haben? Nein Menschen! das Christenthum hat besser für eure Rechte gesorget. Ihr Herren und Gewaltige! Der Gott, der euch so hoch über uns erhaben, befiehlt euch, uns nichts desto weniger für eure Nächsten zu halten. Der Gott, dem ihr dienet, will, daß ihr uns, wie euch selber lieben sollt. Dies ist der Inhalt eures Gottesdienstes! dies ist der Endzweck eures Berufs. Ihr sollt die Ruhe, die Freiheit, die Wohlfahrt eures Volkes zu erhalten und zu bestätigen suchen.

Und hierein sollt ihr eure Ruhe, eure Glückseligkeit, eure Majestät und Hoheit setzen. Dies ist die Lehre unsrer Religion. Was wäre es, wenn wir vor euch als Gottheiten niederfallen, wenn wir euch Altäre errichten wollten; würdet ihr deswegen wenigere Sorgen, wenigere Widerwärtigkeiten, wenigere Krankheiten haben, würdet ihr weniger sterblich seyn? Gerechte Regenten! Fürchtet euch deswegen nicht, daß wir es wissen, daß ihr Menschen seyd; und scheuet euch nicht, ob wir gleich eure Unterthanen sind, uns als eure Nächsten anzusehen. Eure geheiligte Majestät verliert dadurch in unsern Augen nichts. Die Ehrsucht, der Gehorsam, die wir euch schuldig sind, und die wir wahrhaftig für euch im Herzen tragen, verlieren dadurch nichts. Unser Eifer, unsre Treue, unsre Liebe, unser Gehorsam, unser Gebet für euch und euer Geschlecht, sollen vielmehr, wenn es möglich ist, dadurch noch verdoppelt werden. Ihr seyd Menschen, wie wir. Nun erkennen wir erst recht eure redliche Liebe. Wir wissen, was die Regierung eines einzigen Hauses für Beschwerden hat. Nun können wir es an uns selber abnehmen, wie viele Sorgen, wie viele Unruhe, wie viel Nachsinnen, wie viele schlaflose Nächte es euch machen müsse, ein ganzes Land in Ordnung zu erhalten, und für die mannigfaltigen Bedürfnisse so vieler Tausende zu sorgen. O Väter eures Volkes! o redliche Menschenfreunde! Nun werdet ihr erst verehrungswürdig in unsern Augen. Euer menschliches Herz, eure Treue, eure Großmuth, eure Gerechtigkeit erwecket mehr Liebe, mehr Ehrfurcht, mehr Gehorsam in uns, als alle eure Heere, eure Kronen, euer Purpur, eure Herrlichkeiten vermögend sind hervorzubringen. Ihr sollet nichts als Gutes thun; ihr sollt eure Gewalt nur zur Glückseligkeit eurer Unterthanen gebrauchen können. Ist euch diese Freiheit zu gering? Scheinet euch diese

Gewalt zu verächtlich? Ein Mensch hält es zu gering, Gott gleich zu seyn? Dieser große Gott glaubt es seiner unumschränkten Majestät und Gewalt nicht zuwider zu seyn, daß er nichts als Gutes wollen, und die ewigen Regeln der Weisheit und Gerechtigkeit nicht überschreiten kann; und dem Menschen ist diese göttliche Freiheit zu gering? Gott wird eben dadurch anbetungswürdig, daß er nichts als Gutes thun kann, und seine Vollkommenheit seinen Geschöpfen mitzutheilen sucht. Folget diesem Vorbilde, und lasset Weisheit und Liebe die Grundregeln einer Regierung seyn! rc. rc.

5) vom Kanzler Joh. Andr. Cramer († 1788). Bruchstück einer Predigt, im Jahre 1754, über Röm. 11, 33 — 36 zu Friedrichsburg „von der Unbegreiflichkeit Gottes" gehalten. (aus s. Samml. einiger Predigten Th. 1. S. 397. 3te Aufl. Kopenh. 1767. 8.)

— — Der größte Weise ist unstreitig derjenige, der, so oft er an Gott denkt, allezeit voll tiefer Ehrfurcht über ihn erstaunt, und der beste Christ derjenige, der bei der Betrachtung seines Gottes sich demüthiget, und sich allen seinen Wegen und seinen Gesetzen gehorsam unterwirft. Lebendige Vorstellungen von der Größe Gottes erheben den Menschen, indem sie ihm seine Niedrigkeit zeigen; sie adeln ihn, wenn er erwägt, wessen Geschöpf er ist; sie beglücken ihn, indem sie ihn versichern, daß seine Güte eben so unbegreiflich ist, als sein ganzes verborgenes Wesen. Da uns nun erhabene Vorstellungen von Gott zu unserm Glücke so nothwendig sind; so lasset uns doch suchen, zu solchen Begriffen von Gott zu kommen, die seiner Größe nicht unanständig sind. Wir wollen uns in die Unendlichkeit seines Wesens versenken, und dadurch glückselig werden, daß wir in die Tiefe

des Reichthums beide der Erkenntniß und Weisheit unsers Gottes hinein schauen. Wir können aber seine Größe nicht besser erkennen, als wenn wir lernen, wie unbegreiflich er ist. Es ist unmöglich, daß wir einen solchen Ocean in unsrer Rede ausschöpfen können; das ganze Wesen Gottes, und eine jede Eigenschaft desselben ist ein Abgrund, worin sich der Verstand aller Sterblichen verliert. Also lasset uns nur ein Wort von der Unbegreiflichkeit Gottes aus demjenigen vernehmen, was uns Paulus in unserm Texte davon saget. Lasset uns daraus

1) die Unbegreiflichkeit Gottes in seiner Erkenntniß, und

2) die Unbegreiflichkeit seiner Weisheit erkennen, damit wir glauben, daß alle seine Gerichte recht, und alle seine Wege gut und heilig sind.

1) Gott ist unbegreiflich in der Tiefe des Reichthums seiner Erkenntniß. Was eröffnet sich hier für eine Unermeßlichkeit! Wo sollen wir anfangen, oder wo sollen wir das Ende seiner Erkenntniß finden? Wir Menschen können uns mit unserm eingeschränkten Verstande keine Größe, als durch Vergleichung vorstellen. So lasset uns denn alle Erkenntniß und Weisheit der Menschen betrachten, und erkennen, daß sie gegen die Erkenntniß Gottes weniger, als ein Punct, daß sie nichts sey. Es ist wahr, man muß erstaunen, wenn man sich vorstellt, wie viel der Verstand des Menschen fassen kann. Wer ist im Stande, die unzählbaren Reihen von Gedanken und Vorstellungen und Erfindungen zu überschauen, deren unser feuriger Geist fähig ist? Wie viele Wissenschaften und Künste sind nicht durch den Verstand der Sterblichen erfunden worden? Und wie viele Gedanken und welche Erkenntniß gehören nicht blos zu einer einzigen Wissenschaft? Was

kann nicht unser Gedächtniß für Wahrheiten und Lehren fassen, die alle so zusammengesetzt, so reich und fruchtbar sind? Welch ein Raum ist in unsrer Einbildung zu Bildern und neuen Vorstellungen? Hier ist ein Mensch, der sich in das weitläufige Feld der Geschichte wagt. Er kennt die Schicksale aller großen Reiche, die je auf der Welt einen Namen gehabt haben; er weiß alle ihre Beherrscher bei Namen; die Zahl ihrer Jahre; ihre Handlungen, und die mannigfaltigen Triebfedern ihrer Thaten; ihre Sitten; die weisen und thörichten Gebräuche aller Völker; ihre so unendlich mannigfaltigen Einrichtungen und Gesetze. Hier ist ein Weltweiser. Er erkennt sich vielleicht selbst nicht; aber er kennt den Bau des menschlichen Körpers; die mannigfaltigen Theile desselben; er kennt alle ihre Verbindungen; er giebt von allen Tugenden Erklärungen; kennet alle Leidenschaften und die mannigfaltigen Bewegungen und Wirkungen derselben, und bestimmt unzählige Gesetze für sie. Ein andrer forscht in dem weitläufigen Gebiete der Schöpfung; rechnet den Sand des Meeres aus, zählet die Tropfen des Wassers, beschreibt die Pflanzen und ihre Eigenschaften, weiß fast von einer jeden den Ort ihrer Geburt und ihre Wirkungen, wägt den Wind, und sucht die Natur in ihren geheimsten Arbeiten zu überraschen. Er hat noch nicht an dem genug, was seine Augen sehen; er schafft sich neue Augen; entdeckt und zählt die Einwohner des Staubes, die sonst unsichtbar waren, oder steigt in den Himmel, will die Sterne zählen, und zählt unnennbare Mengen, kennt die Gesetze ihrer Bewegung, und sagt mit Gewißheit ihre künftigen Veränderungen vorher. Dieser Staatsmann kennet nicht allein alle Verfassungen, Ordnungen und Gesetze, Vortheile, und schwache Seiten des Staates, welchem er dient, die Vortheile der Großen und der Geringen; sondern auch

alle Verbindungen desselben mit andern Staaten, die Schicksale und Veränderungen, die ihm bevorstehen, oder bevorstehen können; weiß, wie er die Größe seines Staates erheben, oder die Schwäche desselben weislich verbergen soll; die Zeiten, wenn etwas zur Vergrößerung desselben vorgenommen werden muß; die Mittel dazu, und die Gefahren, denen er auszuweichen hat. Was für Erkenntniß und Weisheit! Und doch sind wir nur von gestern her!

Stellet euch nunmehr den Verstand eines Engels vor, der viel mehr Jahrhunderte das Daseyn genossen hat, als ein Mensch kaum Tage lebt; der in seiner Erkenntniß von allen den Hindernissen nicht aufgehalten wird, die den Menschen aufhalten; der, so zu sagen, Unendlichkeiten übersieht, wo wir kaum Stäubchen kennen; was für eine Einsicht und Erkenntniß muß der besitzen!

Erwägt aber, daß alles dieses nicht einmal ein Tröpfchen von der Weisheit und Wissenschaft des Gottes ist, der sich selbst in seiner Unendlichkeit überschaut; der von Ewigkeit her alle Sterne gezählt hat, und die Sonnen, deren Licht seit dem Daseyn der Schöpfung noch nicht einmal zu uns gekommen seyn mag. Wer mag die Menschen zählen, die nur in einem Jahrhunderte gebohren werden, und sterben, und ihre Gedanken, ihre Anschläge, und alle ihre Entschließungen, ihre Handlungen und Wege; wer mag sie zählen? Und Gott kennet sie alle; alle aus allen Zeiten; alle aus allen Zukunften; alle Veränderungen, die durch sie erfolgen; alle, die durch sie möglich sind; alle ihre Verbindungen mit einander; alle ihre Tage und alle Minuten ihres Daseyns sind von ihm gezählet. Wer kann den Inhalt und die Theile der Körperwelt, ihre Bewegungen, ihre Gesetze, ihre mannigfaltigen Verknüpfungen mit einander ausrechnen? Gott kennet sie alle. Von der Sonne

bis zum feinsten Staube, von dem höchsten Engel bis zur kleinsten Milbe kennet er alles. Die erhabensten Gedanken des größten Geistes, bis auf die kleinste Bewegung des unsichtbarsten Wurmes, kennet Gott alles; und er kennet noch mehr, als alles Wirkliche; er weiß auch alles, was möglich ist. Was sind alle Einsichten aller endlichen vernünftigen Wesen gegen die Erkenntniß Gottes? — Und diese Erkenntniß hat Gott auf einmal, von Ewigkeit her, und alles in der größten Klarheit und Deutlichkeit. Menschen und Engel mögen so viel erkennen, als sie wollen; was sie wissen, lernen sie, und sie müssen alle langsam und mit Mühe von einem Gedanken auf den andern kommen. Wie viele Jahrhunderte voll Barbarei, Unwissenheit und Thorheit gehen voran, ehe ein heiteres und aufgeklärtes Jahrhundert folgt? Was für Zeit, und vieler Menschen Beschäftigungen werden erfordert, ehe nur eine Wissenschaft und Kunst zu einiger Vollkommenheit gebracht werden kann! Wie wenig gehört übrigens dazu, dem größten Geiste allen Reichthum seiner Weisheit wieder zu rauben, und ihn in seine erste Finsterniß zurück zu stürzen! Vielleicht ein Nerve, welcher schlaff wird; oder ein Tropfen Blut, der in einem kleinen Gefäß stockt. Gott erkennt und übersieht alles auf einmal. Alle seine unzählbaren Gedanken sind Ordnung, Uebereinstimmung und Deutlichkeit. Er schließt nicht; er sieht. Er lernt nicht; er weiß. Bei ihm ist weder Wechsel des Lichtes, noch der Finsterniß. O welch eine Tiefe des Reichthums seiner Erkenntniß! Solch Erkenntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch; ich kann es nicht begreifen.

2) Aus der Unbegreiflichkeit des göttlichen Erkenntnisses lasset uns die Unbegreiflichkeit seiner Weisheit erkennen. Was für eine Weisheit muß es

seyn, welche so viele Myriaden Wesen und Geschöpfe, so viele Arten und Gattungen derselben; so viele Kräfte, die, gegen einander betrachtet, einander zu bestreiten und zu zerstören scheinen; welche so mannigfaltige Körper, so mannigfaltige Lebendige, so mannigfaltige Geister beurtheilt; alle mögliche Verknüpfungen derselben mit einander erforscht; die besten unter denselben wählt; sie alle so stufenweise ordnet, daß eine vollkommene Welt dadurch zur Wirklichkeit kommt, in der nirgends eine Lücke und ein Sprung entdeckt wird; die vielmehr überall die herrlichste Uebereinstimmung und Harmonie enthält; die auf allen ihren Seiten ein glänzender Spiegel der unendlichen Vollkommenheit Gottes ist! Man mag in ein Reich der Natur schauen, in welches man will; in das Pflanzenreich; ist das Reich der Mineralien; in das Thierreich: man mag den Elephanten oder die kleinste Mücke zergliedern; den Himmel mit seinen unzähligen Sonnen und Planeten, oder das kleinste Sandkorn betrachten; überall sieht man Weisheit, und eine unendliche Kunst; überall erblickt man die würdigsten Endzwecke der Gottheit; alles ist nach Zahl, Maas und Gewicht geordnet, und alle ihre unzähligen Absichten vereinigen sich in einem Mittelpuncte, in der einzigen großen Absicht, Gott in seiner unendlichen Größe zu offenbahren.

Und wer auf die Wege der göttlichen Vorsehung Acht hat; was für unzählbare Fußstapfen der göttlichen Weisheit muß der nicht erblicken! Eines jeden Menschen Leben ist voll von ihren Wundern! Sollten wir mit unsrer eingebildeten Klugheit den Entwurf unsers Lebens und unsrer Wohlfahrt auf der Erde machen; wie würde er in der Ausführung voll Thorheit erfunden werden, und wie weit seines Zieles verfehlen! Und wenn wir nun das Ganze mit einiger Aufmerksamkeit

übersehen, so weit solches eingeschränkten und blöden Blicken erlaubt ist; was für Weisheit stralt uns nicht überall entgegen; wie viel Güte und Langmuth in dem Aufschube seiner Gerichte über die Sünder; und wie viel Heiligkeit, wenn er erwacht, zu strafen. Wie unerforschlich sind seine Gerichte, und wie unbegreiflich seine Wege!

Aber es soll uns nicht umsonst sowohl die Unbegreiflichkeit des göttlichen Erkenntnisses, als die Unbegreiflichkeit der Weisheit Gottes in allen seinen Wegen vorgestellt werden. Alle Einsichten des Verstandes müssen uns bessern, erfreuen und trösten. Ist Gott in seiner Erkenntniß und Weisheit unbegreiflich; was ist gerechter, als daß wir ihm unsre Einsichten unterwerfen? Wie viel gewinnt doch unser Verstand, wenn er einen unbegreiflichen und unerforschlichen Gott glaubt. Ohne ihn wird die ganze Welt ein wüstes, unordentliches Chaos. Aber glaube ich, daß Gott unendlich mehr weiß, als der Mensch; so wird alles leicht, und die ganze Schöpfung ist nun ein schönes Buch, das ich in den schweren Stellen, die ich nicht verstehe, für vortrefflich halte, weil alles andere, was ich verstehe, so schön und der Gottheit so würdig ist. — Gott ist unbegreiflich in seinen Gerichten. So viele muthwillige Sünder werden so lange mit Langmuth und Geduld getragen, und andere Gefäße des Zornes so bald zerbrochen. Es komme uns also ein heiliger Schauer an, und durch die Unbegreiflichkeit der göttlichen Gerichte müsse unser Fleiß in der Heiligung erweckt und aufgemuntert werden.

Dann, wenn wir uns die Unbegreiflichkeit des Erkenntnisses und der Weisheit unsers Gottes mit solchen Gesinnungen haben erfüllen lassen; so wird sie uns die unerschöpfliche Quelle einer wahren Zufriedenheit seyn,

in allen Trübsalen des Lebens zur stärksten Aufmunterung gereichen, nnd ein Schatz werden, dem keine Tröstungen mangeln.

### 6) von Zollikofer († 1788).

Bruchstück einer Predigt über 1 Joh. 4, 16, über das Thema: „Gott ist die Liebe" im Th. 7 der nach s. Tode erschienenen Predigten.

Gott ist die Liebe! Wer hat je mit so wenigen Worten so viel Wahrheit, so viel erhabene, alles umfassende, Geist und Herz erfreuende Wahrheit ausgedrückt, als der Bote Jesu in unserm Texte? Aber wer von uns, wer von allen Kindern der Menschen, welches von allen geschaffenen Wesen kann den Gedanken, den großen herrlichen Gedanken, Gott ist die Liebe, ganz umfassen? Wessen Herz ist weit, ist rein und stark genug, um von dem erhabensten aller Gefühle, von dem Gefühle, daß Gott lauter Liebe ist, ganz erwärmt und durchdrungen zu werden, und doch nicht unter demselben zu erliegen?

Aber wo soll ich anfangen — wo aufhören — um eine Wahrheit zu beweisen, die mehr Beweise für sich hat, als Sterne am Himmel und Sandkörner am Ufer des Meeres sind; die jedes lebendige, empfindende, denkende, glückseligkeitsfähige Wesen im Himmel und auf Erden beweiset und ewig beweisen wird? — Gott ist die Liebe; er will allen seinen Geschöpfen wohl, will, daß sie alle glückselig seyn, freuet sich ihrer Glückseligkeit, befördert dieselbe unaufhörlich, und findet in der Beförderung derselben seine eigene höchste Glückseligkeit; das, o Mensch, rufet dir die ganze Natur, und insbesondere deine eigene, die menschliche Natur; das rufet dir die ganze Religion, und insbesondere das Christenthum zu.

1) Oeffne nur deine Augen, sieh dich um in der Welt deines Gottes, betrachte alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bewohner, alle ihre Güter, und sieh, ob du nicht allenthalben die deutlichsten Spuren des Wohlwollens, der väterlichen Vorsorge und Liebe, die herrlichsten Veranstaltungen zur Glückseligkeit alles dessen, was ist und lebet, und insbesondere zu deiner Glückseligkeit findest. — Die Erde, die dich trägt; ihre schöne, reizende Gestalt, die dich erfreut; die Luft, die du einathmest; die Speise, die dich nähret und stärket; das Getränke, das dich erquicket; das Kleid, das dich decket; die Wohnung, die dich schützet; die Herrlichkeit der Wiesen, der Felder, der Berge, des Wassers, der Wälder, die sich zu jeder Jahreszeit in so verschiedenem Gewande vor dir verbreitet; die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, der Nutzen jedes Baumes, jeder Staude, jeder Pflanze, jedes Grases; der Wohlgeruch und das künstliche Gewebe der Blume; die muntern, von Selbstgefühl und Freude zeugenden, Bewegungen jedes Thieres; die mannigfaltigen, unerschöpflichen Kräfte, die in allen lebendigen und leblosen Geschöpfen liegen, und sich auf tausendfache Art entwickeln und äußern; ihr allgemeiner, stets wirksamer Hang, einander sich zu nähern und mit einander zu vereinigen; ihre gegenseitige Abhängigkeit und Verbindung; die beständige Erhaltung und Fortpflanzung jedes Geschlechts; die unaufhörliche Vermehrung des Lebens und der Thätigkeit unter Menschen und Thieren; die unzähligen Arten der Lust und des Vergnügens, deren sie alle fähig sind, zu deren Befriedigung sie alle Quellen und Mittel kennen und finden, und die sie alle mehr oder weniger, so oder anders genießen; was rufet dir dies alles anders zu, als: Gott ist die Liebe; er schaffet und erhält und verbreitet allenthalben Leben und Freude und Glückselig-

keit! — Und dann, o Mensch, die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt, und deine Felder befruchtet und segnet; der Mond, der dich des Nachts mit seinem Scheine leitet; das zahllose Heer der Sterne, das deinen Geist mit sich emporhebt, fortreißt, bis zur Gottheit erhebt, und sich zuletzt in den entzückendsten Ahnungen, Hoffnungen und Aussichten verliert; was sagt dir dies alles anders, als: Gott ist die Liebe, und seine Liebe ist unerschöpflich reich; sie gehet, so weit die Himmel reichen; sie umfasset alle Welten, und es giebt keine Art von Freude, von Lust, von Glückseligkeit, die nicht in ihrem unermeßlichen Reiche genossen werde.

2) Und wenn du nun deine Natur, die menschliche Natur insbesondere betrachtest; wie deutlich zeiget auch die davon, daß Gott die Liebe ist! Kannst du deine Augen öffnen, ohne unzählbare Wunder und Schönheiten in der Welt Gottes zu erblicken? Sind dir nicht Bewegung und Ruhe, Arbeit und Erhohlung von der Arbeit, die Werke der Natur und die Werke der Kunst Quellen des angenehmsten Gefühls? Kannst du je eines deiner Glieder brauchen, ohne seine Biegsamkeit, seinen mannigfaltigen Nutzen, seine genaue Verbindung mit dem ganzen Körper zu bewundern, und dich des vielen Guten, das du damit ausrichten kannst, zu freuen? — Und dein Geist, o Mensch, der dieses alles wahrnehmen, empfinden, genießen, dein Geist, der denken, mit Bewußtseyn denken, seine Gedanken sammeln, mit einander vergleichen, verbinden, und ins Unendliche vermehren kann; dein Geist, der untersuchen, erforschen, entdecken, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, von den Wirkungen auf die Ursachen schließen, sich von den Geschöpfen zu dem Schöpfer erheben, und Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zugleich umfassen kann; dein Geist, der des Ver-

gnügens der Erkenntniß der Wahrheit und des unaufhörlichen Fortganges in derselben fähig ist, der sich zur Hoffnung der Unsterblichkeit zu erheben weiß, und es fühlt, daß er zu höhern Freuden bestimmt ist; wie deutlich zeuget der nicht davon, daß Gott die Liebe ist? — Dies bestätigt auch unsre moralische Natur. Wir dürfen nicht blos dem Antriebe mechanischer Kräfte folgen, nicht nach blinden, unwiderstehlichen Trieben handeln. Wir können uns selbst Absichten vorsetzen, sie verfolgen, erreichen — können zwischen dem Guten und Bösen, dem Bessern und Schlechtern wählen — nach deutlich erkannten Gründen und Einsichten handeln, — nach höherer Vollkommenheit streben und derselben immer näher kommen. — Ja, Gott ist die Liebe; denn auch uns, seinen Geschöpfen und Kindern, hat er Liebe gegen einander eingepflanzt, hat mit jeder Gesinnung und Aeußerung der Liebe Seligkeit und Freude, mit jedem Mangel und jeder Verletzung derselben Kummer und Elend verknüpft; hat uns den stärksten Hang zur Geselligkeit, zum Umgange, zur innigsten Verbindung mit einander, den stärksten Hang zum Mitleiden, zum Helfen, zum Wohlthun, ins Herz gelegt; hat jeden wahren Menschenfreund allen seinen Brüdern ehrwürdig gemacht, und ihm gleichsam das Siegel der Gottheit aufgedrückt. — So deutlich zeuget die ganze Natur, und insbesondere die Natur des Menschen davon, daß Gott die Liebe ist!

3) Und eben dies lehret uns der ganze Inhalt der Religion. Ist der Gott nicht die Liebe, der sich uns als den Schöpfer, den Erhalter, den Oberherrn, den Vater der ganzen Welt und aller Menschen offenbahret; der uns versichern läßt, daß er über alles wache, für alles sorge, alles regiere, — daß er alle unsre Bedürfnisse, alle unsre Begierden und Wünsche

kenne, unsrer nie vergesse, daß er mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfülle, daß uns ohne seinen Willen nichts begegnen könne? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns erlaubt, uns befiehlt, mit kindlicher Freimüthigkeit zu ihm zu nahen, unser ganzes Herz vor ihm auszuschütten, und von seiner väterlichen Vorsorge stets das Beste zu erwarten, und der selbst seine verirrten, strafbaren Kinder als ein Vater von ihren Irrwegen zurückrufet, und sie zur Glückseligkeit führen will, wenn sie sich nur zu ihm wenden, ihren Sinn und ihr Leben ändern, und sich von ihm wollen leiten und führen lassen? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns Beistand zur Erfüllung unsrer Pflicht, Hülfe in der Noth, Schutz in den Gefahren, Trost im Leiden, Errettung im Tode, Befreiung von dem Grabe und der Verwesung, ewiges Leben, immerwährende, stets zunehmende Glückseligkeit verspricht? Und ist dies nicht der Inhalt, die Absicht der ganzen Religion? Zeuget also nicht die ganze Religion mit lauter Stimme davon, daß Gott die Liebe ist?

4) Und das Christenthum insbesondere, welches Gewicht giebt es nicht diesem Zeugnisse! Welches herrliche Siegel drückt es nicht dieser tröstlichen Wahrheit auf! O können wir das bedenken, was Gott durch Jesum an uns gethan hat, und noch daran zweifeln, daß er die Liebe selbst ist? Welche Höhen, welche Tiefen der Liebe, der unaussprechlichsten Liebe, entdecken wir hier nicht? Was ist das ganze Christenthum anders, als Liebe? Liebe sind ja alle die großen, die herrlichen Veranstaltungen, die Gott zur Wiederherstellung der sündigen Menschen gemacht hat! Daß er, das erhabenste, das vollkommenste Wesen, der allgenügsame Gott, seinen Sohn, den Eingebohrnen, den Geliebten, zu uns Sterblichen, Hülflosen, Verlornen, auf Erden sendet,

uns durch ihn Errettung, Gnade, Leben, Seligkeit verkündigen, und ihn am Kreuze als ein Opfer für die Sünden der Welt sterben läßt; ist das nicht Liebe, die reinste, wirksamste, unvergleichbarste Liebe? — Liebe ist und beweiset alles, was Jesus zum Besten der Menschen gelehrt, gethan und gelitten hat! Und was athmen alle Gebote, die uns Gott durch seinen Sohn Jesum gegeben hat, anders als Liebe? Liebe ist die Stimme und die Erfüllung des ganzen Gesetzes, der Geist des ganzen Christenthums, der unterscheidende Charakter der Jünger unsers Herrn, die Ehre und der Adel eines jeden echten Christen, die Richtschnur, nach welcher alle unsre Schicksale an jenem Tage des Gerichts und der Vergeltung sollen entschieden werden. Und der Gott, der uns diese Gebote gegeben, der sie zur Regel unsers Lebens und zur Quelle unsrer Seligkeit gemacht hat, der Gott, bei dem Barmherzigkeit mehr als alle Opfer, dem Elenden geleistete Hülfe mehr als alle Sabbathe und Festtage gelten, und der nichts mit innigerm Wohlgefallen sieht, als wenn seine Kinder einander wohlwollen und wohlthun; der sollte nicht die höchste, die wirksamste Liebe seyn?

## 34.

## Fortsetzung.

### Beispiele aus dem letzten Viertheile des achtzehnten, und dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts.

### 1) von Franz Volkm. Reinhard († 1812).

Bruchstück aus seiner zu Wittenberg im Jahre 1791 über 1 Kor. 4, 8 gehaltenen Reformationspredigt, die, abgedruckt aus dem Manuscripte, im

zweiten Bande der von Berthold und Engelhardt herausgegebenen Reinhardschen Reformationspredigten (Sulzb. 1824. 8. S. 241) erschien.

Thema: Ob durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts alles so vollendet worden ist, daß wir nichts weiter hinzuzusetzen brauchen?

Ich muß 1) vor allen Dingen die Antworten berühren, die man auf diese Frage geben kann, und zu geben pflegt. Hiernach will ich 2) diejenige unter diesen Antworten, die mir die wahre zu seyn scheint, beweisen.

1) Ob durch die Religionsverbesserung alles so vollendet worden ist, daß wir nichts weiter hinzuzusetzen brauchen, ist eine Frage, welche a) diejenigen mit Ja beantworten, denen durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts alles vollendet und zu Stande gebracht scheint. Es kann euch nicht unbekannt seyn, daß man bald nach dem Tode der großen Männer, welchen wir unsern verbesserten Zustand verdanken, in unsrer Kirche angefangen hat, Stillstand zu machen, und jede weitere Veränderung für etwas Gefährliches zu halten. Melanthon selbst erfuhr es noch zu seiner tiefen Kränkung, daß seine Glaubensgenossen schon satt, schon reich worden waren, schon ohne ihn herrschten; daß sie schon einen Grad der Vollendung erreicht zu haben glaubten, über welchen man nicht hinausgehen dürfe. Noch mehr stärkte sich diese Meinung im siebenzehnten Jahrhundert. Es fehlte wenig, daß man die Bekenntnißschriften unsrer Kirche nicht für eine völlig untrügliche Regel des Glaubens erklärte, und ihnen einen mehr als menschlichen Ursprung zuschrieb. Man hielt alles in unserm Zustande für so unverbesserlich, daß man jede Abweichung von der herrschenden Lehre auch ungeprüft

als einen Irrthum, und jede Aenderung der kirchlichen Anstalten als eine schädliche Verirrung verwarf. Und noch immer ist dies die Ueberzeugung vieler Tausende. Eine große Anzahl derer, welche sich zu unsrer Kirche bekennen, findet unser Lehrgebäude in allen seinen Theilen und Bestimmungen vollendet und rein, unsre gottesdienstlichen Einrichtungen so gut, als sie nur seyn können, unsre alten Kirchengesänge, Formulare, öffentlichen Gebete und andere Gebräuche unverletzlich, heilig, und unendlich besser, als alles Neue, das man zuweilen an ihre Stelle zu setzen gesucht hat. — Das Gegentheil behaupten b) Andere. Die Parthei derer verstärkt sich immer mehr, welche die vorgelegte Frage mit Nein beantworten, denen jede Verbesserung nur einen Anfang gemacht und die Hauptsache übrig gelassen zu haben scheint. Denn, was ist gewöhnlicher, als daß man die Lehre unsrer Kirche grober Irrthümer beschuldiget; als daß man die vornehmsten und unterscheidendsten Stücke derselben für menschliche Zusätze ausgiebt, die erst abgesondert werden müßten; als daß man die Schrift auf eine Art erklärt, bei der Alles wegfällt, was man bisher für eine eigenthümliche Lehre des Christenthums gehalten hatte. Wer so denkt, kann freilich nicht annehmen, daß durch die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts alles vollendet worden sey. — Doch es giebt c) noch Andere, welche die vorgelegte Frage mit Unterschied beantworten, welche der Meinung sind, die Hauptsache sey durch die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts allerdings bewirkt, aber man müsse auf dem gefundenen Wege fortschreiten und vollkommen zu werden suchen. Wer diese Antwort als wahr gelten läßt, dankt Gott dafür, daß das Evangelium Jesu, nach seinem reinen und echten Inhalte, durch die Veränderung, an die wir uns heute

erinnern, ans Licht gebracht ist, und freut sich darüber, daß auch in der kirchlichen Verfassung tausend Mißbräuche abgeschafft, und dagegen Einrichtungen getroffen worden sind, welche mit dem Geiste des Christenthums besser übereinstimmen. Allein dessenungeachtet hält er unsern Zustand nicht für so vollkommen, daß gar nichts mehr in demselben zu verändern wäre; er gehört nicht unter die Satten, unter die Reichen, unter die Herrschenden, von denen Paulus im Texte redet; er glaubt vielmehr, man müsse in der Erkenntniß, in der Ausübung und in der äußerlichen Verfassung unaufhörlich wachsen, und den alles verbessernden, immer weiter strebenden Geist beibehalten, der in der Reformation des sechszehnten Jahrhundert so wirksam war. Ich bekenne mich selbst zu dieser Parthei, M. Z.; es ist die feste, lebendige Ueberzeugung meiner Seele, die Hauptsache der Religionsverbesserung sey durch die große Veränderung bewirkt worden, der das heutige Fest gewidmet ist, aber darum sey es uns keinesweges erlaubt, die Hände in den Schoos zu legen, es sey vielmehr von uns noch viel hinzuzusetzen und unaufhörlich weiter zu gehen. Lasset mich

2) beweisen, wie wahr diese Antwort auf die vorgelegte Frage sey, und urtheilt über die Gründe selbst, die ich anführen werde. Ich behaupte also, a) unsere Kirche sey noch immer nicht so frei von aller Anhänglichkeit an menschliches Ansehen in Glaubenssachen, als sie seyn sollte. Die Hauptsache ist durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts geschehen; das fällt in die Augen. Luther hat das Joch zerbrochen, welches man so vielen Christen aufgelegt hatte; er hat gezeigt, daß menschliche Aussprüche in Glaubenssachen nichts gelten, daß hier alles auf die Schrift ankomme, indeß jeder Christ das Recht habe, das, was

die Schrift lehrt, selbst zu untersuchen, und sein eignes freies Urtheil zu brauchen. Dieses Losreißen von aller menschlichen Vorschrift bei der Religion, diese Befreiung der Gewissen von den Geboten der Kirche und der Herrschaft ihrer Vorsteher machte das ganze Wesen der Verbesserung aus, die Luther bewirkte. Es soll das unterscheidende Merkmal aller derer seyn, die sich zu uns halten, daß sie in Glaubenssachen keinen menschlichen Richter anerkennen, sondern lediglich ihrer Vernunft und ihrem Gewissen folgen. Aber beseelt uns wirklich der edle freie Geist, der sich seine Einsichten aus der Schrift selbst sammlet, und weder Andern etwas aufbürden will, noch sich selbst etwas aufdringen läßt? Giebt es nicht Schwache; giebt es nicht blinde Eiferer für alles Hergebrachte; giebt es nicht noch immer Verfechter von menschlichen Formeln und Ausdrücken, die jeden für einen Fremden erklären und anfeinden, der nicht eben so sklavisch an solche Dinge glaubt, als sie. Giebt es nicht Herrschsüchtige, die ihre Meinungen von der Religion gar der ganzen Welt aufdrängen, die alles gern nach ihrem Kopfe stimmten, und denen es nur an der Gewalt fehlt, um die Bedrückungen zu erneuern, gegen die Luther sich aufgelehnt hat. Und bei solchen fortgesetzten Regungen jenes sklavischen Sinnes, bei solchen Versuchen, die Gewalt des menschlichen Ansehns in Glaubenssachen unter allerlei Gestalten wiederherzustellen, wollen wir schon satt seyn, wollen uns schon für reich halten? — Hierzu kommt, daß b) auch unsre Lehre nicht so rein von menschlichen Zusätzen ist, wie sie seyn könnte. Durch die Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts ist auch hier die Hauptsache schon geschehen. Aber weder die Umstände, noch die Klugheit, noch die Last von Arbeiten und Geschäften, welche Luther und seine Freunde zu tragen hatten, erlaubte ihnen, die

menschlichen Zusätze und die selbst erdachten Vorstellungsarten, welche beim Ablaufe so vieler Jahrhunderte mit den Lehren des Christenthums verknüpft worden waren, alle sogleich abzusondern; sie erwarteten vielmehr, daß ihre Nachkommen weiter gehen, und das von ihnen im Ganzen so rühmlich ausgeführte Werk der Hauptreinigung fortsetzen und vollenden sollten. Aber ist dies geschehen? Hat man nicht bald nach ihren Zeiten von neuem angefangen, allerlei in der Schrift nicht enthaltene, oder doch aus derselben nicht genug erweisliche Gedanken mit den Lehren des Evangelii zu vermischen, sie in ein künstliches Lehrgebäude voll spitzfindiger Abtheilungen und unfruchtbarer Untersuchungen zu verwandeln, und diese Ausbildungen und Vermehrungen eben so eifrig und hitzig zu verfechten, ihnen eine eben so große Wichtigkeit beizulegen, als den ausdrücklichen Lehren der Schrift? Hier ists, wo noch mehr geschehen muß. Es darf Niemanden die Freiheit benommen werden, auf die einfachen, deutlichen, allgemein faßlichen Lehren des Christenthums seinen Scharfsinn anzuwenden, und sie, wenn es ihm nützlich scheint, weiter auszubilden und zu bestimmen. Aber es muß die Grenzlinie zwischen dem, was von diesem menschlichen Scharfsinne herrührt, und zwischen dem, was wahre reine Schriftlehre ist, schärfer gezogen werden, als gewöhnlich geschieht; wir müssen lernen, daß der darum das Evangelium Jesu noch nicht verwirft, der sich diese oder jene, in der Schrift unbestimmt gelassene, Lehre anders vorstellt, als wir. — Aber noch mehr, durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts ist c) auch darum noch nicht alles vollendet worden, weil zur Schrifterklärung noch mehr geschehen mußte, als damals geschehen konnte. Zwar haben die ehrwürdigen Männer, deren Andenken uns heute vorschwebt, die Schrift aus der Dunkelheit her-

vorgezogen, in welche sie durch Unwissenheit und geistliche Tyrannei verstoßen worden war. Aber wie viele Hülfsmittel, die Echtheit der Bibel außer Zweifel zu setzen, die Sprachen zu erläutern, in welchen sie geschrieben ist, tausend Schwierigkeiten aufzulösen, die sich in ihr finden, und unzähligen Aussprüchen und Stellen derselben ein helleres Licht anzuzünden, haben sie damals noch entbehren müssen! Und findet der gelehrte Fleiß nicht noch überall viel zu thun? ist nicht auf alle Weise dafür zu sorgen, daß die erhaltenen Vortheile auch für den gemeinen und ungelehrten Christen fühlbar werden, daß auch ihm über den hohen Sinn der Schrift und über den rechten fruchtbaren Gebrauch derselben immer mehr Licht aufgehe? — Setzet hinzu, daß d) die Wahrheiten des Christenthums auch den Bedürfnissen des Zeitalters immer mehr angepaßt werden müssen. Jedes Zeitalter hat seine eigenen Bedürfnisse, seine eigene Art, sich auszudrücken, seinen eigenen Geschmack, seine eigenen Irrthümer und Fehler. Werden die großen Wahrheiten des Christenthums nicht so vorgestellt, wie diese Bedürfnisse es fordern; werden sie nicht in die Sprache eingekleidet, die das Zeitalter versteht, auf die Art vorgetragen, welche der herrschende Geschmack verlangt, von der Seite gezeigt, wie sie zur Verbesserung der vorhandenen Irrthümer und Fehler am wirksamsten werden können; so ist es nicht möglich, daß die große Frucht, und der ausgebreitete Nutzen dadurch entstehen sollte, der sich von ihnen erwarten läßt. Ich brauche euch nicht zu sagen, wie sehr die Sprache, die Sitten, die Gesinnungen und der ganze Geist unsrer Zeiten von dem Zeitalter Luthers und seiner Freunde verschieden ist. Sie haben die Religion so vorgetragen, alle Lehren derselben so gewandt, und ihrem ganzen Unterrichte die Einrichtung und den Zuschnitt gegeben, welcher den dama-

ligen Bedürfnissen am angemessensten war. Werden nicht auch wir aus dem ganzen Vorrathe christlicher Wahrheiten diejenigen ganz vorzüglich herausheben müssen, die bei dem jetzigen Stande der Einsichten und Gesinnungen am wichtigsten sind? Werden wir sie nicht so ausbilden, darstellen und fassen müssen, wie sie sich an die herrschenden Begriffe am sichersten anschließen? Werden wir nicht das ganz vorzüglich zu lernen und zu treiben haben, was unsern Modeirrthümern und Modelastern am sichersten vorbeugen, und zu ihrer Ausrottung am kräftigsten mitwirken kann? — Endlich sind e) auch unsre gottesdienstlichen Anstalten einer größern Vollkommenheit fähig und bedürftig. Ich wiederhohle es noch einmal: die Hauptsache ist durch die Religionsverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts geschehen. Man hat das unnütze Gepränge geistloser Ceremonieen abgeschafft; man hat den sündlichen Aberglauben, der alle Theile des öffentlichen Gottesdienstes angesteckt hatte, ausgerottet; man hat die Uebungen desselben so einzurichten gesucht, wie sie zum Unterrichte und zur Besserung gereichen, und die wahre Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit befördern konnten. Sollte sich aber bei der Ordnung unsrer gottesdienstlichen Uebungen, bei den Gesängen, welche man da braucht, bei den Gebeten, die da vorgelesen werden, bei der Art, wie die Tauf- und Abendmahlshandlung verrichtet wird, sollte bei unsern Festtagen und ihrem Gebrauche, sollte sich bei andern mit der Religion zusammenhängenden Handlungen nicht manches abändern, besser, rührender, zweckmäßiger einrichten lassen? Heißt es nicht wider den Augenschein reden, wenn man gleichwohl annehmen will, alles sey ohne Tadel, alles ohne Ausnahme müsse beim Alten gelassen werden? ꝛc. ꝛc. ꝛc.

## 2) von Reinhard.

### Bruchstück aus einer Predigt am Johannistage über Luc. 1, 57—80 gehalten, die in dem, von Hacker nach Reinhards Tode herausgegebenen, Jahrgange (Th. 3. S. 36) erschien.

Ich kenne kein Schauspiel, M. Z., das für den aufmerksamen Beobachter lehrreicher und herzerhebender wäre, als der Anblick eines großen tugendhaften Mannes, unter einem lasterhaften Volke, und in einem verderbten Zeitalter. Die Geschichte aller Völker enthält traurige Zeitpuncte eines allgemeinen Verfalls, die dem Auge des Betrachtenden nichts weiter darstellen, als herrschende Laster; wo es überall auf empörende Beweise einer ausgearteten Religion, einer entweder schwachen und ohnmächtigen, oder grausamen und tyrannischen Regierung, und eines niederträchtigen, mit allen Ausschweifungen bedeckten Pöbels fällt; wo sich die menschliche Natur in einer Entstellung, in einer Versunkenheit zeigt, die nothwendig Unwillen und Abscheu erwecken muß. In einem solchen Zeitalter, mitten unter Elenden, die man ohne Verachtung unmöglich sehen kann, einen Weisen zu finden, der frei ist von dem allgemeinen Verderben, der, umgeben mit allen Arten der Verführung, der Tugend treu bleibt, der durch den Adel seiner Gesinnung, durch die Reinigkeit seiner Sitten, durch die Würde seines Verhaltens, und durch die Größe seiner Verdienste über alle seine Zeitgenossen hervorragt, und den milden Glanz eines höhern Wesens in menschlicher Gestalt um sich her verbreitet; einen solchen Heiligen mitten unter verworfenen Sündern anzutreffen: welch ein Anblick ist das? zu welcher Bewunderung wird der betrachtende Geist hingerissen, und mit welcher Rührung verweilt er bei dem Edlen, der das Laster so mächtig beschämt und be-

siegt, und die Ehre der menschlichen Natur so glücklich rettet!

Dieses große Schauspiel bietet uns der heutige Tag dar; denn er ist dem Andenken eines Mannes gewidmet, der in einem der verderbtesten Zeitalter, und unter einem der elendesten und versunkensten Völker das Beispiel einer Tugend aufstellte, welche der Gegenstand einer allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung ward. Wohlan, lasset uns den Gedächtnißtag des großen Mannes, der sich blos durch seine Tugend einen so ausgebreiteten Einfluß verschaffte, durch

Betrachtungen über die Kraft des guten Beispiels

heiligen. Lasset uns untersuchen, 1) worin diese Kraft besteht; wie es zugeht, daß ein gutes Beispiel so viel ausrichtet und wirkt. Hernach wollen wir 2) sehen, wozu uns diese Kraft verbindet, was uns obliegt, wenn ein gutes Beispiel so viel vermag.

## Bruchstück aus dem ersten Theile.

Die wahre Tugend, wiefern sie sich vor den Augen der Menschen durch pflichtmäßige Handlungen äußert, verdient allein die ehrenvolle Benennung des guten Beispiels. Wer nämlich in den Verhältnissen, in welchen er steht, das ist, was er seyn soll; wer nicht blos ausübt, was die Gesetze Gottes und der Vernunft ihm vorschreiben, sondern es auch mit der edlen Uneigennützigkeit, mit der reinen Achtung, und mit dem lebendigen Eifer thut, mit welchem Johannes handelte; der giebt ein gutes Beispiel, ein Beispiel, das auch bei der strengsten Prüfung die Probe hält. Von einem solchen Beispiele nun behaupte ich, es habe eine ganz eigene Kraft, es richte gemeiniglich weit mehr aus, als alle andere Mittel, womit man die Herzen der Menschen

zu lenken sucht; denn das gute Beispiel erweckt, belehrt, überzeugt, ermuntert und siegt.

Kraft hat das gute Beispiel schon darum, a) weil es erweckt, weil es die Aufmerksamkeit aller derer reizt, die es gewahr werden. Je besser es ist; je mehr es sich durch Reinheit, Genauigkeit und Standhaftigkeit auszeichnet; desto weiter entfernt es sich von dem herrschenden Eigennutze, von der allgemeinen Nachlässigkeit, von den lasterhaften Sitten, denen die große Menge der Menschen ergeben ist. Allein eben daher kann es auch nicht unbemerkt bleiben. Der gleichgültige, seinen Lüstendienende Haufe erwacht, und fühlt sich gestört in seiner Trägheit, sobald jemand da ist, der durch Selbstbeherrschung, Fleiß und pflichtmäßiges Betragen sich über ihn erhebt; auch der verdorbenste Mensch kann sich nicht enthalten, wenigstens ein aufmerksamer Zuschauer zu seyn, wenn von Andern etwas Gutes und Großes geschieht. Zu selten ist dieses Schauspiel, es hat zu viel Anziehendes, es regt das sittliche Gefühl, welches in jeder Brust verschlossen liegt, zu gewaltig an, als daß man nicht begierig werden sollte, wenigstens Erkundigung einzuziehen. Was bloßer Unterricht, was Worte nicht vermögen; das vermag das gute Beispiel. Das gute Beispiel erweckt. b) Und dabei belehrt es auch. Was unsern Pflichten gemäß ist, was allen überhaupt, und jedem insbesondere obliegt, läßt sich freilich durch Worte ausdrücken; man kann sich deutlich, ausführlich und bestimmt über Rechtschaffenheit und Tugend erklären, und Andere genau davon unterrichten. Aber ist dieser ganzer Unterricht nicht ein todter Buchstabe ohne Kraft und Leben, wenn er nicht durch Beispiele beseelt und bis zu anschaulicher Klarheit gebracht wird? O es ist im strengsten Sinne wahr, daß der Weg, durch Worte zu belehren, mühsam und lang, der durch Beispiele hin-

gegen kurz und leicht ist. Ist nicht manches, was zur Ausübung einer wahren Tugend gehört, so beschaffen, daß kein Ausdruck es ganz erreicht, daß man es schlechterdings selbst erfahren, oder doch an Andern sehen muß, wenn man es gehörig fassen will? War es endlich nicht eine Hauptabsicht, warum der Sohn Gottes vom Himmel kam, ein fehlerfreies vollendetes Bild sittlicher Vollkommenheit aufzustellen, und an einem zuverlässigen Muster zu zeigen, was die durchaus veredelte menschliche Natur seyn, und wie sie handeln soll? — Doch das gute Beispiel belehrt nicht blos, c) es überzeugt auch. Können wir uns wohl darauf berufen, daß man beim Gehorsame gegen seine Pflicht seinen wahren Vortheil verliere, wenn wir an unläugbaren Beispielen sehen, welche Ruhe der Seele, welche Achtung, welches Ansehn, welcher Genuß die treue Ausübung des Guten begleitet? Können wir uns weiter mit unsrer Schwachheit entschuldigen, und unser Unvermögen vorwenden, um die Beobachtung unangenehmer Pflichten von uns abzuwälzen, wenn Andre mit der That beweisen, daß sich die damit verbundenen Schwierigkeiten gar wohl besiegen lassen? Dürfen wir es weiter wagen, an der Möglichkeit einer wahren Tugend zu zweifeln, wenn wir uns mit Beispielen derselben umgeben sehen, gegen deren Echtheit sich nichts einwenden läßt? — Es gehört aber auch zur Kraft des guten Beispiels, d) daß es ermuntert. Ihr, die ihr euch das Zeugniß geben könnet, daß ihr das Gute liebet; woher habt ihr diese Liebe; was hat sie in euch erweckt und genährt? Was hat euch am meisten zu dem Eifer entflammt, jede pflichtwidrige Neigung in euch zu bekämpfen; was hat euch in diesem Kampfe gestärkt, und beim Gefühle unzähliger Schwierigkeiten immer wieder Muth eingeflößt? Kehret zurück mit euern Gedanken in euer verflossenes

Leben; die ehrwürdigen Bilder tugendhafter Aeltern, weiser Lehrer, edler Freunde, großer Männer, die Bilder guter Menschen aus allerlei Zeiten und Ländern, deren Beispiel euch bekannt ward, werden sie euch darstellen; ihr werdet eingestehen müssen, daß sie es waren, was euch belebte, stärkte und zur Nacheiferung entflammte. Nein, es ist nicht möglich, guten Beispielen nahe zu seyn, ohne ihren Einfluß zu fühlen, ohne gleichsam unwillkührlich durch sie angezogen, umgeändert und veredelt zu werden. — Die Kraft des guten Beispiels ist endlich auch so groß, e) daß es siegt, und zwar auf mehr als eine Art siegt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß der, welcher ein Beispiel ausgezeichneter Tugend aufstellt, den Neid, die Tadelsucht und die Verläumdung reizt, als daß man sich Mühe giebt, ihn verdächtig zu machen, und sein Ansehn zu vermindern; selbst der Sohn Gottes und sein Vorläufer Johannes haben diesen Widerspruch erfahren, selbst die sind gelästert worden. Aber die Kraft des guten Beispiels siegt; es kommt eine Zeit, wo die Nattern des Neides und der Bosheit sich wider die Elenden selber kehren, welche den Unschuldigen verletzen wollten; wo bald die Zeitgenossen, bald die Nachwelt dem verkannten Tugendhaften Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sein Bild in dem Tempel des Verdienstes und der Unsterblichkeit aufstellen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß dem, welcher durch seine Tugend wirken, bessern und Einfluß äußern will, von allen Seiten her widerstanden wird, als daß er bald in der Trägheit, bald in den Leidenschaften und Lastern der Menschen gewaltige Hindernisse findet. Aber die Kraft des guten Beispiels siegt. Es kommt eine Zeit, wo man es doch einsieht, der Tugendhafte habe recht; wo man gerührt von seiner Großmuth, beschämt durch sein Wohlwollen, überwunden von seiner Standhaftigkeit, nach-

giebt, und seinem Muster folgt. Nichts scheint offenbarer zu seyn, als daß die Wirksamkeit des Tugendhaften aufhört, wenn der Tod ihn den Augen der Menschen entrückt; es schien aus zu seyn mit dem Sohne Gottes und mit seinem Vorläufer, als dieser enthauptet und jener gekreuziget war. Aber die Kraft des guten Beispiels siegt; selbst die Macht der Zeit, selbst die Gewalt vieler Jahrhunderte, selbst der Zwischenraum ganzer Länder und Welttheile vermag nichts über sie. Erwärmen sich an dem Beispiele der großen Männer des Alterthums nicht noch die spätesten Nachkommen? Dient das herzerhebende Muster guter und edler Menschen, sie mögen gelebt haben, wann und wo sie wollen, nicht zur Ermunterung, so lange ihr Andenken übrig bleibt? Ist die Summe guter Beispiele, die jemals auf Erden gegeben worden sind, nicht ein gemeinschaftliches Gut, das ohne Rücksicht auf Volk und Land und Zeit und andere Zufälligkeiten von jederman benutzt wird? Wächst die Wirksamkeit des guten Beispiels nicht fast in eben dem Grade, in welchem es nach Zeit und Ort entfernt ist, in welchem allerlei kleine Umstände, die es in der Nähe verdunkeln konnten, nach und nach verschwunden sind, und seinem Glanze nicht mehr schaden? — Wunderbare Gewalt, hinreißender unwiderstehlicher Zauber, den Gott in gute Beispiele gelegt hat; wo ist das Herz, das dich nicht fühlen, wo ist der Elende, der dich nicht anerkennen sollte! Auf euch, ehrwürdige Muster dessen, was gut und groß ist, heftet sich unser Blick, so bald ihr irgendwo erscheinet; ihr gebt uns Licht und Ueberzeugung; ihr erfüllet uns mit Kraft und Muth; ihr sieget selbst über unsre Widersetzlichkeit; ganze Völker und Zeitalter begeistert euer Einfluß, und Jahrhunderten trotzt eure nie geschwächte Dauerhaftigkeit!

---

Und welch ein Gedanke, welch eine Aussicht ist es, eine heilsame Aufmerksamkeit um sich her zu erwecken, eine Menge guter Vorstellungen und edler Empfindungen bei Andern zu entwickeln, sie zu heilsamen Vorsätzen und Entschließungen zu beseelen, an ihrer Bildung und Wohlfahrt einen wirksamen Antheil zu haben, nicht blos seinen Zeitgenossen zu nützen, sondern auch der Nachwelt; den Umkreis seiner Wirksamkeit über die kommenden Geschlechter vielleicht durch ganze Jahrhunderte auszubreiten; den Funken edler Fähigkeiten und Gesinnungen in Menschen anzufachen, die noch nicht sind, und so ein dauerhafter unsterblicher Wohlthäter seines Geschlechts zu werden! Und diese frohe herzerhebende Hoffnung habt ihr alle, wenn ihr darauf bedacht seyd, in euern Verhältnissen ein gutes Beispiel aufzustellen. Mehr, mehr, als ihr für möglich haltet, wird Gott dann durch euch wirken; manches Auge, das ihr nicht kennet, und hier nie werdet kennen lernen, wird mit Bewunderung an euch hängen, und euch beobachten; ihr werdet eine heilsame Bewegung um euch her stiften, deren Folgen bis in die Ewigkeit hinüberreichen werden. Wohl dem Edlen, der so als Muster gelebt, der so gewirkt hat durch das Beispiel seines Glaubens und seiner Tugend. Wie wird er am Tage der Ernte erstaunen über die Frucht, die er geschaffen hat; mit welcher Wonne wird er sich einst umgeben sehen von dem dankbaren Kreise derer, die aus seinem Beispiele Kraft, Muth und Trost geschöpft haben; die es ihm, ihm zuschreiben, daß sie den Gefahren des irdischen Lebens glücklich entronnen sind. Reinste Wonne der künftigen Welt, höchste Seligkeit des Himmels, Menschen belehrt, Menschen gebessert, Menschen beglückt zu haben; o möchten wir dich einst alle mit dem theilen, der unser aller Mittler und Vorbild ist, der uns alle berufen hat, an seinem großen Werke Theil zu nehmen!

3) von Heinr. Phil. Konr. **Henke**, Abt und Prof. zu Helmstädt. († 1809)

Bruchstück aus einer Predigt über Matth. 5, 8 gehalten. (S. seine Predigten, Th. 1. Braunschw. 1801. 8. S. 241 ff.)

„Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen." Laßt uns über diesen schönen Denkspruch weiter nachdenken. Denen, die reines Herzens sind, verheißt Jesus, sie werden Gott schauen. Sehen wir erstlich auf das, was er fordert, und was er zur Bedingung macht: die reines Herzens sind; und zweitens auf das, was er diesen verheißt: sie werden Gott schauen.

1) Was bedeutet und umfaßt das: reines Herzens seyn? Zunächst leuchtet einem jeden ein, daß das reine Herz viel mehr erfordere, als ein unbescholtener Lebenswandel. Dieser, wie ehrenwerth er seyn mag, ist etwas, das in die Augen fällt, und von Menschen bemerkt, gerichtet, gelobt wird. Von wem wir nichts Böses wissen; der heißt und ist uns ein Unbescholtener. Damit verträgt sich nun wohl, daß er sehr gut sey, daß er sich selbst rein und schuldlos wisse. Aber nothwendig ist doch jene Unbescholtenheit nicht mit der Herzensreinigkeit also verbunden, daß, wo jene ist, man auch auf diese zurückschließen dürfe. Wir können noch weiter gehen. Das reine Herz ist auch viel mehr, als ein pflichtmäßiges Verhalten. Man kann sich pflichtmäßig aufführen, ohne es zu thun um der Pflicht willen, das ist aus innerer, herzlicher Hochachtung gegen das Gesetz Gottes, welches uns die Pflicht auferlegt. Das reine Herz aber ist es eben, worauf Jesus dringt; unbefleckte reine Sitten, rechtschaffene Handlungen, werden schon von selbst entstehen und er-

scheinen, wo jenes ist, wie klares und gesundes Wasser aus reiner Quelle, wie gute Frucht vom guten Baume. Und dies reine Herz ist vor allen Dingen ein solches, in welchem und über welches gar keine andere Neigung herrscht, als die, recht zu thun, Gottes Willen zu vollbringen, der Stimme des Gewissens zu folgen.

Ich sage, diese Neigung muß die herrschende seyn; das heißt nicht, es muß gar keine sonst vorhanden, jede andere erdrückt und getödtet seyn. Allerdings behält der Mensch, auch in dem höchsten Grade der Reinigkeit des Herzens, die natürliche Liebe zum Leben und zum frohen Lebensgenusse, den Trieb nach Freiheit, Ehre, Vergnügen, Abwechselung, Herrschaft, und alle übrige ihm von der Natur anerschaffene Neigungen. Aber sowohl, daß keine von ihnen über die andern alle herrsche, als auch, daß jede über sich eine Herrschaft und Leitung erkenne, ist dem Menschen die Vernunft und in ihr ein Gesetz gegeben, welches allein der Art ist, daß ihm allezeit sicher gefolgt werden kann, daß aller Menschen Urtheil ihm beipflichtet, daß es in allen Fällen entscheidet, was zu begehren und zu verabscheuen, was zu thun und zu lassen sey, und daß es als der Wille des Schöpfers angesehen und verehrt werden muß. — Wo dies Gesetz alle Wünsche, Begehrungen und Entschlüsse des Menschen ordnet und lenkt; da ist Reinigkeit des Herzens. Rein und frei ist da der Mensch von den blos auf sinnlichen und thierischen Genuß, auf zeitliches und äußerliches Wohlseyn gerichteten Trieben. Er schätzt sein Leben und sucht es zu erhalten; aber es ist ihm nicht mehr werth, als die Tugend, als die Ehre des Gewissens; er ist entschlossen, es zu wagen, und aufzuopfern, wo er nur die Wahl hat, entweder zu sterben, oder sein Gewissen zu tödten. Er suchet ein gemächliches, sorgen-

freies und vergnügtes Leben; aber er verabscheuet alle Wege und Mittel dazu, welche vor dem Richterstuhle seines Gewissens nicht die strengste Prüfung aushalten.

Diese Reinigkeit des Herzens verträgt sich aber auf keine Weise mit irgend einiger Verstellung und Falschheit. Das reine Herz ist zugleich das aufrichtige, gerade, in allen seinen Aeußerungen und Offenbahrungen gleichförmige. Aller bloße äußere Schein, alles Gleißen und Glänzen, wird von dem reinen Herzen verworfen. Aufrichtig ist der Mensch geschaffen, und nur das unreine und befleckte Herz ist zur Falschheit, Heimlichkeit und Heuchelei geschickt. — Das reine Herz ist zugleich das schuldlose Gewissen. In seinem Bestreben, sich nach Gottes Gesetz zu achten, und aufrichtig gesinnt zu seyn, erkennet es sich selbst einer höhern Achtung würdig, weiß es sich von beschämenden und beunruhigenden Vorwürfen frei, giebt sich das Zeugniß der Richtigkeit seines Denkens, Wollens und Thuns. Und entdeckte es in sich noch Mängel und Schwachheiten; müßte es sich manche Uebereilungen und Vergehungen vorhalten; so hat es eben schon in der demüthigen Erkenntniß derselben, in dem Bestreben, besser zu werden, einen tröstenden Anspruch auf Vergebung, und mit dieser Friede und Freudigkeit. — Auf solche Weise sind die, welche reines Herzens sind, auch die zufriedensten Menschen. Da fehlen alle die Unruhen, denen ein Gemüth ausgesetzt ist, das allezeit nur von außen, bald von einem Gewinne, bald von einer Ehre, bald von einer Gunst, bald von einer Ergötzung in Bewegung gesetzt und ergriffen wird. Da fehlen die Unruhen, die aus dem innern Streite der Begierden unter einander und aus den Anschlägen der Verstellung entstehen. Jene regelmäßige Gleichförmigkeit im Denken, jene Freiheit, mit welcher der Mensch sich selbst bestimmt, jene Un-

schuld des Gewissens bringt von selbst einen Frieden, einen Zustand des Wohlseyns, der Freudigkeit und der Hoffnung hervor, welcher auf einem andern Wege nicht ausgemittelt, und, wo er fehlt, durch nichts ersetzt werden kann.

2) Selig also, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen. Dieser Ausdruck bedeutet in der Bibelsprache im Allgemeinen einen hohen Vorzug, eine des Verlangens der Menschen vor allem würdige Ehre und Glückseligkeit; er wird aber unrichtig gefaßt, wenn man ihn blos von den Belohnungen und Freuden der Tugendhaften in einer künftigen Welt versteht. Sie werden Gott schauen. Das heißt erstlich, sie, die reines Herzens sind, und nur sie, werden Gott wahrhaftig erkennen, deutlich denken und würdig verehren. In dem unreinen Herzen kann keine wahre Erkenntniß Gottes statt finden; es wird, es muß ihn ausschließen den Gedanken an den Heiligsten, an den Gesetzgeber der Menschen, den untrüglichen Zeugen und Richter der Gesinnung, den Freund und Vergelter der Tugend. Nur dem reinen Herzen ist der Glaube an Gott ein Bedürfniß, und zugleich eine Freude. Er bringet Ordnung und Zusammenhang in alle seine Erkenntnisse von des Menschen Natur und Bestimmung; er giebt dem Gesetze seiner Vernunft und der Stimme seines Gewissens die höchste Ehrwürdigkeit; und er hebt seine Wünsche und Hoffnungen auf ein unsterbliches Leben zur Zuversicht.

Das Schauen Gottes umfasset zweitens alle die erfreulichen Empfindungen, welche das reine Herz von Gott, von seinem gnädigen Wohlgefallen, von den unzähligen Beweisungen seiner Liebe hegt. Es fühlt und erfährt dieselben in sich selbst; in dem Gelingen seines Bemühens, gut zu seyn und gut zu bleiben; in

dem Wachsthume an Weisheit und Gerechtigkeit; in den vielfachen Regungen und Freuden, welche schon hier durch die Anordnung Gottes mit dem Fleiße in der Tugend verbunden sind; in allem, was ihm Gutes zu Theil wird; in allen äußerlichen Begegnissen. Ueberall schauet es Gott gleichsam gegenwärtig, denkt ihn und betet ihn an als den Freund der Ordnung, als den Vater und Erzieher der Menschen, und als den zuverlässigsten Vergelter des Guten in Zeit und Ewigkeit.

Und hiermit ist endlich von selbst verbunden, das über alle Zeit hinausgehende Erwarten einer in alle Ewigkeit fortschreitenden hellern, anschaulichern und festern Erkenntniß Gottes, einer reinern Tugend und Seligkeit; ein Erwarten, das denen, die reines Herzens sind, sich als das vernunftmäßigste rechtfertigt, und das ihnen schon hier einen Genuß gewährt, mit welchem keine Ergötzungen der Erde zu vergleichen sind!

### 4) vom Generalsup. Demme zu Altenburg († 1822).

Bruchstück aus s. Antrittspredigt in Altenburg, am Feste der Himmelfahrt Christi 1801 über Marc. 16, 14—20 gehalten. (Man s. seine Predigten und Reden [herausgeg. nach des Vfs. Tode von Böhme] Neustadt, 1823. 8. S. 56.)

— Vollbracht war für diese Erde das große, segensvolle Werk, zu welchem der göttliche Lehrer und Erlöser der Menschen vom Himmel herabgesendet war, und siegreich sollte er nun aus dem Lande der Sterblichen zu den Wohnungen des Lichts und der Unsterblichkeit hinübergehen. Noch sorgte er scheidend von dieser Erde für die Erhaltung und fernere Ausbreitung der himmlischen Lehre, die er verkündigt hatte; noch weihte er seine

vertrauten Jünger und Freunde zu Lehrern seiner Religion ein, belebte für dieses große, schwere Geschäft ihren Muth, rüstete sie aus mit hoher Kraft, und kehrte dann zurück zu dem Vater, der ihn gesendet hatte, kehrte zurück, um auch uns die Stätte zu bereiten, wo wir, wenn wir hienieden treu erfunden werden, einst mit ihm leben und selig seyn sollen. Auch wir sind unsterblich! Dies ist der Zuruf, der an dem heutigen festlichen Tage unsere Herzen durchdringet, und uns mit der reinsten und edelsten Freude erfüllt. Wir sind unsterblich, so wahr uns Gott ein heißes Verlangen gab, von seinen Wundern mehr zu wissen, als uns die Erde mit allen Freuden des Frühlings gewähren kann! Wir sind unsterblich, so wahr wir ein heiliges Gesetz anerkennen, das nicht für vergängliche Bewohner des Staubes, das nur für Wesen gegeben seyn kann, die sich der lebendigsten Hoffnung einer grenzenlosen Fortdauer bewußt sind.

Damit aber diese Hoffnung und Freude nicht in blos dunkeln und leicht vorüberwallenden Gefühlen bestehe, wollen wir über die wohlthätigen Wirkungen des Glaubens an Unsterblichkeit der Seele weiter nachdenken; darüber nachdenken: wie dieser Glaube schon die Freuden des gegenwärtigen Lebens erhöhe und verschönere, im Leiden Trost, am Grabe Beruhigung, zum Guten Muth und Kraft gebe, und jede menschliche Verbindung zu gemeinnützigen guten Zwecken heilige und befestige. Erfreulich ist die Hoffnung der Unsterblichkeit, so daß selbst der Glückliche sie nicht entbehren kann, wenn er als vernünftiges Wesen die Güter der Erde genießen will. Er hat Sinn und Empfänglichkeit für die Freuden der Natur; des Himmels Bläue erheitert seinen Blick; die Erde im Frühlingsgewande spricht ihm ans Herz; aber

mitten in diesem Genusse erwacht der Gedanke: wird die morgende Sonne auch mir noch scheinen? oder ist vielleicht der heutige Sonnenuntergang der letzte, den mein Auge sieht? — Ohne Glauben an Unsterblichkeit gleicht der Glückliche einem Manne, dem ein Mächtiger der Erde die herrlichste Wohnung und schönste Flur zwar zum Eigenthume übergäbe, doch auf eine so ungewisse Zeit, daß der Besitzer mit jeder Stunde besorgen müsse, es werde ihm Alles wieder genommen werden, und also unter dieser traurigen Bedingung unmöglich seines Glückes recht froh werden könnte. Mit der Hoffnung eines bessern Lebens jenseits des Grabes werden aber dem Frommen schon die Freuden des gegenwärtigen Lebens erhöht und verschönert. Dankbar genießt er, was ihm der Geber alles Guten hienieden zu Theil werden läßt; und ruft ihn dieser von der Erde ab, so weiß er ja, daß in Gottes Hause viele Wohnungen sind, und daß er den Wechsel der Wohnung gewiß nicht werde zu bereuen haben.

Und wie trostvoll ist diese Hoffnung für den leidenden Frommen! Er weiß, daß er nicht zwecklos, weiß, daß er für eine bessere Welt leidet, und daß ein gütiger und weiser Vater der Menschen nicht blos Freude und Glück, sondern auch Schmerz und Unglück als Mittel anwendet, um uns desto vollkommener zu unserm eigenen Heile für jenes Leben vorzubilden. Erreicht man schon in diesem Leben nicht leicht etwas Wünschenswürdiges ohne Mühe; darf der, welcher in irgend einer Wissenschaft größere Fortschritte machen will, keine Arbeit, keine Anstrengung scheuen; wie sollte nicht den Frommen, der diese Welt als Bildungs- und Erziehungsanstalt für den Himmel betrachtet, wie sollte ihn nicht, wenn er vielleicht mehr als Andere leiden muß, die Vorstellung aufrichten, daß er unter der Regierung

seines Gottes zu einem größern Wirkungskreise in jenem Leben durch Leiden vorgebildet werde? —

Wirkung des Glaubens an Unsterblichkeit ist es, daß wir nun am Grabe unsrer Lieben nicht trostlos weinen, und auch unserm Tode nicht mit Angst entgegen leben dürfen. Zwar tadeln wir keinesweges die Thränen wahrer Empfindung, am Grabe derer geweint, die im Leben uns theuer waren. Auch das Herz hat seine Rechte, und seine geläuterten Gefühle haben den wohlthätigsten Einfluß auf unsre sittliche Veredlung. Aber der Mensch mit der zugesicherten Hoffnung, daß ihn jenseits des Grabes ein besseres Leben erwarte, und daß er von dem sterbenden Freunde aufs Wiedersehen in schönern Gefilden einer vollkommenern Welt scheide, weinet nicht trostlols; denn er denkt bei der Aussaat die Ernte. Den Tag, den wir auf Erden Todestag des Frommen nennen; den feiern dort Selige als seinen Geburtstag für den Himmel. Zu einem bessern Leben werden wir sterbend geboren; zu einem bessern Leben, wo wir das, was hienieden uns noch dunkel war, in hellerm Lichte erkennen, und unsern erhabenen Beruf, immer weiser, besser, edler zu werden, vollkommner als auf Erden erfüllen sollen.

Und für diesen heiligen Beruf, für das eifrigste Bestreben, immer williger und freudiger den Willen Gottes zu vollbringen; was könnte uns wohl dazu mehr ermuntern, was uns mehr stärken, als die Ueberzeugung: daß wir hier nur beginnen, was wir dort in einem grenzenlosen Daseyn fortsetzen sollen, daß wir hier zu dem großen Werke unsrer Heiligung nur den Grund legen, worauf wir dort in der Reihe vollendeter Geister fortbauen sollen! — Ach, ohne diese Ueberzeugung, woher sollten wir den Muth nehmen, im Erdenleben nach einem Ziele zu ringen, das sich, je

mehr wir uns ihm zu nähern suchen, desto weiter von uns zu entfernen scheint? woher den Muth, uns dem Kampfe, der Anstrengung, welche die Tugend fordert, zu unterziehen? Nur dann, wenn wir über das Grab hinaus, wenn wir in eine vollkommene Welt blicken; nur dann fühlen wir uns mit neuem Muthe beseelt, mit neuer Kraft gestärkt, standhaft auf dem Wege der Tugend fortzuwandeln, wenn er auch noch so steil und mühevoll wäre!

Mitunsterbliche, lasset uns Gutes thun und nicht müde werden! lasset uns vereinigt Gutes thun; denn dieser Vereinigung werden wir uns noch in den Wohnungen des Lichts und der Vollkommenheit freuen. Bande, durch welche Seelen unter dem heiligen Gesetze der sittlichen Freiheit sich vereinigen; solche Bande löset kein Tod! Menschen, die zum Guten sich verbinden, errichten einen Bund für den Himmel, einen Bund für die Ewigkeit! O wie wird mit dieser Ansicht der Mensch dem Menschen theuer, und wie werden dadurch unsre Verbindungen zu gemeinnützigen und edlen Zwecken geheiligt und befestigt! Sey es, daß der Eine früher, der Andre später hier von uns scheidet; bestreben wir uns nur, redlich unsre Pflichten zu erfüllen, so finden wir Alle, Alle uns wieder in dem gemeinschaftlichen Vaterlande.

Drum seyd mir gegrüßt und gesegnet, ihr Alle, mit welchen mich Gott in eine Verbindung setzte, die durch die Religion Jesu für ein geistiges und himmlisches Leben bestimmt und geheiligt ist. Unser Wandel — unser Bürgerrecht und Vaterland ist im Himmel, wohin Jesus uns vorangegangen ist und die Stätte uns bereitet hat.

Wir sind unsterblich! Mögen Sonnen erlöschen, mögen Erden zertrümmern; wir, mehr als sie, wir sind

unsterblich; und gelobt sey es vor Gott: wir wollen mit redlichem Herzen und ausdauerndem Eifer uns bemühen, unsrer erhabenen Bestimmung und seligen Hoffnung immer würdiger zu leben!

### 5) vom Oberhofpred. v. Ammon zu Dresden.

Bruchstück aus s. Predigt über Psalm 8, 5. 6. (in s. Religionsvorträgen im Geiste Jesu. Gött. 1804. 8. Th. 1. S. 3.)

Von der heilsamen Ehrfurcht, mit der uns der Gedanke an die Unendlichkeit erfüllt.

1) Wir werden zuerst von der Ehrfurcht überhaupt sprechen, die von dem Gedanken an die Unendlichkeit unzertrennlich ist; und dann

2) besonders das Heilsame dieser Betrachtung für Geist und Herz ins Licht zu setzen suchen.

1) Der Gedanke an die Unendlichkeit hat für jeden Menschen von Aufmerksamkeit und deutlichem Bewußtseyn seiner selbst etwas Großes und Ehrfurchterweckendes; denn a) schon der Gedanke an die Unendlichkeit des Raumes, der uns umgiebt, muß große und zur Ehrfurcht stimmende Betrachtungen in uns rege machen. Wir sehen nicht ohne Theilnahme die Größe eines Stromes, einer Flur, eines Gebirges; unser Herz erweitert sich, wenn wir von dem Gipfel eines Berges auf das offene, schöne Thal hinabsehen; ein Blick vom Gestade des Meeres in die weite, offene See, fordert uns zur lauten Bewunderung auf; ja, wir vermögen den Ausdruck unsers Staunens nicht mehr zurück zu halten, wenn wir mit unsern Augen bis zu der Höhe der Wolken und des Luftkreises, der unsre Erde um-

strömt, vorzudringen suchen. Aber was sind diese Puncte gegen die Entfernungen, die einen Planeten von dem andern trennen; was sind sie gegen die Weite, die eine Sonne von der andern scheidet; was sind sie gegen die Himmelsräume, die einen Stern, und eine Welt, und einen Kreis von Welten von dem andern absondern, und jedem seine Bahn öffnen, seinen Lauf bestimmen, und seine regelmäßige Bewegung sichern! Wo ist die Grenze des Raumes, in dem sich keine Welten drehen, und keine Stralen des Lichts auf längere oder kürzere Zeit Leben und Wohlseyn verbreiten; wo begönne das öde Reich der Leere, wo kein Geschöpf sich seines Daseyns freute! — Aber nicht allein die Unendlichkeit des Raumes, b) sondern auch die Zeit, in der wir leben, muß in uns ein Gefühl der Ehrfurcht wecken, dessen wir uns bei dem geschärftesten Nachdenken nicht entschlagen können. Was ist das, was wir Schöpfung und Umbildung unsrer Erde nennen, gegen den Ursprung des Ganzen, in dem sich unser Planet, wie ein Tropfen im Weltmeere, verliert; was sind die Jahrtausende der Vergangenheit, in die wir uns mit unsichern Vermuthungen versenken, und die Jahrtausende der Zukunft, in die wir mit den Augen des Glaubens und der Hoffnung hinaussehen, gegen die Ewigkeit dessen, dem tausend Jahre sind gleich einem Tage, gleich einem Morgentraume, der schnell vorübereilt? Himmel werden veralten; Sonnen verlöschen; die Urstoffe der Elemente sich auflösen; aber ewig ist das Daseyn dessen, der ganze Geschlechter hinsinken lässet in den Staub, und ruft: kehret wieder Menschenkinder! — c) Auch die unendliche Wahrheit, die wir suchen, ist ein unläugbarer Gegenstand unsrer Ehrfurcht. Zwar läßt es die gütige Vaterhand, die schon das Auge unsers Körpers durch das Licht der Sonne erhellt, auch

dem Auge unsers Geistes nicht an Aufklärung und an dem Besitze derjenigen Kenntnisse fehlen, die uns für dieses Leben wichtig und unentbehrlich sind. Aber was ist dieser dämmernde Stral der Einsicht gegen die Sonne der Wahrheit, zu der alle geschaffene Geister, als zu der Quelle ihrer Weisheit, emporschauen; was sind diese Bruchstücke unsrer Erkenntniß gegen die Vollkommenheit, die sich in allen Werken der Natur spiegelt? Seit Jahrtausenden streiten die Weisen dieser Erde über die Frage des Pilatus: was ist Wahrheit! Seit Jahrtausenden suchen sie die letzten Gründe derselben zu erforschen, und sie durch Unterricht und Schriften auf die Nachwelt fortzupflanzen; und doch kann der Same der Wahrheit nicht ausgestreut werden, ohne daß Wahn und Dünkel, und Leidenschaft und Irrthum neben ihm aufsproßte. Und wohin führen uns diese widersprechenden Erscheinungen? warum sind so viele nützliche Wahrheiten und Entdeckungen der Vorzeit für uns verloren? warum sehen wir ein Lehrgebäude menschlicher Meinungen nach dem andern in den Staub der Vergessenheit dahin sinken? warum hat jeder Mensch eine eigene Art zu empfinden und zu denken? Müssen uns alle diese Bemerkungen nicht zu der Ueberzeugung führen, daß wir bei der Schwäche unsers Verstandes nur ein gewisses Maas von Einsicht fassen können, und daß wir uns der Sonne der Wahrheit durch fortgesetztes Denken und Forschen zwar anzunähern, aber die volle, unendliche Kraft ihres Lichtes und ihrer Klarheit nie ganz zu erreichen vermögen? d) Die Ehrfurcht, die uns bei diesem Gedanken ergreift, wird noch durch die Bemerkung unterhalten, daß auch die Vollkommenheit, der wir entgegen eilen, unendlich ist. Denn daß unser gegenwärtiges Daseyn auf unsrer Erde nur ein Uebergang aus der Sinnlichkeit zur geistigen Vered-

lung in einem bessern Vaterlande sey; das sagt uns der tägliche Wechsel unsrer Empfindungen und unsrer Freuden. Und finden wir die Versicherung unsers Fortschreitens zu einem immer höhern und vollkommenern Daseyn nicht in dem Wesen der Vernunft, die mit der Unendlichkeit verwandt ist; finden wir sie nicht in der Sehnsucht unsers Herzens, das mit seinen edelsten Wünschen zur reinsten Vollendung emporstrebt; finden wir sie nicht in der Stimme der Offenbahrung, die uns zuruft, daß wir vollkommen und heilig wie Gott werden, daß wir den Herrn schauen, zu den Freuden seines Reiches eingehen, und von einer Herrlichkeit zur andern verklärt und erhoben werden sollen? — O sey mir gesegnet, himmlische Vollendung, die du mir, wie ein Licht aus den Wolken, aus einer höhern Welt entgegenstralest; du erhellest milde meinen Geist, und senkest die Ruhe der Seligen in mein Herz; zu deinen Höhen blicke ich aus den Tiefen meiner irdischen Laufbahn mit Bewunderung und Ehrfurcht empor; nach dir strecke ich voll Sehnsucht meine Hände aus, wenn mich Unvollkommenheit und Schwachheit von dir entfernen will; zu dir kehre ich voll Reue und Schaam zurück, wenn die Reize der Endlichkeit mich täuschen, und wenn ich nur in dir mein Heil, meine Ruhe und das Ziel meiner Wünsche finde.

2) In der That heilsam, unaussprechlich heilsam ist die Ehrfurcht, mit der uns der Gedanke an die Unendlichkeit erfüllt, zuerst a) schon deswegen, weil sie ein kräftiges Verwahrungsmittel gegen jede Niedrigkeit in Gesinnungen und Handlungen ist. Wir hängen oft furchtsam und ängstlich an herrschenden Vorurtheilen, Gebräuchen und Meinungen, ohne uns je zu dem höhern Gesichtspuncte der reinen Wahrheit zu erheben; aber würden wir uns diese Ein-

seitigkeit je erlauben, wenn die Vorstellung der Unendlichkeit unsern Geist lebhaft ergriffen hätte! Wir handeln von Eigenliebe verblendet, vom Stolze verführt, vom Eigennutze beherrscht, nach kleinlichen Rücksichten, Neigungen und Wünschen; aber würden wir nicht kühn aus dem Kreise dieser erniedrigenden Leidenschaften heraustreten, wenn uns der Gedanke an die Unendlichkeit die Augen über die wahre Würde des Menschen geöffnet, und unsern Willen zu höhern Zwecken unsers Daseyns erhoben hätte! Heilsam ist die Ehrfurcht, mit der uns der Gedanke an die Unendlichkeit erfüllt, schon wegen der unsichtbaren Gewalt, mit der er uns vor jeder Niedrigkeit in Gesinnungen und Handlungen bewahrt. — Aber auch deswegen, b) weil er eine Hauptquelle reiner und geläuterter Begriffe von Gott und seiner Verehrung ist. Der heilige Glaube an die Unendlichkeit verbindet sich mit unserm Glauben an Gott, und aller Tempeldienst verschwindet; die Götzendiener sinken nieder in den Staub; die Opfer weichen; der Buchstabe des Aberglaubens veraltet, und ein neuer gewisser Geist trägt die Herzen der Menschen im Fluge der Andacht zu dem Herrn der Majestät empor. Und diese herrlichen Früchte der Wahrheit, sind sie nicht Wirkungen der Religion, zu der wir uns bekennen; lehrt sie uns nicht, daß kein Bild menschlicher Kunst dem Ewigen ähnlich sey; sagt sie uns nicht, daß kein Sterblicher den Unendlichen gesehen hat, noch sehen kann; erinnert sie uns nicht, daß er durch seine Allmacht, welche die ganze Schöpfung umfaßt, nicht fern ist von einem jeden unter uns, und daß wir durch ihn leben, wirken und fortdauern! c) Verbindet damit die Bemerkung: wie heilsam der Gedanke an die Unendlichkeit als ein Beförderungsmittel edler Gesinnungen und Thaten ist.

Was hat die edlen Männer aller Zeiten zu großen Entschlüssen und Thaten ermuntert; was hat die Freunde des Rechts aufgefordert, die Tyrannei wilder Herrscher durch die Heiligkeit der Gesetze zu brechen; was hat die Herolde der Wahrheit, was hat den göttlichen Lehrer unsrer Religion bewogen, Irrthum und Aberglauben zu stürzen, und die Lehre der Weisheit und des Glaubens mit seinem Blute zu versiegeln? War es nicht die Unendlichkeit, für die sie dachten, handelten, und für die sie jeden sinnlichen Genuß, jedes Gut der Vergänglichkeit, ja selbst ihr Daseyn im Körper mit Freuden dahin gaben? O, m. Br., ihr müßtet euch nie selbst überwunden, ihr müßtet nie groß, uneigennützig und edel gehandelt haben, wenn ihr an dem heilsamen Einflusse zweifeln könntet, den die stille Ehrfurcht vor der Unendlichkeit auf unsre Tugend hat! Und so muß es jedem begreiflich werden, daß dieser Ehrfurcht erweckende Gedanke d) auch deswegen für uns ersprießlich bleibt, weil er die Quelle unsers Glaubens an ein unvergängliches, zur immer größern Vollendung reifendes, Daseyn ist. Wir sind von gestern, und wissen also nicht, was uns morgen begegnen wird; aber wie der morgende Tag in wenigen Stunden zur Wirklichkeit heranreift, so wird uns die Zeit auf immer neuen Bahnen, und in dem sich erweiternden Kreislaufe neuer Welten der Unendlichkeit entgegen führen. Berge werden weichen und Hügel hinfallen; wir aber werden fortdauern, uns von einer Kraft, von einer Wahrheit, von einer Freude und Seligkeit zur andern erheben, und dennoch die Ewigkeit in immer weiterer Entfernung vor unsern Blicken sehen. Das sagt uns der große Gedanke an die Vollendung, den wir als einen Bürgen der Unvergänglichkeit in uns selbst tragen; das sagt uns die Allmacht und Unermeßlichkeit des

Ewigen, aus dessen unaussprechlichem Daseyn Monate, Jahre und Zeiten in unabsehlicher Fülle hervorquellen; das verbürgt uns die ganze Natur unsers Wesens, das aus den Schranken, die ihm die Wirklichkeit anweiset, mit einem Drange ohne Grenzen, mit einer Thätigkeit ohne Ende zur höchsten Würde und Vollkommenheit emporstrebt. Eher müßten die Gesetze der Schöpfung aufgelöset, eher unser Bewußtseyn zerrüttet, eher das heilige Band zerrissen werden, das unsern Willen an die Vernunft, unser Herz an die ewige Natur unsers Geistes knüpft, ehe wir aufhören könnten, Freunde der Wahrheit ohne Schranken, Verehrer einer Tugend ohne Grenzen, Kinder eines ewigen Vaters, und Söhne der Unendlichkeit zu seyn! So heilsam ist die Ehrfurcht, die uns bei dem Gedanken an die Unendlichkeit ergreift; heilsam für unsern Verstand, für unsern Glauben, für unsre Tugend, und für unsre Hoffnungen der Zukunft!"

6) vom Consistorialrathe und Prof. Dinter in Königsberg.

Bruchstück aus s. Predigt über Ps. 119, 9. „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten!" (in s. Predigten zum Vorlesen in Landkirchen Th. 1. S. 80. Neustadt, 1809. 8.)

Wie wohlthätig das Christenthum für den Jüngling ist. Es giebt

1) seinem Sinne für Freude die schönste Befriedigung;

2) seiner Kraft die erhabenste Richtung;

3) seiner Unerfahrenheit väterlichen Rath;

4) seiner Heftigkeit weise Mäßigung.

1) Das Herz des Jünglings sehnt sich nach Freude, und ist ihrer jetzt mehr, als in irgend einem andern

Theile des Lebens empfänglich. So soll es seyn. Die Fülle der Gesundheit, die Freiheit vom Drucke der Lebenssorgen, dieses Gefühl der Kraft, diese Lebhaftigkeit der Sinne, alles ladet ihn zum Freudengenusse ein. Aber er wandelt dabei nur zu oft seinen Weg nicht unsträflich. Er geht hin zum Taumel berauschender Lust, und vergiftet seine Gegenwart und seine Zukunft. Nur der Jüngling, der sich hält nach Gottes Wort, der die Stimme des Christenthums hört und achtet, wandelt seinen Weg durch die Blumenauen der Freude unsträflich; denn das Christenthum giebt seinem Sinne für Freude die schönste Befriedigung. Jüngling, du bist nicht blos Blume des Feldes, die am Sonnenstrale sich färbt, und blüht, um zu welken. Du bist Geist, von Gott mit hohen Kräften gesegnet. Es giebt höhere Freuden, als die Freuden der Sinne. Hier ist die Natur. Die Vögel unter dem Himmel, und die Blumen des Feldes; sie können dich lehren. Jesus Christus verweilte so gern bei solchen Dingen. Die Weisheit, die Ordnung, die schöne untadelhafte Einrichtung des Einzelnen und des Ganzen; sollte es dich nicht freuen, sie zu bemerken? Nach Freuden dürstest du? Komm her, und nimm ihren vollen Kelch aus der Hand der Religion Jesu. Sie reicht dir die Freuden der Reinheit und Tugend! Selig sind die reines Herzens sind! Sieg über dich selbst gewährt dir mehr Freude, als Gehorsam gegen die Stimme der Lust. Der unchristliche Jüngling giebt sich Preis den Lockungen der Sünde, und verliert die Freuden der Freiheit! Er wird ein elender Sklav seiner Neigungen und seiner Verführer. Der christliche Jüngling, — die Wahrheit hat ihn frei gemacht; er geht froh der Tugend hohe Bahn. Er freut sich zu seyn, was er seyn soll, oder es doch immer mehr zu werden.

2) Das Christenthum giebt aber auch seiner Kraft die erhabenste Richtung. Im Jünglinge ist Fülle der Kraft, der körperlichen und der geistigen Kraft, und ein schwacher Jüngling ist gegen die Ordnung der Natur. Aber was nimmt diese Kraft oft für eine Richtung? Eine Richtung, deren die Menschheit sich schämt, und der das Elend auf dem Fuße nachfolgt. Der christliche Jüngling betrachtet seine Kräfte, so wie Jesus die seinigen, als Geschenke seines Vaters im Himmel. Zu deinem Preise, mein Vater, in deinem Dienste, zu Beförderung deiner Absichten soll, will ich alle meine Kräfte verwenden. Von dir bin ich ausgegangen. Du gossest dieses Licht in meinen Geist, mit dem ich mich über die Thorheiten der kindischen Jahre erhebe; du verliehst mir diese Kraft zu wirken unter den Menschen. Am Altare der Gottheit habe ich beim Eintritte in die Jugendjahre weise Verwendung meiner Kraft geschworen. Am Altare der Gottheit will ich sie opfern, die er mir gab, und am Altare der Menschheit, für die er mir sie gab.

3) Aber was ist Kraft ohne Erfahrung? Sie zerstört, anstatt zu bauen; sie schadet, anstatt zu nützen. Unerfahrenheit ist das Loos des Jünglings; nur die Religion Jesu giebt seiner Unerfahrenheit väterlichen Rath. Halte dich an diese himmlische Freundin, du, der du, ein Neuling in der Welt, die Gefahren der Sünde nicht kennst, und deines Herzens Trug, und der Verführung List. Freuden scheint dir die Trägheit darzubieten, und der Müßiggang, der blos das Vergnügen liebt. Hörst du die Stimme der warnenden Freundin? Müßiggang lehrt viel Böses. Das ist wahre Freude, wenn du den Willen dessen thust, der dich für die Welt mit Kräften ausgerüstet hat. Dir lächelt die Wollust. Jüngling, hörst du die Stimme der

warnenden Freundin? Unter den Blumen liegt die vergiftende Schlange. Der Unreine kann nicht Theil haben am Reiche Christi und Gottes, nicht Theil haben an seinen höhern Freuden. Wer die Welt zu sehr lieb hat; der verliert den Sinn für die Liebe des Vaters. Vertilge auch den bösen Gedanken. Wisse, zuerst erwacht die Lust. Wird sie geduldet; so gebiert sie die Sünde, und der Sünde folgt Tod und Verderben auf dem Fuße nach. Andenken an Gott, Arbeiten an dir selbst, Aufmerken auf die Schicksale der Verführten und der Verführer; das Alles kann dich bewahren, daß du nicht sinkest, wie tausend Jünglinge vor dir sanken, und tausende nach dir sinken werden, weil sie sich nicht halten an Gottes Wort. Gelobet sey Jesus Christus, der mit dem väterlichen Rathe seiner Religion die Unerfahrenheit des Jünglings leitet.

4) Und eben dadurch seine Heftigkeit mäßigt. Denn im Busen des Jünglings stürmt es nur allzuoft. Alle seine Neigungen äußern sich mit Kraft; alle seine Begierden erwachen mit Heftigkeit, und dürsten nach Befriedigung. Zorn, Haß, Feindschaft, Liebe, Freude, Schmerz, Hoffnung, Furcht; alles ergreift ihn gewaltig. Ach dieses lebendige Drängen und Treiben, das die Natur im Busen des Jünglings weckt, es hat sein Gutes! Allein die Religion Jesu muß die Heftigkeit der Jugend weislich mäßigen. Sie thut es durch die Achtung gegen das Gesetz der Pflicht. Der christliche Jüngling hat ein helles Auge, das die Begierde nicht blenden kann. Er hat sich gewöhnt zu fragen, ehe er handelt, ob er das auch soll oder dürfe? Diese Untersuchung tritt ein, ehe die Begierde zu heftig wird, und läßt sie daher nicht überhand nehmen. Nur das Thier folget blindem Triebe; der Mensch dem Lichte der Vernunft, der Christ ihm und dem Beispiele Jesu Christi.

Das Christenthum mäßigt aber auch die Heftigkeit des Jünglings, indem es den Gedanken an Gott in sein ganzes Thun und Lassen verwebt. Der fromme Jüngling freut sich seiner Jugend; aber er vergißt nie, daß ihn sein Gott um Alles, was er thut, vor Gericht führen wird. Und dieser Gedanke mäßigt seine Heftigkeit. Das Christenthum mäßigt sie durch das Gefühl der Würde, zu der es ihn erhebt. Zum Bilde Gottes bist du erschaffen, edler Jüngling. Zum Bilde Gottes sollst du dich verklären, am allermeisten verklären in diesen Jahren deiner vollen Kraft. —

Selig, siebenmal selig ist der Jüngling, dem das Christenthum durch den schönsten, ach auch den gefährlichsten Theil der Lebensbahn leitet, den es mit seinen hohen Freuden tränkt, zu menschenfreundlichen Thaten stärkt, durch seinen Rath bewahrt, dem es Gottes hohen Frieden früh in die entzückte Seele senkt. Geh hin, Jüngling, von diesem göttlichen Feuer erleuchtet und erwärmt; geh hin und reife zum Manne. Durch dich wird des Guten viel geschehen in deines Gottes Welt. Und stirbst du, eh es geschieht: gehe hin! In deiner frommen Seele war der Himmel, ehe um dich her der Himmel war!

## 35.

## Fortsetzung.

### Beispiele aus dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts.

1) vom Consist. Rathe und Sup. D. **Marezoll** in Jena.

Bruchstück aus seiner Predigt am **Reformationsfeste** 1819 über 1 Kor. 13, 9 u. 10 gehalten. (Man s. s. **Predigten zur Erinnerung an**

die fortdauernde Wichtigkeit der Reformation ꝛc. Jena, 1822. 8. S. 121 ff.)

Das Werk der Reformation als ein immer-fortschreitendes Werk.

Wir wollen die vorzüglichsten Gründe erwägen, welche für diese Ansicht sprechen.

1) Daß das Werk der Reformation immer fortschreiten darf; dies folgt aus den Grundsätzen, auf welchen es beruht. Denn die Gültigkeit dieser Grundsätze kann Niemand läugnen, ohne aufzuhören, Protestant zu seyn. Daß die christliche Freiheit, welche Jesus seinen Bekennern erkauft und zugesichert hat, nicht willkührlich beschränkt werden darf; daß Vernunft und Schrift die einzigen lautern Quellen sind und bleiben, woraus wir unsre religiösen Kenntnisse und Ueberzeugungen schöpfen müssen; daß aller Glaubens- und Gewissenszwang, werde er durch künstliche Mittel oder durch offenbare Gewalt erzeugt, grausame Tyrannei oder strafbare Versündigung ist; daß kein Mensch und keine Gesellschaft von Menschen das unnatürliche Recht hat, zu bestimmen und vorzuschreiben, was nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch die spätesten Nachkommen in der heiligsten Angelegenheit des Lebens annehmen oder verwerfen sollen; daß über solche Gegenstände, welche die Bibel unentschieden läßt, jeder Nachdenkende seine eigene Meinung haben kann, ohne verbunden zu seyn, gewissen Wortführern sklavisch zu folgen; daß der Eifer für die Reinigkeit der Lehre nicht in Unduldsamkeit ausarten und das vornehmste Gebot im Gesetze, das Gebot der Liebe nicht verletzen muß; daß die Einigkeit im Geiste, welche uns Christen zur Pflicht gemacht wird, nicht Einigkeit in allen Meinungen und Vorstellungsarten, nicht durchgängige Uebereinstimmung im Bekennt-

nisse des Glaubens, sondern Eintracht in der Gesinnung, Eintracht der Herzen ist: diese Grundsätze sind es, worauf das Werk der Reformation als auf seinen sichersten Stützen ruht. Ohne die Anerkennung dieser Grundsätze hätten Luther und seine Mitarbeiter die Kirchenverbesserung nicht beginnen können, und ohne die Anerkennung dieser Grundsätze müßten wir unsre evangelische Kirche beschämt auflösen, und in diejenige zurückkehren, von welcher wir uns getrennt haben. — Aber galten denn diese Grundsätze blos damals? Gelten sie nicht für immer und auf ewige Zeiten? Und wir sollten nicht verpflichtet seyn, davon Gebrauch zu machen? Wir sollten undankbar gegen die Stifter unsrer Kirche erscheinen, wenn wir in ihre Fußstapfen treten? Wir sollten ihnen abtrünnig werden, wenn wir in ihrem Geiste und Sinne handeln, und zu verbessern suchen, was der Verbesserung bedarf?

2) Und daß das Werk der Kirchenverbesserung auch immer fortschreiten kann; das folgt aus der Natur der Sache; denn wie viel gab es nicht zur Zeit der Reformation zu verbessern! Welche weit verbreitete Herrschaft hatte nicht die Macht des Aberglaubens; welche schädliche Gewalt über die Gemüther hatten nicht Priester und Mönche erlangt! Wie sollten es da die Reformatoren anfangen, um alles zu verbessern? Wie konnte Ein Menschenleben dazu hinreichen? Wie konnten einige wenige Männer eine so gänzliche Verderbniß völlig überschauen, oder ihr auf einmal abhelfen? Und der Gang, welchen die damaligen Streitigkeiten zufällig genommen hatten, entschied darüber, welche Irrthümer zunächst berichtigt, welche Mißbräuche zunächst ausgerottet werden sollten; und die Helden der Reformation waren zu beschäftigt, sie sahen sich von allen Seiten zu sehr gedrängt und bestürmt, als daß es ihnen möglich

gewesen wäre, das begonnene Werk ruhig zu vollenden. Wie vieles ward noch von ihnen gebilligt, oder wenigstens mit großer Schonung behandelt, was wir gegenwärtig nicht mehr zu billigen vermögen! So hochgelehrt sie für ihr Zeitalter waren; so war doch dieses Zeitalter nicht das unsrige. Ihm standen die Hülfsmittel nicht zu Gebote, welche nun wir haben. Die alten Sprachen waren erst kurz vorher wieder vom Tode erweckt; in vielen Fächern des menschlichen Wissens war noch zu wenig vorgearbeitet; der Umfang nützlicher Kenntnisse, die doch so oder anders der Religion zu statten kommen, war bei weitem geringer, als in unsern Tagen. So thöricht es daher seyn würde, die Reformatoren darüber zu tadeln, daß sie keinen Gebrauch von Schätzen gemacht haben, die für sie noch nicht vorhanden waren; so thöricht würde es auch seyn, die ausnehmenden Vortheile zu verkennen, welche uns die jetzigen Zeiten gewähren. Und welche Forderung, daß wir uns dieser Vortheile nicht bedienen, daß wir Mängel und Gebrechen, welche stark genug in die Augen fallen, nicht bemerken, daß wir nicht fortfahren sollen, in kirchlicher und religiöser Angelegenheit das Nöthige zu verbessern!

3) Daß aber auch das Werk der Reformation noch immer fortschreiten muß, folgt aus der Natur des menschlichen Geistes. Ist er erst aus seinem Schlummer geweckt; sind seine Kräfte durch irgend ein merkwürdiges Ereigniß aufgeregt und in Thätigkeit gesetzt; sind ihm die Fesseln abgenommen, die ihn gefangen hielten: so wirkt er nun im frohen Gefühle seiner Freiheit desto kräftiger, und eilt raschen Schritts dem neuen bessern Zustande entgegen. Und das ist unstreitig bei der Reformation geschehen. Die Vernunft der Völker erwachte da aus ihrem langen und tiefen Schlafe.

Und wer wagt es, ihrer Thätigkeit willkührliche Grenzen zu setzen? Wo ist der Sterbliche, der dem menschlichen Geiste vorschreiben darf, wie weit er gehen soll? Und wir wollten es der durch die Kirchenverbesserung geweckten, der in unsern Tagen durch lange Uebung mehr gestärkten Vernunft zum Verbrechen machen, wenn sie sieht, was die Reformatoren noch nicht sahen, und Mängel rügt, welche diese aus leicht begreiflichen Ursachen unangetastet ließen? Wir wollten es ihr zum Verbrechen machen, wenn sie den ewigen Gesetzen der Natur folgt, die keinen Stillstand kennt? — Denn Stillstand ist Rückgang; und wer da wünschen kann, daß Luthers Werk nicht weiter gefördert werde, daß wir vielmehr auf jedes seiner Worte schwören und jede seiner Erklärungen beibehalten, daß wir die Schranken, welche ihm von den Umständen gesetzt waren, durchaus nicht überschreiten; der muthet uns zu, aus vernünftigen Verehrern Luthers dessen blinde und gedankenlose Anhänger zu werden; der verlangt der Sache nach nichts anders, als daß wir dem Protestantismus entsagen, als daß wir die Grundsätze der evangelischen Kirche untergraben, als daß wir rückwärts gehen und es gleichgültig darauf ankommen lassen, wohin und wie weit uns das führen wird. Denn Rückgang ist allerdings möglich. Die Köpfe können wieder verfinstert, die Herzen können wieder bethört, die Gemüther können wieder unterjocht, die Vorzüge, deren wir bisher genossen, können uns durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände wieder entrissen werden, wenn es anders die weise und gütige Vorsehung gestattet. Aber thöricht und vergeblich ist jeder Versuch, welcher darauf abzweckt, unsre Zeitgenossen und Nachkommen zu einem beharrlichen Stillstande zu zwingen. Den ordnungsmäßigen Lauf der Dinge ändert keine irdische Macht, keine noch so fein rechnende Klug-

heit; und so lange die jetzt entfesselte Vernunft nicht wieder unter das ehemalige knechtische Joch gebeugt wird; so lange steht die große Wahrheit fest, daß das Werk der Reformation, der Natur des menschlichen Geistes gemäß, immer fortschreiten muß.

4) Und daß es bisher auch wirklich immer fortgeschritten ist; dies folgt aus dem Zeugnisse der Geschichte. Die evangelische Kirche war seit ihrem Ursprunge in jedem Jahrhunderte anders gestaltet, und der Geist, welcher sie gegenwärtig beseelt, ist zuverlässig von dem, in welchem sie Anfangs handelte, sehr verschieden. Sie ist nicht nur duldsamer und verträglicher, sie ist auch nach und nach reifer und mündiger geworden, und dadurch dem ihr vorgesteckten Ziele näher gekommen. Sie hat ihre Glaubenssätze, wie ihre Sittenlehre sorgfältiger auf deutliche Aussprüche der Bibel zurückgeführt, und dadurch beide von schädlichen Auswüchsen gereinigt. Sie hat immer weniger das Licht gescheut, und den bedeutenden Vortheil dadurch errungen, daß sie immer erleuchteter ward. Selbst die erklärtesten Gegner aller Neuerungen haben doch zugestehen müssen, daß wir andrer Gesänge und Gebetsformeln bedurften, als diejenigen waren, woran sich unsre Vorfahren erbauten. Ueberhaupt liegt es im eigenthümlichen Wesen der evangelischen Kirche, daß sie die Geistesbildung befördert, daß sie die ernsten Wissenschaften begünstigt, daß sie der Glaubens- und Gewissensfreiheit das Wort redet, daß sie jede glückliche Entdeckung im Reiche der Gelehrsamkeit zu ihrem Vortheile benutzt. Wie hätte sie also in Hinsicht der Religion allein zurückbleiben, wie hätte sie drei Jahrhunderte verleben können, ohne bedeutende Fortschritte zu machen? Und dieser Früchte wollen wir uns erfreuen, anstatt sie zu verlästern. Wir wollen das Werk der Reformation nicht als ein todtes und abge-

schlossenes, sondern als ein lebendiges und neues Leben stets erregendes Werk betrachten. Trage nur jeder, der es vermag, zu weitern Fortschritten das Seinige redlich bei; lerne nur jeder einsehen, daß wir nicht das zunehmende Licht, wohl aber die rückkehrende Finsterniß zu fürchten haben, und die Kirchenverbesserung wird je länger je völliger ihren Namen verdienen, und immerwährend bessere Einsichten, bessere Gesinnungen, bessere Christen erzeugen!

## 2) vom Prof. Schleiermacher in Berlin.

Bruchstück s. Predigt, über 1 Kor. 14, 33. „Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens." (S. s. Predigten, 2te Samml. 2te Aufl. Berl. 1820. 8. S. 80 ff.)

Der Apostel führt in den Worten des Textes seine Leser vom Besondern zum Allgemeinen zurück; er begründet seinen Tadel und seine Vorschriften dadurch, daß wie in der Gemeine überall ein göttlicher Sinn herrschen, und sie im Kleinen dem großen Reiche Gottes ähnlich seyn solle, so auch nothwendig in ihr Ordnung und Friede durchaus herrschen müsse. Wir sehen daraus, daß er Ordnung und Frieden als eine von jenen allgemeinen Offenbahrungen des göttlichen Wesens angesehn habe, welche überall müßten zu finden seyn, wenn wir sie nur aufzusuchen verstehen. Mögen wir also versuchen, wie weit wir schon das Göttliche zu finden verstehen, indem wir die Wahrheit beherzigen:

daß überall, wo Gott waltet, Friede seyn muß.

Wir wollen sie ansehen als die Regel, die uns leiten muß, sowohl bei unsrer Betrachtung der Welt, als bei der Anordnung unsers Lebens. ...

1) Betrachten wir a) zuerst die **Natur**, welche uns umgiebt, und die Art, wie der Mensch zur Kenntniß derselben gelangt ist; so können wir nicht läugnen, daß der Anblick der Ordnung und des Friedens, welche in der steten Bewegung der Weltkörper, in den verschiedenen Erscheinungen des Himmels, und in den großen, damit zusammenhängenden Veränderungen auf der Erde herrschen, dem innern Verlangen der Menschen zuerst die Befriedigung gegeben, daß sie die Welt als eine Offenbahrung Gottes ansehen konnten, wohl wissend, im Leben und in der Ordnung vorzüglich müsse sich das höchste Wesen den Menschen zu erkennen geben. Dann haben auch immer die verschiedenen wunderbaren für sich bestehenden Gestaltungen des Lebens in der thierischen Welt sowohl, als in der der Pflanzen, den Geist stiller Forscher angezogen wegen des bewundernswürdigen Vereins, in welchem dort das Entgegengesetzte mit einander zu Einem zusammenstimmt. Ja auch dahin, wo am wenigsten Ordnung und Friede zu bemerken ist, auf das, was in den obern Regionen der Erde vorgeht und den niedern des Himmels, auf den den Einflüssen der Gestirne zugeschriebenen Wechsel der Witterung, wo offenbar Kräfte mit einander streiten, und in anscheinend unregelmäßigen Erscheinungen ihren Streit verkündigen; auch dahin hat sich zeitig die Forschbegierde des Menschen gelenkt; auch hier Gesetzmäßigkeit voraussehend. So ist der Mensch offenbar nur durch den Glauben, daß überall in den Geschöpfen und den Veranstaltungen Gottes Friede müsse zu finden seyn, allmählig mit der Natur befreundet worden.

Betrachten wir b) auf der andern Seite die **Geschichte**, das Leben der Menschen unter einander; so mögen bei dieser Betrachtung die Meisten wohl erschrecken vor dem Gedanken, daß das Göttliche nur da sey,

wo Ordnung und Frieden ist. Denn sind nicht die verschiedenen Völker der Erde uneinig über ihre Grenzen, eifersüchtig über ihre Macht und ihre Reichthümer, ja oft nur abgestoßen durch die so natürlichen und nothwendigen Verschiedenheiten ihrer Sitten und ihrer Denkungsart, in ewigen Krieg begriffen, so daß der Friede nur als eine Ausnahme anzusehen ist? Sehen wir ferner auf das Gebiet der Wissenschaften; ist es nicht ebenfalls fast immer ein Schauplatz des Streites, und ist nicht so manches von dem Vortrefflichsten, was die Menschen auf diesem Gebiete hervorgebracht haben, nur ein Erzeugniß des Streites gewesen? Ja endlich auch diejenige Veranstaltung, welche eine Vereinigung seyn soll für alle auch sonst noch so verschiedene nur Fromme und an Christum Gläubige; ist nicht auch sie von jeher den gewaltsamsten Zerrüttungen und Streitigkeiten von innen und außen preisgegeben gewesen? Sagt nicht schon Christus selbst, er sey nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert? Wie nun, sollen wir sagen, daß alles ungöttlich sey, worin noch Streit ist und Unfrieden? Wollten wir es loben, wenn ein Volk seine Selbstständigkeit gegen verwegene Angriffe nicht vertheidigen wollte, nur um Frieden zu erhalten? Können wir läugnen, daß die Wahrheit immer herrlicher hervorgegangen ist aus jedem Streite, sowohl im Gebiete der Wissenschaften, als in dem der Religion? Gewiß umsonst würden wir läugnen wollen, daß auch in diesem Unfrieden sich göttliche Kräfte offenbaren.

Nur Eine Gegend des menschlichen Lebens scheint es zu geben, wo nothwendig immer und in jeder Beziehung Friede seyn muß und Ordnung, wenn nicht ungöttliches Wesen darin herrschen soll; ich meine das stille Heiligthum der Familie. Rein durch Liebe entstanden, wie sie seyn soll, bleibt auch alles in ihr in Liebe ver-

bunden. Wie wir es nun hier im Kleinen, in dem uns am meisten Bekannten und Verständlichen sehen, daß, wo göttliches Wesen ist, da kein Streit innerlich seyn darf; so ist es auch überall. Was schon wirklich ist und Bestand hat in dem Reiche Gottes; darin ist auch Ordnung und Friede; und Streit giebt es nur insofern, als etwas erst wird und sich bildet. Ueberall ist der Streit nur mit den Aeußerungen der schaffenden, der bildenden Kraft Gottes in menschlichen Dingen verbunden, wenn ihr die Trägheit des Herzens widerstrebt, oder wenn die Stumpfheit des Verstandes sie verkennt. Wo also nur gegen diesen Widerstand gestritten wird; da ist nichts Ungöttliches, wenn nur innerlich Friede ist. Wo nur gestritten wird nach außen hin gegen Irrthum, Anmaßung, Verderben aller Art; wo sich in diesem Streite, von welcher Art er auch sey, und mit was für Waffen er geführt werde, wahrer Heldensinn bewährt, innere Ordnung beim äußern Getümmel, unverändert gleiche Haltung unter allen Umständen, Ruhe und Besonnenheit neben der Kühnheit und dem Muthe; da ist gewiß göttliches Wesen; da ist auch das Gefühl des gerechten gottgefälligen, und schon deshalb immer siegreichen Streites, der keinen andern Zweck hat, als das Göttliche zu erhalten und ihm alles ähnlich zu machen.

2) Der Gedanke, daß Gott der Gott der Ordnung und des Friedens ist, diene uns zur Richtschnur bei der Anordnung unsers Lebens. Keiner von uns kann Rechnung darauf machen, auch nur einen bedeutenden Theil seines Lebens ohne Aufforderung zum Streite hinzubringen, entstehe sie nun schon aus der natürlichen Theilnahme an den gemeinsamen Angelegenheiten, oder sey es, daß wir, von unserm besondern Standpuncte aus, unsern Beruf, unsre Rechte verfechten, und unsern Einfluß sichern müssen. Die durch unsre bisherige Be-

trachtung gestärkte Gewißheit, daß nur in innerm Frieden das Göttliche sich offenbart, giebt uns für unser Verhalten, um es zu prüfen und zu ordnen, zwei Regeln an die Hand: einmal, daß wir uns nicht verleiten lassen, der äußern Ruhe den innern Frieden aufzuopfern, und dann, daß wir darüber halten, bei jedem äußern Streite unsern innern Frieden zu bewahren.

a) Laßt uns nie der äußern Ruhe den innern Frieden aufopfern. Wem wäre es wohl nicht unangenehm, in Verwickelungen mit Andern zu gerathen, welche ein Ansehn von Feindseligkeit haben! Und wenn es nur darauf ankäme, einigen Genuß einzubüßen, einige Unannehmlichkeiten zu erdulden; wer wollte nicht lieber dieses wählen, als jenes. Allein wir müssen uns wohl vorsehen, daß wir nicht auch dasselbe sagen, wo wir nicht nur an Genuß einbüßen, sondern auch an Kräften und an Thaten; wo wir nicht nur Unannehmlichkeiten erfahren würden, sondern einen wahren sittlichen Verlust erdulden. Denn das ist eine heilige Wahrheit, daß wer in seinem Berufe nachläßt, wer, was ihm angewiesen ist, zu bilden, ungebildet läßt; daß der unvermeidlich seinen innern Frieden in Gefahr bringt, den wir nur erhalten, wenn wir mit allen unsern Kräften allem, was göttlich ist, uns hingeben. Oder wie wollen wir mit dieser Handlungsweise bestehen vor dem Gerichte Gottes, welches in unsrer eignen Brust gehalten wird?

b) Laßt uns bei jedem äußern Streite den innern Frieden ungestört bewahren. Es muß jedem einleuchten, daß wenn wir wirksam nur für die Sache Gottes streiten, und keine Nebenabsicht unser Thun verunreinigt, alsdann der Friede aus unserm Herzen nie weichen kann. Alsdann ist keine Stimme in

uns laut, als welche das Gebot des Friedens ausspricht, keine Kraft in uns thätig und herrschend, als die, welche die Quelle alles wahren Friedens ist. Aber es ist schwer, uns so rein zu erhalten im Streite, auch in dem, der mit der reinsten Absicht begonnen ist! Wenn unsre Absicht verkannt wird; wenn unser Eifer nichts fruchtet, wie leicht sind wir da verleitet zu eignem falschen Schritte! und Ein falscher Schritt, von den Gegnern des Guten recht benutzt, wie viele andere zieht er nach sich! — Darum sey unser erster und letzter Streit, der nie aufhöre, der gegen uns selbst. Nur durch die anhaltendsten mühsamsten Anstrengungen erlangen wir die Festigkeit, die Besonnenheit, die Ruhe, welche mitten im Streite und in den Verwirrungen des Lebens zu bewahren leicht die höchste Tugend des Mannes seyn mag! Wie alles Göttliche Ordnung und Friede ist, auch unter dem Scheine des Gegentheils; das schaue jeder zunächst an denen, die in solchem Sinne und mit solcher Kraft, Tüchtigkeit und Liebe arbeiten, bessern und streiten; lerne an ihnen wahrnehmen und heilig halten Ordnung und Frieden. Und je mehr wir uns in dieses Bild gestalten; desto mehr werden wir einer reinen Erkenntniß Gottes fähig seyn und einer ungetrübten Liebe zu ihm, und ihn immer als Liebe schauen, als Heil und als Friede!

### 3) vom Prof. und Domherrn Joh. Aug. Heinr. Tittmann in Leipzig.

Bruchstück seiner Predigt am vierten Jubiläum der Universität Leipzig d. 4 Dec. 1809 in der Universitätskirche über Matth. 5, 14 „Ihr seyd das Licht der Welt" gehalten. Sie erschien einzeln. Leipz. 1809. 8.

Wenn die Vergänglichkeit alles dessen, was Menschen beginnen, unser Herz oft mit Trauer erfüllt; wenn un-

ser Geist nicht selten vor den Trümmern des Größten steht, das von menschlicher Weisheit gegründet ward dann erhebt uns der einzige Gedanke, daß es etwas Höheres giebt, das der Gewalt der Zeit nicht unterworfen ist; dann erfüllt uns der Glaube an das unsichtbare Reich Gottes, an das ewige Reich der Wahrheit, mit heiliger Freude und mit unvergänglicher Hoffnung. Und diese Freude, diese Hoffnung ist es, womit wir diesen Tag feiern, der für uns nie wiederkehrt! Wäre es blos die Freude über eines großen irdischen Gutes Erhaltung; die nächsten Erfahrungen der Vergangenheit müßten sie in bange Furcht verwandeln. Wäre es nur die Hoffnung, daß ein großes Werk menschlicher Kraft und Weisheit ferner fortdauern werde; der Untergang der größten Werke der Menschen müßte uns wenigstens erinnern, diese Hoffnung zu mäßigen. Aber wenn wir uns heute über die Erhaltung christlicher Weisheit und nützlicher Kenntnisse freuen; so belebt uns alle die heilige Freude über den Segen derselben für die Ausbreitung des Reiches der ewigen Wahrheit; so erfüllt uns der Glaube an das Fortschreiten des Menschengeschlechts, der Glaube an den fernern siegreichen Kampf der Wahrheit, mit seliger Zuversicht. Denn nicht für vergängliche Zwecke allein, nicht für die Absichten irdisch gesinnter Klugheit, nicht für die Willkühr des Ehrgeizes und der Ruhmsucht, nein, für die ewigen Zwecke des Menschengeschlechts, für die heiligen Absichten Gottes, der da will, daß allen Menschen durch Erkenntniß der Wahrheit geholfen werde, für die unvergänglichen Güter des unsterblichen Geistes, erhielt die ewige Barmherzigkeit und Weisheit diesen Sitz der Wissenschaften, welcher mit den übrigen Universitäten den wahren Ruhm theilt: daß die höhere sittliche Bildung, die rege Betriebsamkeit in dem Gebiete der Erkenntniß, und das ruhige Fortschreiten in allem

Wissenswerthen, wodurch unser teutsches Vaterland sich vor allen andern Ländern auszeichnet, die glückliche Wirkung dieser Pflanzschulen der Wahrheit sey.

Umsonst mag die schnöde Unwissenheit es läugnen; umsonst mag der irdische Sinn es verkennen; umsonst mag die Ruhmsucht in der Befriedigung ihrer Leidenschaften das Heil der Völker suchen; wir bekennen es laut:

die größte Wohlthat Gottes für das ganze Menschengeschlecht ist die Erhaltung der Wissenschaften. Denn sie sind

1) die allein sichern Stützen der öffentlichen Wohlfahrt;

2) die allein beglückenden Begleiterinnen des häuslichen Lebens;

3) die einzigen Mittel, das Menschengeschlecht zu seiner höhern Bestimmung zu erziehen.

1) Die Wissenschaften sind die allein sichern Stützen der öffentlichen Wohlfahrt; denn a) die Weisheit und Kraft der Diener des Staates gedeiht allein durch sie. Fordert nicht die öffentliche Wohlfahrt Diener des Staates, welche die wahren Bedürfnisse der Völker kennen, und den redlichen Willen und die Kraft haben, unermüdet dafür zu sorgen? Fordert sie nicht von allen, welche die Vorsehung zu Vormündern und Versorgern der Völker erhoben hat, daß sie das wahre Wohl ihrer Mitbürger in die freieste, gemeinnützigste Entwickelung aller Kräfte, in das mit äußerlichem Wohlstande verbundene Fortschreiten in sittlicher Bildung setzen? Sie müssen sich daher auf einen Standpunct erhoben haben, wo sie alle wesentliche Verhältnisse und Zwecke der Menschen mit gleichrichtigem Blicke umfassen, und das ganze Gebiet der Wahrheit und den innigen Zusammenhang menschlicher Erkenntnisse und Wirksamkeit deut-

sich übersehen können, wenn sie das wahre Wohl ihrer Mitbürger kennen und verständig dafür sorgen sollen. Und ist dies möglich, ohne daß ihr Geist durch die Wissenschaften gebildet sey? Was anders kann ihnen dazu den redlichen Willen und die Kraft geben, dafür zu sorgen, als die Bildung zur Wahrheit, die sie über alle Täuschung der Leidenschaften, über allen äußern Schein erhebt; die sie den Menschen nicht blos als Bürger zu willkührlichen Zwecken irdischer Gewalt benutzen, sondern als Menschen achten lehrt; die ihr eigenes Herz von unedlen Begierden reiniget, und ihren Geist mit unüberwindlicher Kraft erfüllt, Ruhm und Ehre und selbst das Leben daran zu setzen, daß die wahre Wohlfahrt der Bürger immer mehr befestigt und erhöht werde. Gebildet durch die Wissenschaften, veredelt durch das Forschen nach den höchsten Gütern des Menschengeschlechts, haben sie sich zu dem heiligen Glauben an die Menschen, zu dem Glauben an das Fortschreiten derselben zum Bessern, zu dem Glauben an den Sieg des Guten erhoben, wofür sie redlich und glücklich kämpfen. Und was wollen wir sagen? Was kann b) unter den Bürgern selbst die richtige Aufklärung über ihr wahres Wohl verbreiten; was kann ihnen den tugendhaften gemeinnützigen Sinn geben, wodurch sie geschickt sind, es zu befördern? Es ist wahr, nur der kleinste Theil der Bürger kann sich mit der Bildung der Wissenschaften beschäftigen; aber der Einfluß der Bemühungen derer, welche sich diesem Berufe gewidmet haben, erstreckt sich auf alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft. Sie wachen, damit nicht das Irdische das Sittliche verschlinge; sie sorgen, daß unter ihren Mitbürgern die richtige Einsicht über ihre Wohlfahrt erhalten, daß es allen Ständen immer deutlicher werde, was sie wollen müssen, wenn der öffentliche Wohlstand bestehen soll; sie lehren

und erinnern durch ihr eignes Beispiel, daß es für den Menschen ein höheres Gut gebe, als die Güter der Erde, und als das Leben selbst ist. — Wer wäre endlich so unbekannt c) mit den Bedürfnissen des äußerlichen Wohlstandes, der es nicht wüßte, daß die glückliche Erfindung, die leichtere Herbeischaffung, die zweckmäßigere Benutzung aller Mittel desselben ohne die Wissenschaften nicht gedeihen können? Es ist kein Zweig des bürgerlichen Gewerbes, des Handels, der Künste und Handwerke, welcher durch die Fortschritte in der Kenntniß der Natur und ihrer Gesetze, der Eigenschaften der Körper und ihrer Kräfte, durch die Fortschritte in der Meßkunst, in der Sternkunde und Staatswirthschaft, nicht schon unendlich gewonnen hätte und noch mehr gewinnen müßte. Was der Mensch durch zweckmäßige Thätigkeit der leblosen Natur abgewinnen kann; wie alles, was die Beschaffenheit des eigenen Bodens und fremder Fleiß darbietet, am besten benutzt, wie durch die Summe der körperlichen Kräfte eines Volkes die größte Wirkung hervorgebracht werden kann; dies ist die Folge der mühsamsten Forschungen in dem Gebiete der Wissenschaften, welche nicht selten nur darum gering geschätzt werden, weil sie mit irdischen Gütern gerade diejenigen am wenigsten belohnen, die ihnen ihre Kräfte und ihr Leben opfern.

2) Doch nur unvollkommen würden wir die Erhaltung der Wissenschaften als die größte Wohlthat Gottes für das ganze Menschengeschlecht preisen, wenn wir uns nicht erinnerten, daß sie auch die allein beglückenden Begleiterinnen des häuslichen Lebens sind. Denn a) was den Genuß des Lebens erhöht und veredelt, verdanken wir allein der Erhaltung der Wissenschaften. Nur für den thierisch gesinnten Menschen kann der bloße Genuß der Lebensmittel,

kann das Schwelgen in dem Staube der Erde, kann ein Leben Reiz haben, das durch Künste und Wissenschaften nicht veredelt ist. Was unsern Geschmack verfeinert, und uns in den Gefühlen unsrer sinnlichen Natur reinere Freuden finden lehrt; was uns fähig macht, den Genuß des äußern Lebens mit einem geistigen Genusse zu vereinigen; wem verdanken wir dies anders, als den Künsten und Wissenschaften? Zeigt es nicht der Zustand der jetzt lebenden Völker, daß sie in höherer Bildung des häuslichen Lebens in dem Grade fortgeschritten sind, in welchem Künste und Wissenschaften unter ihnen blühen? Und ist es wohl anders möglich? Denn b) was kann die Tugenden des häuslichen Lebens sichern, wenn es in das Irdische versunken, nur bedacht auf den Erwerb thierischer Bedürfnisse, aufgeopfert den Sorgen der Erde ist? Verloren geht in diesen Sorgen nur zu leicht der reine Sinn für das Höhere, die Achtung gegen die unvergänglichen Güter des Geistes, die Achtung gegen sich selbst. Aber das Streben nach Wahrheit erhält in dem Menschen den Sinn für das Unvergängliche; die Beschäftigung mit den Wissenschaften erhebt ihn über den Eigennutz; die Bildung der Kräfte seines Geistes durch nützliche Kenntnisse bewahrt ihm die Tugenden des Lebens, und erhält ihm c) das Bewußtseyn seines wahren Werthes selbst unter den drückendsten Sorgen der Erde. Wohin habt ihr euch gerettet in dem Kampfe des Lebens, damit der innere Mensch nicht zu Grunde gehe? Welchen Stunden verdankt ihr, auf denen die Bürde dieser Pilgerschaft schwer lastet, die gewisse Ueberzeugung, daß ihr nicht umsonst lebt? Getäuscht von dem Schimmer des Irdischen wandtet ihr euch an die Wahrheit; gedrückt von dem äußern Leben, richtetet ihr eure Gedanken auf die erhabenern Zwecke des Menschen; gemißhandelt von der

Welt, fandet ihr euch wieder in dem heiligen Vorrechte des Menschen, in dem Streben nach Wahrheit.

3) Aber des Menschen Zweck gehet nicht auf dieses Leben. Groß ist der Werth des irdischen Daseyns für den Verständigen; aber doch ist es nur Mittel für eine höhere Bestimmung. Und das Menschengeschlecht für diese höhere Bestimmung zu erziehen, sind die Wissenschaften das einzige Mittel. Denn a) sie setzen der Gewalt des Irdischen Schranken. Mit eisernen Fesseln umschlingt uns das Irdische; mit einer Gewalt, die sich oft unsers ganzen Daseyns bemächtigt, hält es uns nieder an den Boden dieser Erde; mit seinen Lockungen betrügt uns das Leben um das Bewußtseyn unsrer wahren Bestimmung, und mit seinen Sorgen verdunkelt es uns die Aussicht auf das höhere Ziel, das in unendlicher Ferne vor uns liegt. Aber daß das Irdische nicht allein herrsche; daß die Achtung für die höhere Bestimmung des Menschen unter dem irdisch gesinnten Geschlechte nicht ganz verloren gehe; daß es stets laut verkündigt werde, der Mensch habe ein ewiges Ziel, nach dem er ringen soll; dies ist die wohlthätige Wirkung der Wissenschaften, deren höchster Gegenstand der Geist des Menschen und seine ewige Bestimmung ist. Und b) was kann die Bildung für das Ewige unter den Menschen kräftiger befördern, was kann sie geschickter machen für den Beruf des unsterblichen Lebens, als die Beschäftigung mit den Wissenschaften, als die Uebung der Kräfte des Geistes, welche das Forschen nach Wahrheit fordert, als das Streben nach dem Unvergänglichen, Ewigen und Heiligen, womit der redliche Freund der Wahrheit erfüllt ist? c) Durch die Wissenschaften wird aber auch die göttliche Wahrheit des Evangeliums unter den Menschen rein erhalten und glücklich aus-

gebreitet. Die heilbringende Lehre Christi vor Unwissenheit und Aberglauben zu schützen, von Menschensatzungen immer mehr zu reinigen, zum Segen des Menschengeschlechts immer glücklicher auszubreiten; dies ist Wohlthat Gottes durch die Wissenschaften. Sie eröffnen die reinen Quellen, woraus das Evangelium geschöpft werden muß; sie erhalten den Geist rege und frei, daß er die göttliche Wahrheit unermüdet suchen möge, und machen ihn geschickt, sie zu finden; sie widerstehen dem die Menschheit entehrenden Gewissenszwange; und verjagen den Geist der Heuchelei und sklavischen Menschenfurcht; sie zerstören das Reich der Unwissenheit und des Aberglaubens, der Feinde Christi. Fraget die Geschichte. Sie wird es lehren, daß der Verfall der Wissenschaften stets die Quelle des Aberglaubens, daß ihr Wiederaufleben stets die Rückkehr zu reinerer Religionskenntniß gewesen sey; sie wird uns die Ueberzeugung geben: so lange die Wissenschaften fortschreiten, könne die Erkenntniß des Evangeliums nicht untergehen. Ja, die Erhaltung der Wissenschaften ist die größte Wohlthat Gottes für das Menschengeschlecht; denn die Wahrheit ist das Licht der Welt!

## 4) von dem Prof., Sup. und Domherrn Heinr. Gtli. Tzschirner in Leipzig.

Bruchstück s. Predigt, am Feste der Heimsuchung Mariä 1822 über Jes. 11, 1 — 5 in der Universitätskirche gehalten, und einzeln (Leipz. 1822. 8.) erschienen.

An den messianischen Erwartungen der spätern jüdischen Welt bemerken wir die Verschiedenheit, welche wir in den Erwartungen unsrer Zeitgenossen von dem Gange der Weltgeschichte wieder finden. Einige erwarteten die Rückkehr dessen, was gewesen war, die Wiederaufrich-

tung des davidischen Thrones in altem Glanze, und mit ihr die Erneuerung der Zeit, welcher Davids glorreiche Regierung ihren Namen und ihre Herrlichkeit gegeben hatte. Andere dagegen sahen einer baldigen, plötzlichen und allgemeinen Umwandelung des ganzen Weltstandes entgegen, indem sie unter dem Messias den Stifter eines jüdischen Weltreiches sich dachten; dessen Mittelpunct Jerusalem, und dessen Gesetz die mosaische Verfassung seyn werde. Nur die Weisen, die gottbegeisterten Propheten, hofften und verkündigten, daß in der Zeiten Erfüllung der Gottgesandte kommen werde, welcher gekommen ist zu seiner Zeit, und den Zustand der Welt zwar verändert, aber nicht plötzlich verwandelt, und nur in allmähliger Entwickelung, durch die fortgepflanzte Wirkung seiner heilsamen Erscheinung und seines lehrenden Wortes, das Menschengeschlecht weiter geführt hat. Eine ähnliche Verschiedenheit nehmen wir an den

Erwartungen unsrer Zeitgenossen von dem Gange der Weltgeschichte

wahr.

1) Denn unverkennbar ists, daß Einige Rückkehr zu den verlassenen Bahnen und zu der alten Ordnung der Dinge, andere rasche Fortbewegung und eine gänzliche Veränderung des Weltstandes, noch andere endlich, weder das Eine noch das Andere, sondern zwar eine fortschreitende Verbesserung des Zustandes der Welt, aber nur in der allmähligen Entwickelung der Zeiten erwarten. In drei Partheien gleichsam sind unsere Zeitgenossen durch ihre Erwartungen getheilt.

a) In kreisförmiger Bewegung, so sagen die zuerst Genannten, dreht sich die Welt; zu den Puncten, von denen sie ausging, kehrt sie jederzeit zurück; es geschieht nichts Neues unter der Sonne; nur was war, kommt, nach einem längern oder kürzern Zeitraume, in wenig

veränderter Gestalt wieder. In diesem Augenblicke stehet die Welt auf dem Wendepuncte, wo die rückgängige Bewegung beginnt, und schon hat sie begonnen. Die Lehren von den Rechten der Völker und von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, und die auf sie gegründeten Forderungen, welche die letzte Zeit geltend zu machen gesucht hat, werden bald wieder vergessen und aufgegeben seyn. Die Gewalt ist das Recht, und schon hat dieser Grundsatz unter Rechtslehrern und unter Weltweisen seine Vertheidiger wieder gefunden. Wie in dem Staate, so neigt sich auch in der Kirche alles wieder zu der alten Ordnung der Dinge zurück. Man sieht ein, daß das Recht der eigenen Prüfung der Menge nicht fromme, und die sogenannte Glaubensfreiheit zu Unglauben, Spaltung und Verwirrung führe. Deshalb wird der Katholicismus empfohlen, begünstigt und gehoben. Auch sind hier und dort schon wieder Wunderthäter aufgetreten, und in manchen von den Kreisen, wo sonst der Unglaube herrschte und die Religionsspötterei, ist Wundersucht und Frömmelei zum Modetone geworden. Zurück zu den verlassenen Bahnen neigt der Gang der Weltgeschichte sich wieder; bald wird die Bewegung der letzten Zeit völlig gestillt, und alles, was aus ihr hervortrat, ausgetilgt seyn.

b) Der entgegengesetzten Ansicht folgen diejenigen, welche eine rasche Fortbewegung und eine gänzliche Veränderung des Weltstandes unter neuen Unruhen und Stürmen erwarten. Nicht im Kreise, sagen diese, dreht sich die Welt; vorwärts bewegt sie sich unablässig, oft um so rascher, wenn sie auf Augenblicke gehemmt wird. Die einmal begonnene Bewegung wird fortgehen durch alle Länder; die Gegenwirkung wird ihren Fortgang nur reißender und schneller machen. Auch die nächste Zukunft wird eine viel bewegte Zeit seyn, und eher wird diese

Alles erschütternde Bewegung nicht endigen, bis eine ganz neue Ordnung der Dinge gekommen ist. Das Schwert wird und muß durchschneiden, was sich nicht lösen will; man muß niederreißen bis auf den Grund, um aufzubauen, was dem Plane der Weltverbesserung entsprechen und Jahrhunderte lang bestehen soll. In neuen Schöpfungen nur können die gährenden und brausenden Kräfte der aufgerüttelten Welt ihren Ruhepunct finden. Neu werden aller Orten Staat und Kirche sich gestalten.

c) In der Mitte zwischen diesen entgegengesetzten Partheien, deren eine die Welt fesseln und binden, die andere sie erschüttern und stürmen möchte, stehen diejenigen, welche zwar weder eine plötzliche, noch allgemeine Umwandlung der Welt, wohl aber eine fortschreitende Verbesserung ihres Zustandes in der allmähligen Entwickelung der Zeiten, nicht von dem Ungestüme entfesselter Leidenschaften, sondern von dem Wachsthume der Einsicht und der sittlichen Bildung erwarten. Fortschritt, sagen sie, ist in den menschlichen Dingen, und was in den Geistern zum klaren Bewußtseyn und in der Welt zur Erscheinung gekommen ist; das gehet nicht wieder unter. Auch das von unsrer Zeit errungene Gute wird bleiben. Staatsgefängnisse, in denen die Willkühr die Gegenstände ihres Argwohns und ihrer Rache ohne Untersuchung und Urtheilsspruch lebendig begraben konnte, wird man nicht wieder bauen; die in mehrern Ländern geltend gewordenen Grundsätze, daß der Genuß der bürgerlichen Rechte unabhängig seyn müsse von der Glaubens- und Anbetungsweise des Bürgers, daß nur Brauchbarkeit und Tüchtigkeit zu Amt und Auszeichnung berechtige, daß, wer des Schutzes der Gesetze sich erfreut, nach dem Verhältnisse seines Besitzthumes beitragen müsse zu den öffentlichen Lasten, wird man nicht wieder auf-

geben. Denn keine Zeit reißt von ihrer Vorzeit sich los; jede muß vieles von dem, was sie empfängt, aufnehmen und fortpflanzen. Thörichte Schwärmerei nur und leidenschaftlicher Ungestüm kann bauen wollen, ohne auf das Vorhandene seinen Bau zu gründen, und vergessen, daß ohne Gesetz keine Freiheit, ohne Glauben keine Kirche, und ohne Gehorsam kein Staat seyn und bestehen könne. Die Träume solcher Schwärmerei sind vergangen und werden vollends vergehen; die in das Leben eingetretenen Gedanken der Weisen aber werden bleiben, werden immer weiter und weiter dringen, und den Fortgang der Welt in allmähliger Entwickelung fördern.

Das, m. Fr., sind die Erwartungen, in welche unsre Zeitgenossen sich theilen; einer der bezeichneten Partheien gehören alle an, welche irgend ein Urtheil über ihre Zeit haben. Auf welche Seite nun sollen wir treten? Welcher Erwartung sollen wir theilen?

2) Hierüber werdet ihr selbst entscheiden können, wenn ihr die bezeichneten Erwartungen nach den Erfahrungen der Geschichte, nach den Lehren der Weltweisheit von der Natur des Menschen, und nach den Verheißungen des Evangeliums prüfet.

a) Vergegenwärtigt euch die denkwürdigen Zeiten der Pflanzung des Christenthums im römischen Reiche, und der Verbesserung der Kirche im sechszehnten Jahrhunderte, und vergleichet mit den damaligen Erwartungen das, was der Gang der Weltgeschichte gebracht hat. Auch damals, als das Christenthum sich geltend zu machen begann, erwarteten Einige, die durch den Kampf des neuen Glaubens mit dem alten entstandene Bewegung werde bald gestillt und die Welt zu den verlassenen Altären der alten Götter zurückgedrängt werden können. Und als dieses nicht geschah, vielmehr die neue Lehre

immer mehrere Anhänger fand, ward bald von denen, welche diese Erwartung hegten, die gewaltsame Unterdrückung der Kirche beschlossen und zu wiederhohltenmalen versucht. Andere dagegen erwarteten einen vollständigen Sieg des Christenthums; ja in manchen schwärmerischen Gemüthern stieg diese Erwartung bis zu der Hoffnung, daß Christus bald in Macht und Herrlichkeit zur Erde herabsteigen, Rom, die stolze Weltbeherrscherin, stürzen, die Diener der falschen Götter verderben, und unter der siegenden Fahne des Kreuzes die Völker der Erde versammeln werde. Die einen, wie die andern, hat ihre Erwartung betrogen. Nur die haben Recht behalten, welche weder die Herstellung des Heidenthums in seinen alten Besitz, noch einen raschen und vollständigen Sieg des Christenthums erwarteten; denn das Christenthum ist geltend geworden im Römerreiche, aber erst nach Jahrhunderten. — Eben so war es im Zeitalter der Kirchenverbesserung. Geblieben sind die damals in die Welt eingetretenen Lehren; allein weder überall, noch plötzlich und mit einem Male haben sie sich geltend gemacht. — Wird es anders kommen, als es vormals gewesen ist? Was haben die über die Welt gebracht, welche sie in ihrem Gange aufhalten und zurückdrängen wollten in die verlassenen Bahnen? Blut haben sie ihr gebracht, und Thränen. Oder sind etwa diejenigen Wohlthäter der Welt geworden, welche, was sie fanden in ihrer Zeit, gewaltsam zerstören wollten? Was haben die stürmenden Wiedertäufer des sechszehnten Jahrhunderts ihrer Zeit gebracht? Unordnung, Verwirrung und Kampf.

b) Wie nach den Erfahrungen der Geschichte; so prüfet ferner die Erwartungen unsrer Zeitgenossen nach der Lehre der Weltweisheit von der Natur des Menschen. Als ein Wesen lehret uns die Weltweisheit den

Menschen kennen, welches, unbestimmbarer Vervollkommnung fähig, nach einem Bessern ringt und ringen soll, immer aber, wie durch äußere Schranken, so durch die Sünde und den Wahn aufgehalten wird in solchem Streben; unablässig sich entwickelt, aber nur langsam und allmählig reifet; mit selbstständiger Kraft handelt, und Neues aus sich selbst hervorzubringen vermag, aber auch empfangen muß von der Vorzeit und erzogen wird von seiner Umgebung; und dann nur das Rechte findet, wenn es, frei von Leidenschaft und Schwärmerei, der Leitung klarer Einsicht und der sittlichen Gesetze folgt. Wie nun? Der Einzelne soll nach einem Bessern und Vollkommnern streben können, die Gattung aber soll es nicht vermögen? Der Einzelne soll einer fortschreitenden unbestimmbaren Entwickelung fähig seyn, dem Geschlechte aber will man den Punct, über welchen es nicht hinaus könne, bestimmen?

c) Endlich prüfet die Erwartungen der Zeitgenossen nach den Verheißungen des Evangeliums. Der, dessen Ankunft der Prophet in unserm Texte verkündigt, ist gekommen, und was er der Welt brachte, das Evangelium, wird ihr bleiben; denn er kam im Namen des Herrn, und seine Worte waren Worte des ewigen Lebens. Wie nun stimmet damit die Meinung von einem Kreislaufe der Weltgeschichte überein? Das Licht des Evangeliums scheinet fort; und niemals sollte es heller werden in der Welt? Seine Kraft bleibt und wirket; und seine Kraft sollte nicht immer weiter in das Leben hineindringen? Der Vater im Himmel führt und erzieht seine Kinder; und sie sollten unbewegt auf einer Stufe stehen? Erziehung ist die Weltregierung; darum muß der Gang der Weltgeschichte der Gang allmähliger Entwickelung seyn. Das Reich Gottes kommt; aber nicht durch Un-

recht, Gewaltthat und Verbrechen, sondern nur durch das Wachsthum der Einsicht und der sittlichen Bildung.

5) vom Oberconsistorialr. und Generalsup. Bretschneider in Gotha.

Bruchstück seiner Predigt, am Sonntage Reminiscere 1822 über Matth. 15, 26. 27. (S. s. Predigten an Sonn- und Festtagen, 2 Bde. Leipz. 1823. 8. S. 119.) gehalten.

Die religiöse Betrachtung der Thierwelt.

Diese Betrachtung lehrt uns

1) daß auch die vernunftlosen Geschöpfe ihren Schöpfer verherrlichen;

2) daß sie dem Menschen sein Daseyn verschönern;

3) daß sie den Wirkungskreis unsrer Pflichten erweitern;

4) daß sie uns zum Gefühle unsrer höhern Würde erwecken.

1) Die Thierwelt verherrlicht ihren Schöpfer; sie ist ein Theil der Werke Gottes, und lobt ihren Meister eben so, wie das große Weltganze. Wir kennen zwar bis jetzt über sechszehntausend Geschlechter der Thiere; aber immer wächst diese Kenntniß noch; Tausende mögen unserm forschenden Blicke noch entgangen seyn, und was die nie gesehenen Abgründe des Meeres verbergen, das dürfte uns vielleicht immer ein Geheimniß bleiben. Also, welcher unermeßliche Reichthum von Gebilden, die des Schöpfers Verstand gedacht, die sein allmächtiges Wort zum Leben gerufen hat. Welche Verschiedenheit an Gestalt, Größe, Beweglichkeit, Fähigkeit, Kraft! Zwischen dem Elephanten, der einen Thurm mit Bewaffneten auf seinem mächtigen

Rücken trägt, und dem schwachen Wurme, der, unserm Auge kaum sichtbar, im Staube lebt; zwischen dem Adler, der sich mit stolzem Fluge zur Sonne erhebt, und dem Schmetterlinge, der um Blumen gaukelt; zwischen dem Wallfische, der das weite Meer durchschwimmt, und dem Gewürme, das im Schlamme des Baches lebt, — welcher Unterschied! welche Mittelstufen von Größe, Gestalt, Kraft, Dauer und Fähigkeit! welche Verschiedenheiten in Nahrung und Lebensweise! Und doch ist das geringste, wie das mächtigste Thier mit solcher Weisheit eingerichtet, daß es lebt, thätig ist, sich glücklich fühlt, und den ihm vom Schöpfer vorgezeichneten Kreis seiner Lebensverrichtungen vollbringt!

2) **Die Thierwelt ist auch vorhanden, das menschliche Daseyn zu verschönern.** Zwar würde es ein unziemender Stolz seyn, wenn ich denken wollte, der Schöpfer habe das Reich der Thiere *einzig* für mich und *nur* zu meinem Gebrauche erschaffen; denn er hat auch den Thieren ein selbstständiges Leben und ein Recht an den Erdboden und seine Freuden gegeben. Aber unverkennbar ist es doch, daß er viele Thiere zu meinem Nutzen und zur Verschönerung meines Lebens erschaffen hat. Aus dem Reiche der Thiere nehme ich einen großen Theil meiner Speise, und Millionen meiner menschlichen Brüder könnten nicht seyn, wenn nicht die Thiere im Meere, auf dem Lande und in der Luft ihnen so reichliche Nahrung gewährten. Sie sind es, die durch ihre zahllose Menge die Flur, den Wald, die menschenleere Wildniß beleben. Der Gesang der Vögel verkündigt mir das Erwachen des Frühlings. Ohne die dem Ackerbaue dienenden Hausthiere wäre es unmöglich, meinen Acker zu bestellen, ihm Fruchtbarkeit zu geben, und ihn mit dem Segen der Ernte zu bedecken. Und wie viele meiner Brüder finden nicht eine unschuldige

Erheiterung in der Treue und Anhänglichkeit der Thiere, die unsre Häuser mit uns bewohnen, und sich als freundliche Gefährten zu dem Menschen gesellt haben? Daraus folgt,

3) daß die Thierwelt auch den Wirkungskreis unsrer Pflichten erweitert, oder: daß sich das Gebiet unsrer Pflichten auch auf die Thiere erstreckt. Wie, fragst du vielleicht mit stolzem Befremden, wie, auch den Thieren wäre ich Pflichten schuldig? auch an ihnen könnte ich mich versündigen? Stehen sie nicht unendlich weit hinter dem Menschen? habe ich nicht das Recht, wenn sie mir zu zahlreich werden, ihre Vermehrung zu hindern, sie, wenn sie mir schaden, auszurotten, sie zu meiner Nahrung zu tödten, und für mein und Andrer Wohl zu gebrauchen? — Hierauf antworte ich: diese Rechte hast du allerdings; aber diese Rechte schließen die Pflichten nicht aus, sondern sie schließen sie ein, die dir gegen die thierische Schöpfung obliegen. Nicht als ein grausamer Wütherich mit tyrannischer Willkühr sollst du über Gottes Geschöpfe daherfahren, sondern als das Ebenbild Gottes mit Gerechtigkeit, Weisheit und Güte unter ihnen walten. Denn nicht du hast sie dir erschaffen, sondern Gott hat sie dir gegeben; also nicht nach der Grausamkeit deiner Laune sollst du mit ihnen handeln, sondern nach Gottes Absicht und Vorschrift. Gott schuf die Thiere nicht allein zu deinem Nutzen, sondern auch dazu, daß sie da seyn, und ihnen wohl seyn sollte. Du siehest eben daraus, daß der Schöpfer auch ihnen, wie dir, Leben und Empfänglichkeit für Freude und Glück gegeben, und ihnen in der Natur den Tisch ihrer täglichen Nahrung reichlich gedeckt hat. Deinem himmlischen Vater sollst du ähnlich seyn. Er aber ist gütig und gerecht auch gegen den Wurm im Staube; er hat Wohlgefallen an seinen Werken. So

sollst auch du gütig und gerecht seyn gegen seine Geschöpfe, und davon lernen, dich des Glückes auch der vernunftlosen Geschöpfe zu freuen, und gütig gegen sie zu seyn. Darum hast du auch Pflichten gegen die Thiere. Wenn sie dir nicht schädlich sind, und du ihrer nicht bedarfst; so sollst du ihnen ihr Daseyn und ihre Freude gern gönnen. Du sollst sie also ihres Lebens nicht berauben aus bloßem Muthwillen, aus boshafter Freude am Tödten und Zerstörung; du sollst sie auch nicht verstümmeln, daß sie in Elend und Schmerz vergehen müssen. Denn wenn du auch ein Recht hast, sie zu tödten; so hast du doch kein Recht, sie zu quälen. Auf ihre Qual hat dich der Schöpfer mit deiner Freude nicht angewiesen; ihm kann es nicht wohlgefällig seyn, wenn du aus Muthwillen das Leben zerstörest, das er erschuf. Der Herr selbst preiset die Barmherzigkeit gegen die Thiere, wenn er (Matth. 12, 11) sagt: „Welcher ist unter euch, so er ein Schaf hat, das ihm am Sabbath in eine Grube fällt, der es nicht ergreife und aufhebe?" — So gern aber der Christ auch gegen die Thiere den gerechten und gütigen Sinn zeigt, der ihn überhaupt beherrschen soll; so wird er doch fern seyn von jener Empfindelei und Zärtelei, welche die Liebe zu den Thieren übertreibet, oder sie wohl gar die Stelle eines Menschen oder Freundes einnehmen lässet. Man soll, sagt der Herr, das Brod nicht den Kindern nehmen, und es den Hunden geben.

4) Die Betrachtung der Thierwelt soll uns endlich zum höhern Gefühle unserer höhern menschlichen Würde erheben. Denn so ähnlich wir auch dem Leibe nach den Thieren sind; so gern wir auch anerkennen, daß der Schöpfer den Thieren eine Art von Verstand gegeben hat; so groß ist doch der Vorzug, den der Mensch vor ihnen hat, nicht nur dem Grade der

Vollkommenheit nach, sondern auch dem Wesen nach. Wollen wir den Unterschied beider mit Einem Worte bezeichnen; so müssen wir sagen, es sey die Vernunft, die den Menschen zum Menschen macht, den Thieren aber gänzlich mangelt. Durch die Vernunft vermagst du den Schöpfer zu erkennen und zu lieben; das Thier aber hat keine Ahnung von dem Unsichtbaren. Durch die Vernunft kannst du der Dinge Wesen und Zusammenhang erforschen, und grenzenlos ist deines Wissens Fortschritt: das Thier aber ist heute, wie es gestern war; es wird nicht verständiger, nicht weiser. Du hast durch die Vernunft das Gefühl für das Schöne und Vollkommene in dir; das Reich des Schönen und Guten ist dir weit aufgethan; doch ewig still steht die Thierwelt. Sie ist noch heute, wie sie war am ersten Schöpfungsmorgen. Du, o Mensch, hast zwar Triebe und Begierden; du hast aber auch in deiner Vernunft die Kraft, diese Triebe zu beherrschen. Dein ist der Vorzug, auch an Tugend und Gerechtigkeit das Bild deines Schöpfers zu seyn, und es immer vollkommner zu werden. Doch siehe das Thier! Es ist, was es ist, aus Zwang seiner Natur, nicht aus Verdienst seines Willens. Es ist friedlich oder grausam, treu oder falsch, nicht weil es will, sondern weil es muß. Darum kann es sich nicht schmücken mit der Tugend Kränzen, aber sich auch nicht belasten mit dem Fluche der Sünde. Darum wartet seiner auch keine Vergeltung, keine Unsterblichkeit!

Wenn du daher, im Kreise der Schöpfung stehend, der Thierwelt vernunftlose Gestalten rund um dich weben siehst; so kehre in dich ein! Erkenne dich, daß du, und du allein geschaffen bist nach deines Schöpfers Bilde. So sey, so werde deines Schöpfers wohlgefälliges Ebenbild! Wohl fordert einst der Mutterschoos der Erde das Thierische, das er dir gab, zurück; aber der Mensch

in uns kehret zurück zu seinem Urbilde, der Gottheit, und der matte Stral der Hoffnung einer bessern Welt, der uns hier den dunkeln Pfad erleuchtete, er wird über den Gräbern sich verklären zum reich strömenden Morgenrothe eines schönern Daseyns!

## 6) vom Prof. und Kirchenrathe Heinr. Aug. Schott in Jena.

Bruchstück s. Predigt über Luc. 5, 1—11 in der Universitätskirche zu Jena gehalten. (Man s. s. geistlichen Reden und Homilieen. Jena, 1815. 8. S. 173.)

Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen sehen.

Laßt uns

1) diese Wahrheit erklären und beweisen, und

2) wir werden ihren wichtigen Einfluß nicht verkennen.

1) Es giebt einen Segen des Berufs, den unser Auge nicht erblickt; er äußert sich oft a) in Wirkungen und Veränderungen, die wohl in die sichtbare Welt gehören, aber nicht von uns beobachtet und empfunden werden. Wunderbar, oft unbegreiflich für den Sterblichen ist jener große, unendliche Zusammenhang, der an eine Wirkung menschlicher Kraft und Thätigkeit oft zahlenlose Folgen knüpft. In tausendfachen Formen und Gestalten wechseln die Umstände unsers Lebens, die Verhältnisse der Dinge außer uns, die Verbindungen mit Menschen, welche uns umgeben. Wie das Samenkorn, an diesem Platze ausgestreut, vom reißenden Sturme ergriffen, in einen andern weit entfernten Raum getragen wird, um sich doch im Schooße der Erde zu entwickeln; so gedeiht und reift,

was wir auf Erden wollen und beginnen, fern von dem Orte, wo wir leben, fern von den irdischen Verbindungen, die uns zunächst beschäftigen, auf unbekanntem Boden oft am glücklichsten. Wir können nicht erwarten und verlangen, daß jede Frucht der Treue im Berufe vor unsern Augen reifen müsse. Kaum hatte der Erlöser eine kleine Schaar von treuen Bekennern des Evangeliums gesammelt, und der großen, heiligen Kirche Gottes den ersten Grund gelegt; so schied er von den Seinen. Aber sein Geist verließ die Seinen nicht. Bald ward der Funke des Glaubens und der Liebe, den sein Wort in Wenigen entzündet hatte, zu einer himmlischen Flamme der Begeisterung, die Tausende ergriff; und jeder unter uns, an dem das Evangelium seine göttliche Kraft bewährt, ist ein lebendiger Zeuge, daß er, der Göttliche, in unsrer Mitte war. — Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen sehen; er umfaßt b) die heilsamen, die beglückenden Wirkungen unsrer Treue im Berufe, die, ihrer Natur nach unsichtbar, dem sinnlichen Auge ganz verborgen sind. Die Welt des Gemüths ist eine unsichtbare; hier waltet das eigentliche wahre Leben; hier ist die eigentliche Quelle, aus welcher uns Freude oder Kummer, Verderben oder Heil entspringt. Was hier sich ereignet, und verändert, und tausendfach bewegt, kündigt sich nicht immer sichtbar und vernehmbar an. Denn wolltest du, der du als Lehrer und Erzieher, als Pfleger und Beförderer der Wissenschaft, deine heiligste Kraft der Wahrheit, der Tugend, der Religion gewidmet hast; wolltest du die bessern Ueberzeugungen, die hellern Blicke in das Reich der Wahrheit, die frommen Regungen und Gefühle, die wahrhaft christlichen Entschließungen, welche dein lehrendes Wort, deine eindringende Rede, deine leitende Erzie-

hung, dein weckendes Beispiel gewiß hervorgerufen und begründet hat, darum für keinen Segen achten, weil das sterbliche Auge dieses Unsichtbare nicht bemerkt? — Es ist eine doppelte Weltordnung, der wir als Menschen angehören; die sichtbare und die unsichtbare. Jene breitet sich vor unsern Sinnen aus, und, was an dem Menschen sichtbar, irdisch und vergänglich ist, gehört ihren Kräften an. Mit dieser fühlen wir als Geister uns verwandt, als unsterbliche Kinder des Unendlichen. Unsre Vernunft, unser Gewissen, unser Glaube stammt aus der unsichtbaren Welt; eine unnennbare Sehnsucht zieht uns zu ihr hinauf; nach ihren Gesetzen, für ihre höhern Kreise, für ihre heiligen Geschäfte uns zu bilden, Bürger des Himmels hienieden schon zu werden, ist unser heiligster Beruf. Nichts ist fähiger und geschickter, uns für den Himmel zu erziehen, als die gewissenhafte Treue in der Verwaltung dessen, was uns der Herr des Lebens und des Todes auf Erden anvertraut. Es ist unläugbar; groß und herrlich ist der unsichtbare Segen unsers Berufs. Das sterbliche Auge sieht ihn nicht; der unsterbliche Geist empfindet ihn. Ein edler Uebungsplatz für unsre Kräfte, eine heilsame Schule christlicher Tugenden ist der Beruf, den wir auf Erden treiben. Eine Laufbahn wird uns in ihm angewiesen, die uns, wenn wir sie treu verfolgen, unfehlbar dem heiligsten Ziele mit jedem Schritte näher führt, und sich hinüber zieht in unsichtbare Räume.

2) Wohl verdient es diese Ansicht, daß wir sie oft beherzigen. Wir fühlen uns, von ihrer Wahrheit überzeugt, um so ernstlicher verpflichtet, a) jeden Beruf und jede Treue im Berufe um und neben uns zu achten. Es ist eine eben so verkehrte, als ungerechte Denkungsart, mit verachtendem Blicke darum auf Andere herabzusehen, weil unser Beruf mit dem ihrigen

nicht genau zusammenhängt; weil das, was ihre Thätigkeit erschafft und bildet, nicht geräuschvoll auftritt, nicht Glanz und Schimmer um sich her verbreitet, nicht ihnen selbst einen höhern Rang, einen ausgezeichneten Platz im Staate giebt. Nenne uns aber den Beruf, mit dem es so wenig auf sich hätte, daß die gewissenhafte Treue, mit welcher er vollzogen wird, nicht Kräfte üben, christlichen Glauben stärken, edle Tugenden entwickeln und bewähren sollte! Achtung also, ungeheuchelte Achtung sind wir jedem schuldig, der in dem Kreise seines Wirkens keine Mühe, keine Sorge, keine Beschwerde scheut, das Seinige ganz zu thun. Heil einem jeden, dem der Beruf das erste ist! Mit unausbleiblichem, wenn auch unsichtbarem Segen krönt unser Gott der fleißigen Hände Arbeit, und des forschenden Geistes Werk! Wie wichtig ist diese Wahrheit b) für unsre eigene Freudigkeit und Treue im Berufe. Es giebt Verhältnisse im menschlichen Leben, in denen die gerechte Hoffnung auf einen sichtbar lohnenden Segen dem treuen Arbeiter auf das empfindlichste vereitelt wird. Muß es nicht für den Augenblick den Muth erschüttern und die Thatkraft lähmen, Undank zu ernten, wo man Dank, gehässige Mißdeutung unsers Strebens wahrzunehmen, wo man Eifer, wo man Begeisterung für einen edlen Zweck erwartet hatte? Blicke aber, trauernder Christ, vom Sichtbaren auf das Unsichtbare. Bedenke den hohen Werth, den schon ein wahrer, den Geist erleuchtender Gedanke, ein frohes Gefühl, eine fromme Rührung, ein edler Entschluß behauptet, den deine Lehre geweckt, deine Ermahnung erneuert, dein Beispiel unwandelbar begründet hat. Nimm es mit heiliger Freude wahr, wie sich bei rastloser Thätigkeit in deinem Wirkungskreise deine Kraft entwickelt; wie deine Einsicht umfassender, dein Glaube stärker, deine

Geduld beharrlicher, dein Eifer für das Gute immer inniger und fester wird; wie sich der innere Mensch von Tag zu Tage erneuert, ob auch der äußere leidet und entbehren muß; wie dich die Erde für den Himmel bildet. Durchdringt dich nicht ein frohes und erhebendes Gefühl? Erscheint dir nicht alles, was du als treuer Arbeiter im Berufe wirkst, wie verklärt in einem höhern Lichte? — Es giebt einen Segen des Berufs, den wir nicht mit Augen sehen. Irdische Staaten wanken; menschliche Verfassungen lösen sich früher oder später auf; aber das Reich des Glaubens, der Wahrheit und der Tugend, welches Jesus, der weltüberwindende Erlöser, für ewige Zeit begründet hat, dauert in jedem Kampfe aus, besteht den erschütternden Wechsel, erhebet sich über jede Trümmer. Heil uns, daß wir seine Bürger und Erben des Himmels sind!

### 7) vom Oberhofprediger D. Röhr in Weimar.

Bruchstück s. Predigt, über Matth. 2, 1—12 gehalten. (Man s. s. Predigten, Neustadt, 1822. 8. Th. 1. S. 16.)

Das muß wohl jeder unter uns für einen bedeutenden Vorzug des Menschen halten, daß er vor allen andern Geschöpfen in einer zum Anschauen des Himmels gebildeten Gestalt auf Erden dasteht. Sie alle, die übrigen Wesen, mit denen er seinen irdischen Wohnplatz theilt, neigen ihr Haupt zu dem Boden herab, der sie trägt. Sie alle suchen mit ihrem erdwärts gerichteten Blicke nichts weiter um sich her, als was zu süßer Befriedigung ihrer thierischen Triebe dient. Sie alle vermögen ihr Auge nicht forschend emporzuheben zu den Sternen und Welten, die in stiller Majestät über der Erde schweben, und sich die Pracht und Herrlichkeit der-

selben auszubeuten. Den Menschen aber bildete Gott zum Anschauen des Himmels; zum Anschauen des Himmels soll er auch sein geistdurchstraltes Auge gebrauchen, und das, was ihm die Flammenschrift der Sterne als eine für jedes vernünftige Wesen geschriebene Offenbahrung Gottes lehrt, verständig erwägen, um sich jenes menschlichen Vorzugs würdig zu zeigen.

Was der Mensch in einem verständigen Anschauen der Sterne findet?

1) Zuerst ein Weltall, dessen Umfang, Größe und Unendlichkeit kein menschlicher Verstand auszudenken vermag. Er sieht in ihm ein nach Größe, Umfang und Unendlichkeit nicht zu ermessendes Ganzes, in welchem seine Erde, als ein Theil desselben, als ein Stern unter den Sternen, wie ein Tropfen im Meere verschwindet. Denn wie die eine, seinem Auge nähere, Sonne mit jedem neuen Morgen groß, schön und herrlich über seinem Haupte aufgehet, um seinem irdischen Wohnplatze Licht, Leben und Wärme mitzutheilen; so flammt ihm auch beim Eintritte jeder Nacht ein unermeßliches Heer von Sonnen in das Auge, welche Millionen ähnlicher Weltenkörper in unbegrenzten Räumen Licht, Leben und Wärme spenden. Da stehen sie und leuchten in unendlicher Ferne wie kleine, lichte Puncte in sein Auge; aber keine Zahl ermißt und keine Zunge bezeichnet ihren Umfang, ihre Größe. Da hat es das Ansehen, als wären sie ohne Ordnung und Ebenmaas unter einander geworfen; aber fest und unverrückt gehen sie in Weiten, welche Menschengedanken nicht erreichen, ihre stille Bahn, ohne sich zu berühren und durch Berührung zu zertrümmern. Da werden sie sterblichen Blicken nur durch ihren funkelnden Schimmer, und nie nach ihrer nähern Beschaffenheit erkennbar; aber mächtig drängt sich dem verständigen Betrachter die große

Ahnung auf, daß auch sie, so gut wie seine Erde, mit einem unaussprechlichen Gewühle lebender Wesen erfüllt sind. Und wie noch keine Menschenweisheit bis an ihre äußersten Grenzen drang; so schwindelt der denkende Geist, in der Unermeßlichkeit den Punct zu finden, von dem selbst höhere erschaffene Geister sagen könnten: Hier ist der Schöpfung Anfang, Mittel und Ende! Allein der verständige Mensch findet ein Weltall, dem die Erde, welche er bewohnt, nur als ein Punct von unaussprechlicher Kleinheit angehört, ein Weltall, dessen Umfang, Größe und Unendlichkeit kein menschlicher Verstand ganz auszudenken vermag. — Doch daran genügt es nicht. In einem verständigen Anschauen der Sterne findet er auch

2) einen Herrn und Schöpfer derselben, vor dessen Macht und Herrlichkeit er erstaunend niedersinkt. Denn könnet ihr mit eurer Kraft auch nicht ein Sonnenstäubchen in das Daseyn rufen; welch ein allmächtiger Meister muß das seyn, der Millionen Sonnen, wie Saat, hin in den unbegrenzten Weltraum warf? Könnt ihr mit euerm Verstande die Zahl, die Größe und den Umfang derselben nicht einmal denken und umfassen; welch ein unendliches Wesen muß das seyn, das den Entwurf zu ihrem Daseyn machte? Könnt ihr mit eurer Weisheit nicht einmal ihren Gang und Lauf gewiß und sicher überschauen; welch eine grenzenlose Weisheit muß das seyn, nach deren Gesetz und Regel sich dieselben in ewig unverrückter Ordnung bewegen, und zu dem Ganzen Eines herrlichen Weltalls zusammen stimmen! Seyd ihr voll Staunen und Bewunderung, wenn ihr das große Heer lebendiger Geschöpfe, das sich mit euch in diese Erde theilt, nach Gattung und Geschlecht bestimmen wollet; in welcher ungeahneter Größe muß euch der Urquell alles Le-

bens vor die Augen treten, wenn ihr den Blick auf jene Millionen Wesen werfet, denen er auf höhern Welten ihren Wohnplatz anwies! Ergreift euch schon bei dem Gedanken an die Huld und Liebe, mit welcher der Schöpfer für alles, was lebendigen Odem hat, hienieden Sorge trägt, gleichsam ein heiliger Schauer; welche Tiefen, welche Wunder derselben würden sich erst vor euerm Geiste eröffnen, wenn ihr den unbegrenzten Schauplatz übersehen könntet, den sich sein liebender Vatersinn in jenem sternerfüllten Weltenraume bereitet hat! Ja, die Himmel erzählen die Ehre Gottes rc.

3) Der Mensch findet ferner in dem Weltall einen Aufschluß über sich selbst, der seinen eiteln Dünkel in gleichem Maaße niederbeugt, als er das freudige Bewußtseyn seiner Menschenwürde weckt und stärket. Ja tritt nur unter jene hohe Wölbung hin, die sich in stiller Nacht mit stralender Majestät über dir ausspannt, du Mensch, der du auf irgend einen Vorzug, den du an dir findest, pochst und trotzest, und sage: ob dir es dann noch möglich ist, dich seiner stolz und dünkelhaft zu überheben? Glaubst du in dem Besitze von dem, was noch das Bessere an dir ist, in dem Besitze von Verstand, von Weisheit und von Wissenschaft zu seyn; findet sie nicht ihre Grenze, wird sie nicht mangelhaft und eitel, wenn sie sich zu den Sternen versteigen, ihre Zahl berechnen, ihre Einrichtung ergründen, und von des Weltalls Maaß und Größe berichten will? Oder meinest du, durch irdischen Besitz etwas zu gelten, und groß und wichtig zu seyn durch Geld und Gut, durch Eigenthum, Macht und Schätze; wird dies nicht alles zu einem leeren Nichts, wenn du von dieser Erde aufwärts schauest zu jenen Sonnen und Welten, in deren Zahl und Menge die Erde, wie ein kleiner dunkler Punct, verschwindet? —

Jedoch, wie ein verständiges Anschauen der Sterne allen eiteln Dünkel in dir niederschlägt; so erhebt und stärkt es auch in dir das freudige Bewußtseyn deiner Menschenwürde. Denn wir allein gehören ja vor allen übrigen Geschöpfen dieser Erde dem göttlichen Geschlechte an, das Sonne, Mond und Sterne verständig betrachten kann, das ihre Größe, Pracht und Herrlichkeit empfindet, das ihren Gang und Lauf nach Zahlen zu berechnen vermag, das sich auf den Flügeln des Geistes in jene Räume erhebt, die Gottes Macht mit Sonnen füllte, das in der Schönheit und Beschaffenheit derselben des großen Weltenschöpfers Macht, des großen Weltenlenkers Weisheit, des großen Weltenvaters Liebe findet, und einen ewigen Geist besitzt, der mehr und lauter noch von seinem Daseyn zeuget, als alle jene Welten, die sich ohne Leben und Bewußtseyn nach festen und unveränderlichen Gesetzen dahin durch höhere Räume rollen. Und sind die lichten Welten, die dir als Bürger der Erde in das Auge stralen, nicht eben so viele Wohnungen im Hause des ewigen Vaters, worin er seine irdischen Kinder sammlet, wenn sie von hinnen scheiden, damit sie ihm und seiner Herrlichkeit von Stufe zu Stufe näher kommen? Ja, das muß dir ein herzerhebendes Gefühl von deiner Menschenwürde seyn, und dich mit aller Kraft empfinden lassen, wie hoch du in den Augen dessen geachtet bist, der dich zur Krone seiner irdischen Schöpfung machte.

8) vom Prediger Dräseke in Bremen.

Bruchstück seiner Predigt über Luc. 21, 25 ff. (m. s. „Predigten für denkende Verehrer Jesus“ 3te Samml. S. 139 ff. Lüneb. 1816. 8.) über das Thema:

Bereitung auf ferne Tage, wenn die Gegenwart stürmisch ist:

Sie geschieht

1) durch Aufmerksamkeit,
2) durch Muth, und
3) durch Hoffnung.

## Bruchstück aus dem dritten Theile.

Lasset uns die Hoffnung nicht vergessen. Sie ist in stürmischer Zeit eben so wichtig, als Aufmerksamkeit und Muth, wo von christlicher Bereitung auf ferne Tage die Rede ist. — Schon das Wesen eines Sturmes bringt es mit sich, daß er ewig nicht dauern kann. Im Kreise der Natur nämlich, wie auf dem Gebiete der Sitten, entsteht er nur da, wo streitende Kräfte ihr verlornes Gleichgewicht wieder zu erhalten suchen. Wie er also da noch nicht ist, wo dies Gleichgewicht noch statt findet; so ist er da nicht mehr, oder muß sich legen, wo und wann es zurückkehrt. Gleich dem Feuer, das sich um so schneller verzehret, je wilder es lodert, nahet auch der Sturm, je heftiger er brauset, desto mehr seinem Ziele. Es stürmet, damit Ruhe werde. Keiner wird demnach über sein Vermögen versucht, sondern jede Versuchung gewinnt so ein Ende im Staate Gottes, daß wir es ertragen können. Je größer irgendwo ein Leidensmaas ist; desto gewisser werden da die Tage verkürzet. Je unnatürlicher und gespannter für ein Volk, oder für den einzelnen Menschen ein Zustand ist; desto zuversichtlicher darf man sagen: „Sehet auf, hebet eure Häupter auf; es nahet sich eure Erlösung!"

Sturm reinigt die Luft; und nachdem er das Heer schädlicher Dünste, das die Wohnplätze der Menschen bedeckte, zerstört hat; da athmets sich wieder frisch und frei; der schwere, gediegene Weizen bleibt, wenn

der Wind darüber hinfährt; nur die Spreu sondert sich ab und verfliegt. So wird durch unruhige drangvolle Zeitpuncte die Menschheit gesichtet. Was nicht haltbar ist, fällt zusammen; und wie ein jeder denke, und wornach er strebe, ob er lautern Wesens sey, und hoch sich und edel halte, oder hinabsinke zu unreinem Bodensatz, — die Gährung entscheidet es.

Sturm reget die Kräfte, und dadurch stärket er. Er erschüttert, und dadurch befestigt er. Er schlägt die Eiche bald hierher, bald dorthin, und dadurch nöthigt er ihre Wurzeln, sich tiefer und inniger anzusaugen. Nur was nicht sichern Grund hatte, reißt er um und wirft es nieder. So wecken Zeitpuncte öffentlicher Noth manchen herrlichen Geist, entwickeln manches schöne Talent, setzen in Thätigkeit manche nützliche Kraft, bringen zur Reife manches ruhmvolle Unternehmen, und legen den Grund zu mancher erhabenen Tugend. Der Glaube des Weisen und die Gesinnung des Rechtschaffenen, die Uneigennützigkeit des Freundes und die Vaterlandsliebe des Patrioten, die Treue des Dieners und die Milde des Machthabers werden da geprüft und gewogen, und glänzen herrlicher, wenn die Probe bestanden ist.

Sturm deutet auf liebliche Tage; und wie lange er auch anhalte, einmal werden sie doch kommen. So sind finstere Jahrhunderte Vorgänger des Lichts gewesen, und mit langen blutigen Kämpfen hat die Erde sich Frieden erkauft. So folgte auf Druck und Tyrannei Geist der Milde, und auf Dienstbarkeit und Knechtschaft ein goldenes Alter der Freiheit. So nahm mitten durch furchtbare Unordnungen die bessere Ordnung ihren Weg, und unter unsäglichen Wehen gebahr eine leidensvolle Gegenwart glückliche Aussichten in die Zukunft.

Die seligste jedoch von allen Hoffnungen, welche

wir in stürmischer Zeit fassen dürfen, drückt Jesus im Evangelio durch die Versicherung aus: Wenn ihr dies alles sehet angehen; so wisset, daß das Reich Gottes nahe sey. Ein Reich ist, wo viele Einzelne zusammentreten zu gemeinschaftlichen Zwecken. Ein Reich Gottes ist, wo unter Gottes Obhut und für Gottes Absichten, also für das Wahre, das Große, das Gute, die Menschen sich vereinigen aus hoher und reiner Liebe. So ein Gottesreich, oder Himmelreich, wie er es nannte, zu gründen, war der Hauptentwurf in Jesu Seele; und bestimmt sagte er: wenn schlechte Zeit sey auf Erden, dann sey er im Anzuge.

Wunderbar, m. Br., und doch so natürlich. Wo Schlechtes sich erhebt; da geräth Gutes in Gefahr. Da werden also die Guten wach; da fühlen sie von flammender Begeisterung für die Kleinode ihrer heiligen Liebe, für Gott und Wahrheit, für Recht und Tugend, für Menschheit und Vaterland sich ergriffen. Und je mehr dann die Zeit dränget; desto fester dränget sie das fromme Häuflein zusammen; desto glorreicher beglaubigt es sich als die Schaar von Auserwählten, in deren Mitte der Heiland erschienen ist, mit voller Kraft und Herrlichkeit.

Auf diese Weise ward von jeher durch schlechte Zeiten und durch das Schlechte in jeder Zeit der Triumph des Guten herbeigeführt. Sturm hat die Geister beflügelt. Gefahr hat die Tapfern gerufen. Gleicher Zweck hat die Liebenden verbunden. Widerstand hat die Streiter angefeuert, Kampf hat siegen gelehrt. Ein Leben voll Drang und Elend hat himmelan gewendet die Trauernden. Ein so tiefer Sinn liegt in dem oft verkannten Ausspruche: Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen. Ein so schweres Gewicht ruhet auf

der Forderung unsers Meisters: Lasset beides, Weizen und Unkraut, mit einander wachsen bis zur Ernte.

Wenden wir dies an auf das Vergangene, und was noch kommen mag; kann es dann an Tröstungen uns fehlen, die das verwundete Gemüth erquicken? Werden wir nicht mitten unter den Verlusten, welche die Gegenwart uns bereitet, und mitten unter den Kleinmüthigen, welche die Zeit nur nach ihrem Eigennutze messen, voll Freudigkeit ausrufen: das Wort, das zu uns geredet ist, wird bleiben, und wenn Himmel und Erde veralten könnten wie ein Kleid!

## 36.

## Beispiele aus der eigentlichen religiösen Rede.

(Vergl. §. 30.)

### 1) von Joh. Joach. Spalding († 1804).

Bruchstück aus der Anrede vor dem Altare, bei der Einführung des Oberconsistorialr. und Propstes Wilh. Albr. Teller. (Aus Spaldings Predigten, größtentheils bei außerordentlichen Fällen gehalten. Frankf. a. d. Oder, 1775. 8. S. 86.)

Mein hochgeschätzter Bruder in dem Herrn! Die Veränderung, die mit Ihnen vorgehet, das Amt, welches Sie antreten, und, ich muß es nur hinzuthun, die Urtheile, denen Sie ausgesetzt sind; das alles ist so beschaffen, daß Sie dabei Aufmunterung, Zuversicht und eine freudige Fassung des Gemüths nöthig haben, die Sie unterstützen und über Niedergeschlagenheit und Sorge erheben kann. Und wo werden Sie diese Unterstützung, diesen Muth besser finden, als in der Betrachtung, die Ihnen ein Apostel Jesu an die Hand giebt: Ihr Lieben, so uns unser Herz nicht verdam-

met; so haben wir eine Freudigkeit zu Gott. Das ist allerdings ein Wort von großem Inhalte, welches einen jeden angeht, dem es um einen sichern Grund seiner Gemüthsruhe zu thun ist; welches aber auch auf eine besondere Weise uns angehet, die wir die heilige und ehrwürdige Verpflichtung auf uns haben, die Menschen zu ihrem ewigen Heile zu unterrichten, und für das Beste ihrer Seelen Sorge zu tragen.

Sie wissen es selbst, was zu einem Herzen gehöret, das uns nicht verdammen soll. Wenn in dem Grunde desselben die lautere Absicht herrscht, Wahrheit zu suchen und ihr zu folgen; wenn es unser ganzer aufrichtiger Ernst ist, unter den Augen Gottes, der uns kennt und richtet, den Ueberzeugungen unsers Gewissens treu zu seyn; wenn wir uns innerlich bewußt sind, daß keine eitle oder unrechtmäßige Neigung uns zu solchen Schritten leitet, die wir in einer strengen ruhigen Ueberlegung für verwerflich erkennen müssen; wenn wir das gewisse Zeugniß in uns selbst haben, daß es unser beständiger völliger Vorsatz ist, vor Gott recht zu thun; dann verdammet uns unser Herz nicht. Jedoch es ist zu wenig mit allen diesen Beschreibungen und Erklärungen; und Sie sind ohne Zweifel darin mit mir einig, daß die eigene Empfindung es uns noch immer weit stärker und lebhafter sagt, was das heißt, ein reines und unsträfliches Herz haben.

Dieser Zustand ist sehr glückselig; nur wird er nie ohne genaue Wachsamkeit und redliche Sorgfalt erhalten. Was können wir insonderheit in dem Dienste des Evangelii, zu welchem wir berufen sind, in diesem wichtigen und für die menschliche Wohlfahrt so angelegentlichen Dienste, ernstlicheres zu thun haben, als unser Auge und Gemüth unverwandt auf den großen Zweck zu richten, zu welchem wir arbeiten?

Aber auch dann sind noch die Schwächen der Menschheit da, die, ungeachtet eines herrschenden guten Vorsatzes, den Frieden unsrer Seele stören. O wie oft erfahren wir hierin zu unsrer Beschämung und Bekümmerniß, daß uns noch so viel an der gänzlichen Reinigkeit fehlt, nach welcher wir streben! Wie oft sind wir der Zerstreuung, der Uebereilung, dem zu starken plötzlichen Eindrucke solcher Vorstellungen unterworfen, die unser Herz auf einige Augenblicke hinreißen, wohin es nicht sollte, und die uns hernach in dem schärfern Urtheile über uns selbst sehr empfindlich demüthigen! Und wohl uns, wenn sie uns da demüthigen! Denn das ist das sicherste Kennzeichen, daß wir nicht aus einer herrschenden Verkehrtheit des Herzens gefehlt haben; desto leichter wird das Herz, und desto weniger darf es sich selbst verdammen.

Hierin bestehet denn auch die stärkste Stütze eines zuversichtlichen Muthes, die uns so wenig bei den Schicksalen des Lebens, als auch besonders bei den Urtheilen der Menschen jemals in verzagte Trostlosigkeit sinken läßt! Nein, mein geliebter Bruder! so uns nur unser Herz nicht verdammt; so haben wir eine Freudigkeit zu Gott. Er, der einzige gültige Richter über uns, der uns ganz kennt, und uns nach unsern wirklichen Gesinnungen schätzt; der versagt gewiß demjenigen, der mit einem sorgfältigen redlichen Gewissen handelt, seinen Beifall nicht; und dieser Beifall gehet weit über alles, was Menschen von uns denken und sagen mögen.

Suchen Sie, mein hochgeschätzter Bruder, diese Freudigkeit zu Gott. Lassen Sie die Wahrheit, die heilige Wahrheit, die doch zuletzt über Alles gilt, stets Ihr Augenmerk und Ihre Richtschnur seyn; sie mag auch von Menschen angesehen werden, wie sie will. Führen Sie Ihr Amt unter uns mit der aufrichtigen Absicht,

die ich Ihrem Herzen sicher zutraue, sich selbst und die, die Sie hören, selig zu machen. Erwecken Sie sich durch Betrachtung und Gebet immer mehr zu einem eifrigen Bestreben nach dem großen und edlen Zwecke, das Reich Jesu Christi in Ihrer Gemeine und überall auszubreiten; und dann sehen Sie mit freudigem Vertrauen zu dem Zeugen im Himmel auf, der Sie kennet, billiget und schätzet. Alles wird leicht bei der glückseligen Gewißheit, Gott zum Freunde zu haben; und dem werden Sie dann mit frohem Geiste danken können, daß er Ihres Angesichts Hülfe und Ihr Gott ist.

## 2) von Joh. Gtfr. v. Herder († 1803).

Rede bei der Taufe des Prinzen Karl Bernhard von Sachsen-Weimar im Mai 1792. (In s. christlichen Reden und Homilieen. Tübig. 1806. 8. Th. 2. S. 246.)

Unsre erste Pflicht ist in dieser festlichen und fröhlichen Stunde, dem Gott des Lebens Dank zu bringen, daß er uns dieselbe gegönnt hat. Mehrmals ward unsre Hoffnung in Trauer verwandelt; wir theilten mit den fürstlichen Aeltern, unsrer verehrtesten Landesherrschaft, ihren tiefen Schmerz, konnten aber keine Freude mit ihnen theilen; die Stunde einer glückwünschenden Versammlung, wie die jetzige ist, war in stummes Schweigen verwandelt. Um so froher ist also die heutige Stunde, in der wir die Wünsche und Gebete, die dort gehemmt wurden, gleichsam vereint und neuverjüngt an den Fuß des Thrones jener ewigen Güte legen, die uns unsre verehrteste Landesfürstin neugeschenkt, ihr uns werthes Leben erhalten, und sie mit einer Munterkeit und Freude belebt hat, die, wie ein kaum erwarteter schöner Morgen, die grauenvolle dunkle Nacht besieget.

Sie lebt, die geliebteste Mutter dieses Prinzen, und ihr Kind lebt mit ihr. Sie hat am Anblicke seiner gesunden schönen Bildung den süßen Trost ihrer Schmerzen, Mutterfreuden genießen zu können, und vereint jetzt in ihrer stillen Kammer ihre mit unsern Danksagungen, ihre mit unsern zum Himmel gerichteten Wünsche. Nimm, o du unsichtbare, ewige Liebe, nimm, was du in den Herzen der edelsten Theilnehmenden bei der frohen Nachricht von der glücklichen Geburt dieses Prinzen an gerührtem Danke, an uneigennützigem, zartem Wohlwollen, an reiner segnender Freude sahest; nimm von Allem das Zarteste und Schönste, und lege es als eine Blume der Erquickung zum Haupte der Mutter; als einen Kranz des Segens auf die Brust des Kindes, das wir mit aufgehobenen Händen deiner Obhut empfehlen.

Von der Mutter also zum Kinde wendet sich unser segnender Wunsch, — zum neuen Ankömmlinge in unserm Kreise, den Vater, Großmutter, Bruder und Schwester, Verwandte, Freunde, Diener, alles, was unsern Fürsten, sein Haus, sein Wohl, das Wohl seines Hauses und Landes liebt, mit bewillkommender Freude empfangen und als Prinzen des Landes grüßen. Sey glücklich, junger Ankömmling, auf der Bahn des Lebens! Du bist in einer Zeit gebohren, die für deinen Stand, für die wahre Ehre und Würde deines Geschlechts merkwürdig ist, und wahrscheinlich in deinen Lebenszeiten noch merkwürdiger seyn wird. Deinem Stande, deiner Geburt nach, trittst du auf einen Schauplatz, wo du von Vielen gesehen wirst, wo Viele, Welt und Nachwelt, dich beurtheilen und richten. Glückliches Kind, du kannst, du sollst auf ihm keine andere Rolle haben, als Menschen um dich her (welchen Kreis dir auch die Vorsehung bestimmt habe) glücklich zu machen, und also von ihnen mit Recht und aus erkannter Würde geschätzt

und geliebt zu werden. Glückliches Kind; fange diese Rolle früh und fröhlich an; ende sie spät und fröhlich! Der Kranz der Verdienste, nach dem du streben wirst, hänge dir nicht zu hoch, nicht zu tief; erreiche ihn glücklich; nimm ihn aber aus der Hand der Wahrheit! Verstand und Menschenliebe mögen dich auferziehen, und dir früh den edeln Saft einflößen, der, wenn man ihn einmal gekostet hat, vor tausend Abweichungen und Irrungen bewahret: es ist das unbestochene, und nie zu bestechende Gefühl eigenen Werthes oder Unwerthes, es ist der Zug zur Wirksamkeit in innerer, wahrer, bleibender Größe. Dieses Gefühl werde als Stammcharakter dir eigen; der Geist desselben komme von deinen Aeltern und edlen Vorfahren auf dich; das Blut derselben, das in deinen Adern fließt, belebe auch dein Herz; es stärke deine edle Brust; es erhebe, wie dich dein Stand erhebt, auch deine Denkart. Es sey und bleibe dein Auge von Vorurtheilen jedes niedern Standes frei und rein; rein und frei dein Verstand von Vorurtheilen auch deines Standes; aufgeklärt und heiter sey deine Stirne, wie es dein Titel sagt, angenehm und hell zu durchleuchten von jedem wahren Lichte; ja du seyst selbst dieses Licht, ein segnender Genius der Menschheit! Erleuchte, erheitere, beglücke Andere um dich her; denn du stammest von Vorfahren, denen Teutschland, Europa und die gesammte Menschheit ein sehr schätzbares Licht, Aufklärung und Ordnung, ein sehr schätzbares Kleinod, Gewissensfreiheit, zu danken hat. An ihre lichte Reihe schließest du dich an; die Namen, die du trägst, werden dich an große Männer deiner Verwandten und Vorfahren erinnern, und die männliche Bestrebsamkeit deines Vaters, das edle Gemüth deiner Mutter, werden dich leiten.

Nach diesen bewillkommenden Segenswünschen, die

ich schwächer vortrage, als mein Geist sie denkt, die aber das Gefühl eines jeden, der mich höret, nach seiner Weise mehren und stärken mag, schreiten wir zu der heiligen symbolischen Handlung, die alle unsre Wünsche zum Gebete vereinigt.

Im Namen dieses neugebohrnen Kindes soll ein Bund drr Treue und des guten Gewissens mit dem unsichtbaren Wesen geschlossen werden, das der Urheber seines Lebens, der Regierer und Herr seines Schicksals ist, so wie einst der innigste Aufseher und Lohner seiner Tugenden und Verdienste seyn wird. Es erinnert uns dieser Bund an die edelste Würde des Menschen, eine sich selbst bestimmende moralische Freiheit, nach der wir das Böse zu fliehen, das Gute aus freiem Entschlusse, oft auch mit Mühe und Gefahr, zu wählen vermögen; er erinnert uns auch an den schönsten Siegespreis dieser Freiheit, nämlich ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen, das unersetzliche und unerkaufbare Gefühl der innern Rechtschaffenheit, Vernunft und sittlichen Würde. Gebe Gott unserm geliebten Täuflinge dies reine Herz, dies tapfere Gemüth, diesen guten gewissen Geist zum Führer des Lebens! Er verwerfe ihn nie von seinem Angesichte, und nehme seinen heiligen Geist nie von ihm. Er erfreue ihn stets mit seiner Hülfe, und sein freudiger Geist halte ihn standhaft und muthig empor. In diesen Gesinnungen beginnen wir unsre heilige Handlung.

## Nach der Taufe.

Und so schließen wir denn den zum Bunde der Religion und Moralität eingeweihten Prinzen Karl Bernhard dem blühenden Paare seiner Geschwister, unserm geliebten Prinzen Karl Friedrich und seiner Schwester, Karoline Luise, mit Freude, Hoffnung und Zu-

versicht an. Mögen sie sich unter einander lieben, und mit einander aufblühen zum Ruhme ihrer verehrten Aeltern, zur Freude Gottes an ihnen, zur Freude und zum Troste der Menschheit!

3) vom Oberconsistorialr. und Generalsup. Löffler in Gotha. († 1816)

Bruchstück aus s. Rede, bei der Einweihung des Candelabers zu Altenberga, wo Bonifacius in Thüringen die erste christliche Kirche gestiftet haben soll. (Aus s. Schrift: Bonifacius, oder Feier des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen. Gotha, 1812. 8.)

Ehrfurchtsvoll beugen wir uns vor dir, ewiger, unsichtbarer, aber überall wirksamer Geist! Du bist es, der die Natur belebt, der die Gestirne leitet, der denkende Wesen und Geister erschuf. Du bist es, der auch in uns, die Kinder der Erde, einen Funken deines göttlichen Lichtes senkte, der uns fähig macht, dich zu suchen, dich zu finden, deine Größe zu bewundern, und in dir auch den Regierer der menschlichen Welt anzubeten.

Wenn in deinem unermeßlichen Reiche du auch auf diesen kleinen Punct, die Erde, und auf uns, die Menschen, die wir deine Kinder uns zu nennen wagen, blickest; so laß dir unsre Huldigung an dem heutigen Tage gefallen, und nimm das Opfer der Anbetung und des Dankes, das unser denkender Geist, das unser empfindendes Herz dir weihet, gnädig auf!

---

Obgleich die Feier, zu welcher wir uns in dieser seltenen Gegend versammelt haben, zunächst die Absicht hat, einen Menschen, einen verdienten Mann der Vor-

zeit zu ehren; so ist diese Feier doch der Religion und der Anbetung Gottes sehr nahe verwandt. Allein die Sache des Mannes, den wir heute ehren wollen, liegt der Andacht noch näher. Er brachte zuerst in diese sonst rauhen Gegenden den Baum des Christenthums, die Kenntniß der Religion, welche noch heutiges Tages für die befriedigendste für unsern Verstand, für die beruhigendste für unser Herz, für die heiligendste für unsre Gesinnung gilt; jene Religion, welche der Heiland der Welt vom Himmel brachte, und unter dem menschlichen Geschlechte einführte. Wenn wir die Erhaltung und Verbreitung dieser Religion, welche, in einem entfernten Winkel des Morgenlandes gebohren, dort und in dem Abendlande nicht ohne Verfolgung blieb; wenn wir die Erhaltung und Verbreitung dieser Religion selbst als ein Wunder der göttlichen Vorsehung ehren; wie könnten wir das Lob unsers Heiligen trennen von der Anbetung desjenigen, der die Begebenheiten der Welt verbindet und lenket, und der den Gang des Christenthums durch ihn in diese Gegenden leitete.

Aber welches ist das Verdienst des Mannes, den wir durch dieses Denkmal ehren wollen?

Versetzet euch mit mir auf einen Augenblick in jene entfernte Zeit, da sein Fuß zuerst diese Gegenden betrat. — Unser Vaterland Thüringen, damals fast nur mit Wäldern bedeckt, gehorchte den Regenten jenes tapfern teutschen Völkerstammes, welcher die blühenden römischen Provinzen Frankreichs, das von den Siegern noch den Namen trägt, erobert, und bald die Religion des besiegten Landes, die christliche, angenommen hatte. Diese Religion, so erzählt die bekannte Geschichte, im fernen Osten an den Ufern des Jordans entstanden, hatte sich bald über die Provinzen des weiten römischen Reiches verbreitet. Nach drei Jahrhunderten, nachdem sie durch

die Kraft der Wahrheit beinahe alle Tempel der Götter verödet hatte, erhob ein römischer Kaiser sie mit sich auf den Thron. Jetzt ward sie die öffentliche, die allein beschützte Religion des Reiches. Alle Provinzen mußten ihr huldigen. Aber in das Innere Teutschlands, bis in diese Wälder, war noch kaum ein Stral ihres Lichtes gedrungen. In unsern Gegenden, auf diesen Bergen, in diesen Thälern, damals ohne Städte, fast ohne Dörfer, herrschte noch Heidenthum und Abgötterei. Ein Mann in Britannien, — Winfried war sein Name, — von dem Eifer entzündet, der schon mehrere seiner Landesgenossen aus ihrem Vaterlande und über das Meer geführt hatte, von dem Eifer entzündet, die verwandten nicht christlichen Völker Teutschlands zur christlichen Religion und zur Verbindung mit der Kirche zu führen, in welcher allein Heil und Seligkeit erwartet ward, widmete sein Leben diesem mühsamen gefahrvollen Geschäft, und fand in ihm, nach einer mehr als dreißigjährigen Anstrengung, einen gewaltsamen Tod.

Wir überlassen gern dem Geschichtsforscher, der nur nach historischer Wahrheit fragt, zu untersuchen, von welcher Beschaffenheit die christliche Religion war, die er hier ausbreitete. Gern weichen wir der Frage aus, ob alle die Mittel, welche er wählte, und unter denen er auch Täuschung und Gewalt nicht immer verschmähen mochte, noch heutiges Tages von uns gebilliget werden können; und am wenigsten wollen wir läugnen, daß er von dem Wunsche nach Ruhm nicht ganz frei war.

Das Verdienst eines Mannes aber wird geschätzt nach dem Werke, das er vollbringt, und dessen Nützlichkeit; nach der Gesinnung, die ihn dabei leitet; nach der Kraft, die er dabei äußert, und nach der Beharrlichkeit, mit der er sein Ziel verfolgt. Prüfen wir in diesen Hinsichten das Verdienst unsers Heiligen.

Er hat die christliche Religion und die Einrichtungen der Kirche in diese Gegenden verpflanzt, denen sie beinahe noch ganz fremd waren. Dies ist sein eigenthümliches Werk. Es mag seyn, daß diese Religion in der damaligen Zeit, wo sie zuerst auf diesen Boden verpflanzt ward, so rein, so ausgebildet nicht war, als sie jetzt unserm Nachdenken erscheint; aber dessenungeachtet haben wir, bei denen diese Religion sich so entwickelt, so ausgebildet hat, Ursache, zu fragen: was wir dem Manne schuldig sind, der sie zuerst in unserm Vaterlande anpflanzte.

Eines großen Mannes Verdienst kann nicht blos beurtheilt werden, nach dem, was er wirklich zu Stande bringt; sondern es muß dabei die Absicht in Anschlag gebracht werden, die ihn leitet, und die Anstrengung und Beharrlichkeit, mit welcher er sein Ziel verfolgt. Und hier verdient der Mann, den wir heute ehren, unsere Achtung und Bewunderung in einem seltnen Grade. Was war es, das ihn bewog, seinen stillen klösterlichen Sitz zu verlassen, Bequemlichkeit und Ruhe mit Beschwerde und Gefahr, den Aufenthalt in einem gebildeten Lande mit Reisen in unwirthbare Gegenden zu vertauschen, und den Tod, den er endlich fand, unter rohen Menschen gleichsam aufzusuchen? Es ist schwer, über das, was den Menschen in seinem Innern treibt, zu urtheilen und Bewegungsgründe aufzufinden, die oft dem Menschen, der durch sie geleitet wird, selbst nicht klar sind. Aber welche Vorstellungen, welche Wünsche, welche Absichten auch in seiner Seele rege gewesen seyn mögen; über eine Absicht, und über die Hauptabsicht, die ihn begeisterte, die in der Stimmung der damaligen Zeit lag, die das Herz so vieler nicht gemeiner Menschen hob, über eine Absicht, die eine eben so fromme als menschenfreundliche Denkart verräth, sind wir nicht zwei-

selhaft. Und das war die Absicht und der Wunsch: die unwissenden und verblendeten Menschen der Abgötterei und einem finstern Aberglauben zu entreißen, sie zur Anbetung Gottes zu führen, und sie dem Schoose der Kirche Jesu Christi einzuverleiben. Wie ehrwürdig erscheint eine Denkart, die aus solchen Gründen entspringt; welche Bewunderung erregt ein Gemüth, das durch solche Vorstellungen geleitet wird.

Aber diese Achtung erhält noch einen erheblichen Zusatz, wenn wir uns erinnern, daß er dieses Geschäft bis an das Ende seines Lebens verfolgte, und daß ihn der Wunsch und die Hoffnung, das Reich Jesu und die Grenzen der Kirche zu erweitern, auch da nicht ruhen ließ, nachdem er schon alles erreicht hatte, was ein Herz, das aus irdischen Absichten, aus Ehrgeiz, aus Liebe zum Gewinn, aus Neigung zur Gemächlichkeit oder aus Ruhmsucht handelt, nur wünschen und befriedigen kann. Schon hatte er sich einen Sitz der Ruhe bereitet in jenem von ihm gegründeten berühmten Kloster (Fulda), das auch seinen Leichnam bewahrt; schon hatte er in jener erzbischöflichen Würde (von Mainz), welche sonst die ersten Fürsten unsers ehemaligen teutschen Reiches schmückte, einen Rang und eine Gewalt erreicht, welche auch den Ehrsüchtigsten genügen konnte. Auch war ihm, wenn von einzelnen berühmt machenden Handlungen die Rede seyn soll, die seltene Auszeichnung geworden, den Stifter eines neuen Königsstammes im fränkischen Reiche, den Vater unsers großen Karl, zu salben. Dennoch, als ihm die Hoffnung von neuem erschien, das Reich Jesu unter dem Volke der Friesen zu erweitern und es zu befestigen, entriß er sich in dem Alter des Greises jener Ruhe und jenen Vorzügen, und endigte auf dem gefährlichen Zuge mit dem Tode eines Märtyrers der Kirche. —

Noch einmal beten wir zu dir, Herr und Vater der Natur! Der Himmel ist dein Thron; die Erde deine Stufe. Geschöpfe ohne Zahl, Welten, die bis jetzt das Gestirn des Tages verbirgt, alles Lebende erhält dein Odem, belebt und regiert dein Geist! Empfange unsern gerührten Dank für deine Regierung der Welt und der Erde! Du hast uns wohlgethan schon in unsern Vorfahren; gieb, daß auch unsre Enkel sich unsrer freuen mögen! Seit Jahrhunderten hat die Religion deines Sohnes, die Religion der Rechtschaffenheit und der Liebe, des Trostes und der Hoffnung, auch in diesen Gegenden des Guten viel gewirkt. Gieb, daß auch wir, weise wie unsere Väter, sie wirksam für uns und unsre Kinder erhalten!

Von uns, von diesen Bergen, Thälern, Fluren, weiche nie die Andacht und die Liebe der Religion. So lange die Sonne dieses Land bescheint; so lange der Mond freundlich über ihm aufgeht; so lange blühe unter uns deine Verehrung. Zerfallen ist zwar jenes Haus, das in alter Zeit deiner Verehrung gewidmet war. Zerfallen wird auch dieser Stein, der sein Andenken erhalten soll; zerfallen wird auch jener neuer Tempel im freundlichen Thale. Aber wenn alle Tempel, von Händen der Menschen erbauet, zerfallen; so bleibt deiner Verehrung ein Tempel, der Tempel, den du dir selbst erbautest: die weite Natur und das menschliche Herz!

4) vom Hofrathe Karl Aug. Böttiger in Dresden.

Worte, auf der Anhöhe der Landstraße nach Gorbitz gesprochen an (des Bergrath) Werners Sarge, in der eilften Stunde der Nacht am 2 Jul. 1817. (Sie erschienen besonders gedruckt, Dresden, 1817. 8.)

Am ungewöhnlichen Orte, zur ungewöhnlichen Stunde umleuchtet uns der Fackelschimmer eines Leichenzuges, der seit jener Zeit, wo fürstliche Leichen zu Freybergs Grüften wanderten, wohl selten auf dieser Anhöhe gesehen worden ist. Aber gilt es nicht auch einem ungewöhnlichen Menschen, der aus unserer Mitte schied? Seiner Art stirbt nur Einer unter uns.

Ein durch die obersten Staatswürden, durch Rang, Gesinnungen, Wißbegierde ausgezeichneter Verein schließt in freiwilligster Anerkennung einen Kreis um den Leichenwagen eines Mannes, der zwar Sachsen zuerst, aber nicht allein angehörte, den Frankreichs rein wissenschaftliches Nationalinstitut mit Stolz unter seine Mitglieder zählte, der den vollwichtigsten Gelehrtenvereinen und Akademieen von St. Petersburg an bis nach Neapel zur Zierde gereichte, eines Mannes, der dem ganzen europäischen Völkervereine gleich werth, und der für alle Zeiten und Völker, die nicht in alte Barbarei versinken, da gewesen ist.

Man verweilt gern auf Stellen, die unsere Geliebten durch fromme Gefühle weihten. Ein solcher Platz ist die Anhöhe, auf welcher wir stehen, um einem geliebten Todten die letzte Pflicht zu erweisen. Auf seinen Erhohlungsreisen von Freyberg nach Dresden erblickte er von hier aus oft die Zinnen und Thürme der Königsstadt, wo Kunst und Freundschaft mit Sehnsucht ihre Arme nach ihm streckten; höher hob sich dann seine Brust, der fromme Wünsche für das Wohl des Vaterlandes und für den, der ihm Vater ist, entstiegen. Sein Auge glänzte vor Freude. Der Anblick Dresdens, da, wo diese Anhöhe auch wohl ganz Fremde entzückt, blieb ihm — wir wissen es aus seinem eignen Geständnisse — stets genußreich und erquickend. So heiße denn dieser Platz, wo wir in diesem Augenblicke Werners sterbliche

Hülle den Abgeordneten der Stadt übergeben, die, seiner Geisterweckenden Lichtverbreitenden Wirksamkeit nächste Zeugin, nun auch die treue Bewahrerin seiner letzten Ueberreste seyn wird, der Platz, auf welchem zwei Schwesterstädte über dem Sarge eines geliebten Todten sich die Hände reichen, von nun an Werners Ruhe bei Allen, die Werners Andenken ehren. Hier, wo das lebende Auge wohlgefällig auf den reichen Fluren und Rebhügeln unsers Elbthales ruhte, mag auch das im Tode geschlossene uns an die Ruhe eines Weisen erinnern, der ein sehr rühmliches Tagewerk vollendete. Hier sagen wir ihm das letzte Lebewohl.

Ach daß es das letzte seyn muß! Wie oft drückten wir ihm, den bürgerliche und geistige Bande mit uns verknüpften, wenn er zum edelsten Geschäft, zum Ideenumtausche, zehnmal mehr gebend, als empfangend, zu uns gekommen war, beim Abschiede die Hand! Wie wenig ahneten wir, als er vor wenigen Wochen zwar leidend, aber dem Anscheine nach nur des Heilbades bedürftig, zu uns kam, daß wir beim heutigen Abschiede nur noch seine kalte Todtenhand erfassen könnten. Warst du doch, Geliebter, selbst an der Schwelle des Greisenalters noch ein Mann voll gesparter Jugendkraft, voll fröhlicher Ansichten und Entwürfe. Dein Geist wandelte mit stillem, doch kräftigem Selbstbewußtseyn im Tempel der Natur. Der Enkelwelt voreilend, bemerkte dein Seherblick in den weiten Räumen der Wissenschaft neue Gegenden von der Morgensonne beleuchtet, wo unser Auge alles noch mit Nacht bedeckt fand. Mit Wort und Schrift gedachtest du auch darüber uns aufzuklären. Doch vielleicht war dies Zeitalter noch nicht reif genug für diese Aufklärung. Der Vater des Lichts rief dich zu sonnereichern Höhen. Wir stehen an deinem Sarge, und weinen.

Doch nicht unmännlicher Schmerz bewege und beklemme unsere Brust. Wir alle sind stolz darauf, Mitbürger, Zeitgenossen, Beförderer, Freunde, Schüler eines Mannes gewesen zu seyn, dessen Name unter den Erfindern im Tempel des Nachruhms erglänzt, der als Schöpfer seiner Wissenschaft, so lange Fossilien nach untrügliche Kennzeichen bezeichnet, Gänge nach Formationen bestimmt werden, im Herzen und auf den Lippen von tausend Schülern stets fortlebt. Ihr Pfeiler und Altäre der Natur in diesem paradiesischen Elbthale, du hoher Lilienstein, dessen Haupt der eben aufgehende Mond umdämmert, ihr Basaltsäulen Stolpens dort über dem Waldgebirge; an eurer Felsenstirn steht Werners Name angeschrieben. Freybergs unterirdische Labyrinthe, oberirdische Naturschulen werden seinen Ausspruch bestätigen, so lange Wißbegierige sich dort als Jünger seiner Lehre versammeln. Seine heiligen Vermächtnisse, welche sein Geist auch dann noch durchdringt, wenn diese Hülle längst in Staub einsank, sind Stimmen an ein späteres Geschlecht. Die Verkündiger seines Ruhmes, seine ihm mit Kindessinn anhängenden Zöglinge, sind in alle Länder und Weltgegenden zerstreut. Die letzte Huldigung, die wir seinen Verdiensten in dieser mitternächtlichen Stunde unter dem Sternenhimmel erweisen; sie wird ihm in der unsichtbaren Geisterwelt von einer ungezählten Schaar treuer Schüler dargebracht. Ständen sie alle, die noch leben, und zu denen in fernen Zonen die Trauerkunde seines Todes vielleicht erst nach Monaten dringen kann, hier in diesem Kreise; wie weit würde er sich da ausdehnen! Und träten auch die herzu, die vor ihm entschlummerten; welch ein geweihter Geisterring würde uns umschweben!

Fassen wir also, hochverehrte Begleiter, die wir hier vor dem stehen, was sterblich an ihm war, die wichtige

Bedeutung dieser Stunde. Wir stehen als Stellvertreter eines lieben Vaterlands, einer dankenden Mitwelt hier. Sachsen, die Mutter aller Cultur und die Wiege des neueuropäischen Bergbaues, ist stolz auf diesen Sohn. Denn kein Name wird unter den friedlichen Eroberern im Reiche der Wissenschaft im fernen Auslande seit Jahren häufiger genannt, als der deine; du mit Achtung Genannter am della Plata und am Ganges!

Und wohl uns, die wir ihm näher standen, daß wir nicht blos seinen Wissensdurst und seine Wissensfülle — diese kennt und ehrt auch der Fremde im Auslande — daß wir auch seinen seltenen Edelmuth, seine alles, was sich ihm näherte, zärtlich umfassende Menschenliebe erkannten. Der unersättliche Forscher und Wisser war auch ein kindlichguter, gefühlvoller, feingeselliger, überall zärtlich theilnehmender Mensch; er trug die ganze Menschheit in seiner Brust, die kein Dünkel erfüllte, kein starrer Egoismus versteinerte. Echte, nicht zur Schau getragne, Religiosität öffnete ihm die Pforte, die dem Sterblichen nur einmal sich aufthut. Was mehr in ihm gewesen, ob er ein größerer Wisser, oder ein besserer Mensch gewesen; das weiß nur der allein, der alle mit gerechter Wagschale mißt, und uns, wie ihm, menschliche Schwäche und Irrthümer um dessen willen, der die Liebe ist, verzeiht.

Noch vor kurzem röthete der letzte sterbende Schimmer der Abendsonne diesen Hügel. Nach wenigen Stunden wird ihn der erste Stral der Morgensonne begrüßen. Jetzt ist es Nacht um uns. Der sanft Entschlummerte blickt nun in eine andere Sonne, um die alle Sonnen und Erden und Monde kreisen, wo keine Nacht mehr dunkelt. Sein Durst nach Licht und Recht sey uns ein Vorbild, damit in der Ordnung, wie uns der Genius winkt, dahin auch wir ihm folgen. Mehren, was er

erschuf; ehren, was er begründete; das ist sein letzter Zuruf an uns. Wir wollen mehren, was du erschufst, ehren, was du begründetest; das ist unser Lebewohl!

---

## 3) Die politische Rede.

### 37.
### Begriff der politischen Rede.

Die politische Rede ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem weiten Kreise des gesammten Staatslebens, sowohl des bürgerlichen, als des öffentlichen, entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche gewisse Zwecke des Lebens im Staate befördert und verwirklicht werden sollen. Die politische Rede kann — unter der Voraussetzung, daß sie fruchtbare Gegenstände des Staatslebens zur Sprache bringt, und die Form das Gepräge der stylistischen Vollendung erhält, — eine hohe Wirkung auf das menschliche Bestrebungsvermögen nicht verfehlen, weil nächst dem Kreise sittlich-religiöser Wahrheiten, dessen Stoffe der religiösen Beredsamkeit angehören, kein anderer Kreis von Begriffen und Ideen so reichhaltig ist, und dem Menschen so nahe liegt, als der Kreis der zum bürgerlichen und öffentlichen Leben gehörenden Begriffe und Ideen. Denn wer nicht, entfernt von der menschlichen Gesellschaft, auf einer wüsten Insel oder als Einsiedler in einer Höhle lebt, wird von

den unzähligen Verhältnissen, Rücksichten und Formen des bürgerlichen Lebens ununterbrochen umgeben. Schon seine Verhältnisse im häuslichen und Familienleben stehen mit seiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft in unmittelbarer und nothwendiger Verbindung; noch vielseitiger und reichhaltiger aber sind bei den meisten Menschen die Beziehungen und Verhältnisse, die aus ihrer Stellung in der bürgerlichen Rechtsgesellschaft selbst hervorgehen. Denn nicht nur daß jeder, der im Staate lebt, — er sey nun Feldbauer oder Gewerbbetreibender, er sey Kaufmann oder Künstler, er sey Gelehrter oder Staatsdiener, er stehe in den Diensten Andrer oder er lebe von seinem Vermögen ohne öffentliche Anstellung, — theils mit allen den andern Individuen seines Standes, theils mit einer bedeutenden Zahl von Individuen aus den übrigen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, in vielfacher Berührung und in ununterbrochenem Verkehre steht; er nimmt auch, außer diesen individuellen Verhältnissen, als eigentlicher Staatsbürger, mehr oder weniger Antheil an allen öffentlichen, im innern und äußern Staatsleben bestehenden, Einrichtungen. So steht er mit den verschiedenen Behörden im Staate in mannigfaltiger Verbindung, auch wenn er nicht selbst zu denselben als Mitglied gehört; er steht unter dem Einflusse der im Staate organisirten Gerechtigkeitspflege und Finanzverwaltung; er muß sich in Angemessenheit zu den im Staate bestehenden polizeilichen und militärischen Anordnungen und Verhältnissen betragen; er muß sein bürgerliches Leben nach den vorhandenen bürgerlichen und peinlichen Gesetzbüchern einrichten und sich darnach beurtheilen lassen; er ist zugleich Mitglied einer

im Staate anerkannten Kirche, und hat, als solches, eben sowohl eigenthümliche Verpflichtungen, wie eigenthümliche Rechte; er ist entweder in unbeschränkten Monarchieen dem unbedingten Willen des Regenten und der von demselben ernannten höchsten Staatsbehörden unterworfen, oder er steht in beschränkten Monarchieen und in Republiken zu den rechtlich vorhandenen Vertretern des Volkes in Verhältnissen der Abhängigkeit oder Gleichstellung; er ist entweder mit seiner bürgerlichen Thätigkeit zunächst und ausschließend auf das Inland beschränkt, oder er verbreitet seine amtliche Wirksamkeit auf die mannigfaltigen Verhältnisse, nach welchen der Staat, in welchem er lebt, mehr oder weniger zu dem gesammten Auslande sich ankündigt.

## 38.

## Eintheilung der politischen Reden.

Das gesammte Staatsleben zerfällt in zwei Hauptheile: in das innere und in das äußere Staatsleben. Deshalb kann auch die politische Beredsamkeit nur diese zwei Hauptgegenstände berücksichtigen, und darnach eingetheilt werden. Alle politische Reden betreffen entweder das innere, oder das äußere Staatsleben.

1) Der Kreis des innern Staatslebens unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Kreise des äußern Staatslebens, daß sein Gebiet weit mannigfaltiger und reichhaltiger, als das des letztern ist, und daß, nach den Aussagen der Geschichte, in den meisten Fällen die Ankündigung des äußern Staatslebens von der Begründung, Haltung, Einrichtung und Ankündigung des innern Staatslebens

abhängt. Der Umfang des innern Staatslebens umschließt aber zunächst drei Hauptgegenstände: die Verfassung, die Regierung, und die Verwaltung des Staates. Die politische Beredsamkeit im innern Staatsleben wird daher nothwendig diesen drei Hauptgegenständen folgen, die besondern Verhältnisse und Zwecke derselben vergegenwärtigen und sie zum deutlichen Bewußtseyn bringen müssen.

Das äußere Staatsleben, im Gegensatze des innern, umschließt alle diejenigen Verhältnisse, in welchen ein in der Wirklichkeit bestehender Staat zu dem gesammten Auslande, besonders aber zu den benachbarten Staaten und Reichen steht. Die politische Beredsamkeit im äußern Staatsleben wird daher alle diejenigen Gegenstände betreffen, welche im gegenseitigen Verkehre und in der Wechselwirkung, so wie in der Verbindung zweier oder mehrerer Staaten öffentlich zur Sprache kommen.

## 39.

### a) Politische Reden in Beziehung auf das innere Staatsleben.

Die politische Beredsamkeit im innern Staatsleben bezieht sich entweder auf die Verfassung, oder auf die Regierung, oder auf die Verwaltung des Staates.

1) Unter der Verfassung des Staates wird, im Allgemeinen, die rechtlich begründete und thatsachlich bestehende Unterlage des gesammten innern Staatslebens in Hinsicht auf die öffentliche Ankündigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, — im Besondern aber ein ge-

schriebenes Grundgesetz verstanden, welches die einzelnen Grundbedingungen des innern Staatslebens mit Bestimmtheit festsetzt und ausspricht. Es gehört der wissenschaftlichen Darstellung der Staatskunst an, die verschiedenen in Europa und Amerika seit den letzten vierzig Jahren ins öffentliche Staatsleben eingetretenen, zum Theile bereits wieder erloschenen, zum Theile bestehenden, geschriebenen Verfassungen nach ihrem Ursprunge und nach ihrem Gesammtinhalte zu bezeichnen, ob sie nämlich von den Regenten als Ausflüsse ihrer souverainen Gewalt gegeben, oder von den Ständen der Reiche und Staaten entworfen und den Regenten zur Annahme vorgelegt, oder von den Regenten und Ständen gemeinschaftlich berathen und angenommen wurden. Für die politische Beredsamkeit sind daraus sehr viele neue Formen hervorgegangen; z. B. die Reden der Regenten bei der Eröffnung und dem Schlusse der ständischen Versammlungen; die Reden der Minister und Reichsräthe bei den Anträgen zu Gesetzen und Verordnungen in der Mitte der ständischen Versammlungen, zur Vertheidigung ihres practisch geübten Systems der Verwaltung, oder zur Abweisung der ihnen gemachten Vorwürfe; die Reden der einzelnen Volksvertreter für oder gegen die zur öffentlichen Verhandlung gebrachten Gegenstände des innern und äußern Staatslebens; die Reden der Mitglieder der aus den Ständen erwählten Ausschüsse zur besondern und vorbereitenden Bearbeitung wichtiger Gegenstände des Staatslebens u. s. w. — So wie die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes, der in einer ständischen Versammlung durch öffentliche Reden

verhandelt und entschieden werden soll, in den meisten Fällen über die logische Behandlung und ästhetische Vollendung der rednerischen Form entscheiden wird; so hängt doch der Grundton der politischen Rede und die Farbengebung der Darstellung im Einzelnen zwar zunächst ab von der Individualität des auftretenden Redners, im Ganzen aber von den in der Verfassung den Volksvertretern zugestandenen Rechten, namentlich in Hinsicht des ihnen zugesprochenen Antheils an der Gesetzgebung, der ihnen zustehenden Bewilligung der Steuern und Abgaben, und des ihnen zugetheilten Rechts der Beschwerdeführung, oder selbst der Anklage über verwaltende Behörden, über eingerissene Mißbräuche, so wie der ihnen zukommenden Rechte der Bitter (Petitionsrecht) und der Anträge an den Regenten.

2) Die **Regierung** des Staates beruht auf dem Regenten desselben und auf den höchsten, im Namen des Regenten handelnden und entscheidenden, Staatsbehörden. Wenn die Staatskunst, als Wissenschaft, im Allgemeinen zwischen monarchischen und republikanischen Regierungsformen, und im Besondern zwischen unbeschränkten und beschränkten Monarchieen, zwischen rein demokratischen, repräsentativ-demokratischen und aristokratischen Republiken unterscheiden muß, und selbst die seltenern Regierungsformen der Theokratie, des Staatenbundes und des Bundesstaates nicht übergehen darf; so bezieht sich die politische Beredsamkeit, in Hinsicht auf die Regierung der Staaten, zunächst nur auf die verschiedenen Formen der Reden, welche entweder die Regenten persönlich, oder Minister und Staatsbeamte in

ihrem Namen, oder auch die Vorsteher und Mitglieder einzelner Behörden im Staate an den Regenten und die Minister, und in der Mitte ihrer eignen Versammlungen über Gegenstände der Regierung zu halten haben. Nothwendig entscheidet der Stoff der Rede, und die Individualität des Redners, so wie seine persönliche Stellung, entweder aufwärts oder abwärts, zu den Zuhörern, über die Form der Einkleidung und über die Wahl des Tones und der Farben in der Behandlung und Durchführung der politischen Rede.

3) Die Verwaltung des Staates umschließt vier Hauptheile: die Gerechtigkeitspflege, die Polizei, das Finanzwesen, und die Gestaltung des Kriegswesens im Staate, mit allen ihren einzelnen Verzweigungen, Abstufungen und Untertheilen. Ob nun gleich auch die politische Beredsamkeit nicht ganz von dem Wirkungskreise der Polizei-, Finanz- und Militair-Behörden ausgeschlossen wird; so hat sie doch ihren weitesten Spielraum in dem Gebiete der Gerechtigkeitspflege, besonders wo in Staaten mit neuen geschriebenen Verfassungen das öffentliche und mündliche Verfahren, entweder ganz, oder nur theilweise, entweder blos in Fällen des peinlichen, oder selbst über Gegenstände und Angelegenheiten des bürgerlichen Rechts, eingeführt worden ist. Denn so wenig es in das Gebiet der politischen Beredsamkeit gehört, die wichtigen Fragen über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, über die Räthlichkeit und zweckdienliche Gestaltung der Geschwornengerichte, über die für das Ressort der-

selben geeigneten Gegenstände (namentlich auch der Preßvergehen), und über die mit dem mündlichen und öffentlichen Verfahren in nothwendiger Verbindung stehende Veränderung und neue Bildung des Advocatenstandes zu entscheiden; so muß doch die politische Beredsamkeit in allen Staaten und Reichen, wo diese neuen Formen innerhalb der Gerechtigkeitspflege ins öffentliche Staatsleben eingetreten sind, nicht nur einen sehr weiten Wirkungskreis, sondern auch einen unermeßlichen Umfang des Stoffes gewinnen, der vermittelst der vollendeten stylistischen Form sich öffentlich ankündigen, und auf den versammelten Kreis der Zuhörer seine Wirkung hervorbringen soll. — Die gerichtlichen Reden können aber entweder von dem Richter, oder von den Partheien, oder von den Advocaten derselben gehalten werden, woraus sich von selbst der Unterschied zwischen den anklagenden und vertheidigenden gerichtlichen Reden ergiebt. Auch kann man zwischen Haupt- und Neben-Reden in Hinsicht der gerichtlichen Beredsamkeit unterscheiden *), von welchen die erstern unmittelbar, die letztern nur mittelbar auf die Entscheidung des Rechtshandels sich beziehen, inwiefern die erstern die Hauptsache, die letztern nur einen Incidentpunct zum Gegenstande haben. — Die gerichtliche Beredsamkeit unterscheidet sich aber von allen übrigen Gattungen und Arten der politischen Beredsamkeit dadurch, daß streitige Rechtsfälle die Stoffe derselben bilden, woraus der

*) vgl. Karl. Sal. Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit. Heidelb. 1810. 8.

Zweck dieses Zweiges der politischen Beredsamkeit hervorgehet, der in der Vertheidigung der Rechte der Partheien, zum Behufe einer gerichtlichen Entscheidung, besteht. Diese Entscheidung aber soll *) nach Rechtsgrundsätzen eine Entscheidung aus objectiven Gründen, d. h. eine Entscheidung seyn, die nicht allein mit den vorliegenden und erwiesenen Thatsachen und mit den Rechten übereinstimmt, sondern auch von dem Richter ganz allein um deswillen gefällt wird, weil sie mit diesen Bedingungen des richterlichen Urtheils übereinstimmt. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, schließt daher die gerichtliche Beredsamkeit die (der alten Welt nicht unbekannte) absichtliche Entstellung der Thatsachen, die häufige Verdrehung des Rechts, und die rednerische Kunst von sich aus, den aufgestellten subjectiven Gründen des Redners den Sieg und die Entscheidung über den Gegenstand, mit Umgehung der rein objectiven Rechtsgründe, zu verschaffen.

## 40.

### b) Politische Reden in Beziehung auf das äußere Staatsleben.

So wie bei allen irdischen Organisationen das innere Leben die Grundbedingung der Ankündigung des äußern ist, und jenes eben so nach seiner Gesundheit, Ordnung, Fülle und Kraft, wie nach seiner Krankheit, Zerrüttung, Schwäche und bevorstehenden Auflösung in den Erscheinungen und Wirkungen des äußern Lebens erkannt wird; so auch bei

*) Zachariä, S. 21.

den einzelnen Völkern und Staaten. Denn jeder Staat ist, im Kreise der äußern Erscheinung, so wie im Gebiete der Geschichte, und in der Verbindung und Wechselwirkung mit andern neben ihm gleichzeitig bestehenden Staaten und Reichen, eine irdische Organisation, deren Blüthe, Emporstreben und Kraft eben so, wie ihr Veralten, Rückwärtsschreiten und Sinken, von den unveränderlichen Gesetzen und Bedingungen des innern organischen Lebens abhängig bleibt. Zu den in dem Kreise der Erfahrung wahrnehmbaren Erscheinungen und Ankündigungen des äußern Staatslebens gehören aber theils alle Verhältnisse eines Staates, welche aus seiner rechtlichen und friedlichen Wechselwirkung und Verbindung mit allen übrigen, neben ihm bestehenden, Staaten hervorgehen; theils alle Verhältnisse, welche bei bedrohten oder verletzten Rechten des Staates durch andere Staaten eintreten. Die politische Beredsamkeit in Beziehung auf das äußere Staatsleben muß daher, nach diesen beiden im äußern Staatsleben eintretenden Hauptverhältnissen, sich gestalten.

1) Im Zustande der rechtlichen und friedlichen Wechselwirkung und Verbindung des Staates mit andern Staaten werden die Stoffe der politischen Beredsamkeit auf alle diejenigen Gegenstände und Verhältnisse sich beziehen, welche eines Ausdruckes des rechtlichen und freundschaftlichen Zustandes zwischen den einzelnen Staaten bedürfen. Dahin gehören besonders die von den Gesandten und diplomatischen Personen an die Regenten befreundeter Staaten zu haltenden Reden, z. B. bei Thronbesteigungen, Vermählungen, glücklichen Familien-

ereignissen, gelungenen politischen Planen u. s. w., so wie die Antworten und Gegenreden der Regenten oder deren Minister auf die Anreden der auswärtigen Diplomaten. Weiter gehören dahin die Staatsreden bei dem Antritte einer gesandtschaftlichen Stelle, die Reden vor oder nach Abschließung eines Vertrages zwischen zweien Staaten, die Reden der, neben der stehenden Gesandtschaft, bisweilen abgeordneten außerordentlichen Gesandten entweder für gewisse politische Zwecke (z. B. in der Nähe eines ausbrechenden Krieges; zur Uebernahme der Vermittelung während der Zwiste, und während des schon begonnenen Krieges zwischen zweien Mächten u. s. w.), oder für gewisse Hoffeierlichkeiten (z. B. bei der Regierungsjubelfeier eines Fürsten rc). Nicht selten sind in den Zeiten politischer Schwankung und Gährung die von Regenten, Diplomaten und andern Staatsbeamten in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse gehaltenen Reden absichtlich darauf berechnet, die politische Gesinnung eines Hofes öffentlich auszusprechen, oder auch die politische Stimmung der übrigen Mächte zu erforschen, inwiefern solche öffentliche Staatsreden sehr oft von andern Mächten berücksichtigt, und selbst förmlich beantwortet werden. — Welchen Einfluß, in allen diesen Beziehungen, das Gefühl und die Stellung einer Macht des dritten oder vierten politischen Ranges auf die Einkleidung und den Ton der politischen Rede gegen eine Macht des ersten und zweiten politischen Ranges, — oder das Gefühl und die Stellung einer Macht des ersten politischen Ranges in der Sprache gegen eine Macht des dritten und vier-

ten Ranges behauptet, gehört nicht der Theorie der Beredsamkeit, sondern der Staatskunst zu entscheiden an; nur daß in den wirklich vorhandenen politischen Reden dieser Art (z. B. in den französischen zu Napoleons Zeit, in den brittischen, selbst in den nordamerikanischen) der Einfluß jenes Gefühls und jener thatsachlichen Stellung der Mächte nach außen sich nicht verkennen läßt.

2) Noch stärker ist gewöhnlich die Farbe und die Ankündigung dieses Tones in Beziehung auf das äußere Staatsleben, sobald zwischen zweien oder mehreren Staaten das Verhältniß der Spannung, der Feindseligkeiten und des Krieges eintritt. Mögen Staatsrecht und Staatskunst darüber entscheiden, ob und wann zwischen Staaten Retorsionen, Repressalien, Abbrechung der freundschaftlichen Verhältnisse, und Kriegserklärungen nöthig sind; in das Gebiet der politischen Beredsamkeit gehört blos die Behandlung des jene Zwiste, Spannungen und zuletzt die Kriegserklärung herbeiführenden Stoffes vermittelst einer in sich vollendeten rednerischen Form. Doch müssen zu diesem Kreise auch die politischen Reden gerechnet werden, welche der Aussöhnung der kriegführenden Staaten im Frieden vorausgehen und nachfolgen.

## 41.

## Ueber den Inhalt und Geist der politischen Reden.

Sollen die politischen Reden, in Hinsicht auf die Verhältnisse des innern und äußern Staats-

lebens, den aufgestellten Forderungen genügen; so setzen sie bei dem Redner eine gründliche allgemeine Bildung seines Geistes, und namentlich eine tiefe und umschließende Kenntniß der gesammten Staatswissenschaften voraus. Denn wie der religiöse Redner, der seiner hohen Bestimmung entsprechen will, im Allgemeinen mit gründlichen Kenntnissen der Sprachen, der Philosophie und der Religions- und Culturgeschichte der Menschheit, und im Besondern mit der tiefsten Erforschung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ausgestattet seyn muß; so wird auch von dem politischen Redner eine eben so weitreichende Kenntniß der classischen Sprachen des Alterthums, denen bekanntlich die ersten Muster der politischen Beredsamkeit angehören, und ein sorgfältiges Erforschen der Philosophie und der allgemeinen Geschichte verlangt, bevor er mit Erfolg dem besondern Studium der einzelnen Staatswissenschaften sich widmen kann. Denn ob er gleich nicht selbst Philosophie verkündigen soll; so bedarf er doch des philosophischen Geistes, um alle Angelegenheiten und Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens aus dem höchsten, d. i. aus dem rein menschlichen Standpuncte zu fassen. Er bedarf namentlich der empirischen Psychologie, der Logik, der Metaphysik, der Sitten- und Rechtslehre, um über die höchsten Angelegenheiten unsers Geschlechts mit sich selbst einig zu werden. Zugleich bedarf er aber auch der genauesten Bekanntschaft mit der allgemeinen Geschichte, um den Gang der geistigen und politischen Entwickelung und Bildung, so wie die Ursachen des Steigens und Sinkens, des Veraltens und des Erlöschens vieler Völker, Staaten und

Reiche der Vorzeit, des Mittelalters und selbst der neuern Zeit zu überschauen und zu erforschen; denn die Gegenwart soll sich kennen und verstehen lernen in dem Spiegel der Vergangenheit nach allen ihren Licht- und Schattenseiten, nach allen Bedingungen des fröhlichen Gedeihens und Forsschreitens der jetzt bestehenden Staaten, so wie nach allen in der Geschichte angedeuteten Verirrungen und politischen Mißgriffen im innern und äußern Leben der Staaten und Reiche.

Unter allen Theilen und Zweigen der Geschichte muß aber die Geschichte des vaterländischen Staates dem politischen Redner am bekanntesten seyn. Denn nur sie kann ihm ein wahres Bild von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande desselben vermitteln; nur durch sie kann er lernen, wie und unter welchen Verhältnissen der vaterländische Staat die verschiedenen Zeiträume seines politischen Lebens durchging; was in den einzelnen Zeiträumen für die Grundbedingungen seines innern und seines äußern Lebens geschah, und durch wen; welche Fürsten und Staatsmänner die Ankündigung des innern und des äußern Lebens, und die Wechselwirkung beider auf einander förderten oder hinderten, vorwärts oder rückwärts brachten; in welchen Verhältnissen zu den Nachbarstaaten und zu dem ganzen Auslande der vaterländische Staat in den einzelnen Abschnitten seines politischen Daseyns stand; wie und wodurch der Geist des Volkes in der Cultur gesteigert oder gelähmt ward; was Verfassung, Regierung und Verwaltung, was Religion und Sitten auf den Geist des Volkes wirkten; wie, in staatswirthschaftlicher Hinsicht, in seiner Mitte Feldbau, Gewerbsfleiß, Handel, Künste und

Wissenschaften gegen einander sich verhalten; und auf welchem Puncte des politischen Gewichts und Einflusses eben gegenwärtig der vaterländische Staat steht, weil selbst der politische Tact und die politische Sprache des Redners größtentheils davon abhängt, und anders ein brittischer, als ein portugiesischer Staatsmann, anders ein russischer, östreichischer und preußischer, als ein spanischer und schweizerischer Diplomat, sich in den einzelnen Formen der politischen Beredsamkeit ankündigen wird.

Besonders aber verlangt die politische Beredsamkeit in ständischen Versammlungen und in den verschiedenen diplomatischen Aemtern die gründlichste Erforschung des philosophischen Staatsrechts, des practischen Völkerrechts, der Volks- und Staatswirthschaftslehre, der Finanz- und Polizeikunde, der eigentlichen Staatskunst (Politik) als selbstständiger Wissenschaft, des öffentlichen Staats- oder Verfassungsrechts in den mit geschriebenen Verfassungen ausgestatteten europäischen und amerikanischen Staaten, so wie der Geschichte des europäischen Staatensystems seit der Entdeckung des vierten Erdtheils, der Staatenkunde (Statistik), und der eigentlichen Diplomatie, nach deren wesentlicher Verschiedenheit von der Diplomatik, die, während jene dem abgeschlossenen reichen Kreise der Staatswissenschaften zufällt, in das Gebiet der Hülfswissenschaften der Geschichte gehört.

## 42.

## Ueber die Form der politischen Reden.

Wenn gleich das Gesetz der Form, nach Richtigkeit und Schönheit, als den beiden Grundbedin-

gungen jeder stylistisch vollendeten Form, auch das höchste Gesetz und die unnachläßliche Forderung an jede politische Rede bleibt; so unterscheiden sich doch die meisten politischen Reden theils nach ihrer logischen Begründung und Durchführung, theils nach ihrem ästhetischen Charakter und Tone, sehr wesentlich von den religiösen Reden. Schon der Eingang der politischen Rede ist gewöhnlich anders, als bei der religiösen Rede; in vielen Fällen beschränkt er sich blos auf einige kurze und vorbereitende Sätze, denen sogleich das Thema folgt. Das Thema selbst muß allerdings nach logischen Regeln, entweder als Partition, oder als Division, durchgeführt werden; allein selten wird in der politischen Rede die Gliederung der einzelnen Theile und Untertheile mit so vieler Schärfe hervortreten, als in der religiösen Rede gewöhnlich geschieht. Die politische Rede ist in den meisten Fällen mehr ein freier, vom augenblicklichen Interesse eingegebener, Erguß der Beredsamkeit, als eine sorgfältig im Voraus bearbeitete und gleichmäßig in allen Theilen durchgeführte Rede, wie es die religiöse Rede seyn soll. Namentlich wird der Redner in Parlamenten und ständischen Versammlungen in vielen Fällen unvorbereitet auftreten, und aus der eigenthümlichen Kraft seines gebildeten Geistes sprechen müssen; auf ähnliche Weise sehr oft, in der gerichtlichen Beredsamkeit, der Anwald und der Richter.

Seltner, als der religiöse Redner, wird der politische Redner in den Fall kommen, eigentlich zu belehren; in den meisten Fällen wird er einen, mit den zu behandelnden Thatsachen oder politischen Verhältnissen bekannten und darauf vorbereiteten,

Kreis von Zuhörern voraussetzen können, und deshalb sogleich für seine Ansicht ihren Verstand zu überzeugen, ihr Gefühl zu bewegen und zu erschüttern, und ihren Willen zu Handlungen zu bestimmen suchen. Beabsichtigt er aber nicht blos Ueberredung, sondern Ueberzeugung; so muß die Wahrheit, und die von ihr unmittelbar ausgehende heilige Kraft der Ueberzeugung, auf seiner Seite stehen. Und will er nicht vergebens über den Reichthum, die Fülle, den Wohllaut und die Kraft der Sprache gebieten; so bringe er die rechtliche und sittliche Seite des von ihm behandelten Gegenstandes in unmittelbare Berührung mit dem Gefühls- und Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer. Denn tief in jedem unverdorbenen Gemüthe liegt, für alle Verhältnisse, Ankündigungen und Erscheinungen des bürgerlichen und politischen Lebens, das Bedürfniß ihrer Angemessenheit zu dem Ideale der Sittlichkeit, das gleichmäßig Recht und Pflicht in sich einschließt. Je mehr nun der in der Rede behandelte Stoff aus dem Standpuncte des ewig geltenden Rechts und der Pflicht gefaßt werden kann, und von dem Redner gefaßt wird; desto unaufhaltbarer und bleibender ist seine Wirkung. Dies haben in der Welt des Alterthums und der neuern Zeit die Despoten und Usurpatoren, die nach Willkühr handelnden kirchlichen und weltlichen Machthaber, die Großinquisitoren und die Oberbehörden der geheimen Polizei, die leidenschaftlichen oder bestochenen Richter in den Gerichtshöfen, und die Fürsten gefühlt, welche friedliche Staaten mit ungerechten Kriegen überzogen. Wie viel hat doch seit Wilhelm dem Oranier die politische Beredsam-

keit im Parlamente der Britten bewirkt *); man denke nun an Burke's Reden gegen die französische Revolution oder gegen Hastings, den Generalgouverneur von Ostindien; an Pitt und Fox; an Wilberforce's Reden gegen den Sklavenhandel; an die Reden beim Prozesse der Königin Karoline in beiden Häusern; an Whitbreads, Broughams und Wilsons Reden seit dem Jahre 1814 über die Gesammtangelegenheiten in Europa; — oder an die Vertheidigungsrede Ludwigs 16 von Deseze; an die oft meisterhaften Reden französischer Anwalde vor Gericht; an viele nachdrucksvolle politische Reden in Frankreich während und nach Napoleons Zeit; z. B. an Portalis Reden bei Bekanntmachung des Concordats vom Jahre 1801; an Carnots Rede im Jahre 1804 gegen Napoleons Kaiserwürde im Tribunate gehalten; an Royer Collards Rede 1825 gehalten gegen das Sacrileggesetz u. a. — Je tiefer daher der Stoff einer politischen Rede ins Gebiet der unerschütterlichen Wahrheiten des Rechts und der Pflicht eingreift; je mehr der Redner es versteht, die rechtlichen und sittlichen Interessen seiner Zuhörer aufzuregen; je weniger die politische Rede blos die Farbe der kalten Convenienz und des abgeschliffenen Hoftons, oder den Charakter der Verstellung, der Erschleichung, und der beabsichtigten Täuschung an sich tragt; desto mehr wird sie wirken, und desto unaufhaltsamer werden ihre Folgen im eigentlichen Staatsleben seyn.

---

*) Man vergleiche darüber: Geschichte der englischen Parlamentsberedsamkeit, von D. H. Hegewisch. Altona, 1804. 8. und Adam Müllers zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Teutschland. Lpz. 1816. 8. S. 129 ff.

## 43.

## Fortsetzung.

Ob nun gleich, nach den aufgestellten Grundsätzen und nach den vorliegenden Beispielen der politischen Beredsamkeit bei den Griechen, Römern und Britten, so wie bei den Franzosen in neuerer Zeit, der politische Redner im Allgemeinen mit mehr Freiheit sich bewegen darf, als der religiöse Redner; so darf er doch nie der Gesetze der Denklehre sich für entbunden halten, oder, — in den entgegengesetzten Fehler fallend, — mit Vernachlässigung der wesentlichen Eigenschaften der Schönheit der Form, blos durch die sorgfältig berechnete logische Gliederung und Aufeinanderfolge der darzustellenden Begriffe seinen Zweck zu erreichen suchen.

Sobald die politische Rede nicht bloße Harangue — (kurze Anrede) — ist, deren in der Ergänzungsklasse rednerischer Formen gedacht wird; sobald muß aus dem Zusammenhange des Ganzen erhellen, daß der Redner das Verhältniß des Eingangs zur Aufstellung des Thema richtig würdigte, so wie er das innere Verhältniß der Erzählung (narratio), wo diese in Beziehung auf Thatsachen hingehört, der Beweisführung, der Widerlegung der entgegengesetzten Meinungen und Ansichten, und des Schlusses der Rede gegen einander im Voraus sorgfältig zu berechnen verstand. Auf gleiche Weise muß ihm vorschweben, wie und wodurch er auf das Gefühl, besonders aber auf das Bestrebungsvermögen zu wirken vermag, damit er nicht blos seine Zuhörer für seine Ansicht gewinne, sondern auch, durch die ihnen zugeführte feste Ueberzeugung, sie zu Entschlüssen

und Handlungen bringe, wodurch das, was er mit seiner Rede beabsichtigte, verwirklicht wird.

## 44.

## Ueber die politische Beredsamkeit bei den Teutschen.

Die Sprache der politischen Beredsamkeit ist bei den Teutschen im Ganzen noch jetzt in ihrer Kindheit; auch darf diese Erscheinung und der Mangel an entsprechenden Beispielen für die politische Beredsamkeit aus der vaterländischen Literatur nicht befremden, weil, während die religiöse Beredsamkeit bei den Teutschen allen übrigen europäischen Völkern vorauseilte, weder in der Verfassung des teutschen Reiches, noch in der frühern Form der in den meisten teutschen Staaten bestehenden ständischen Versammlungen, noch in der Einrichtung der Gerechtigkeitspflege und des gerichtlichen Verfahrens, eine Veranlassung zur Entwickelung und Anwendung der politischen Beredsamkeit lag. Doch sind in den beiden letzten Jahrzehenden allerdings einzelne treffliche politische Reden erschienen, in welchen teutsche Redner theils in ständischen Versammlungen, theils über Gegenstände der besondern Zweige der Staatsverwaltung, namentlich der Gerechtigkeitspflege, theils über politische Stoffe überhaupt, den voranleuchtenden Mustern der Griechen und Römer in der Welt des Alterthums, und den ausgezeichneten politischen Rednern Großbritanniens nachstrebten. Namentlich sind in den ständischen Versammlungen Bayerns und Badens seit dem Jahre 1819 einige gediegene politische Reden gehalten worden.

## 45.

## Beispiele aus der ältern politischen Beredsamkeit der Teutschen.

### 1) von v. Hoffmannswaldau († 1679).

(Aus dessen teutschen Redeübungen, herausgeg. von Christian Gryphius. Lpz. 1702. 8. S. 55.)

### Bei einer Huldigung.

Nicht nur der tyrannische Wütherich Sylla hat unter allen Titeln und Benennungen, welche den hohen und gekrönten Häuptern wegen ihrer Tapferkeit und Heldenthaten sonst gegeben werden, keinen höher geschätzt, als den Namen des Glückseligen, mit welchem er sich zu nennen dem römischen Volke öffentlich Befehl gethan; sondern auch die römischen Monarchen, welche nach dem ersten Urheber ihres Thrones und Zepters den kaiserlichen Namen geführet, sind dahin eifrig bemüht gewesen, daß sie mit lebenswährender Glückseligkeit möchten beseligt werden und bleiben. Dannenhero sie in ihrem Schlafzimmer ein goldenes Bildniß des Glückes verwahrt, dasselbe göttlich geehrt, und Niemandem als dem Nachfolger im Reiche zu besitzen überlassen. Freilich ist auf diesem Weltkreise einem Potentaten nichts höheres zu wünschen, nichts angenehmeres zu hören, nichts herrlicheres zu genießen, als beständiges Glück. Jener griechische Feldherr Timotheus meinte, es wäre alles mit der Faust und dem Degen sowohl, als mit klugen Anschlägen, und vorsichtiger Bewerkstelligung derselben ausgerichtet; zürnte deswegen über den Maler, welcher ihn abgebildet, als ob ihm das Glück die Städte, so er erobert, im Schlafe ins Netz brächte. Aber dieser kluge Kriegsheld mußte kurz hierauf erfahren, daß die menschliche

Weisheit ohne Beipflichtung des Glückes zwar viel im Anfange, aber keinen Fortgang gewinne, indem alle seine Rathschläge den Krebsgang gewonnen, alle seine Feldzüge mißriethen, und er endlich bei seinen Landsleuten, den Athenienseru, in Haß und Verachtung gelangte, und zuletzt gar in das Elend gestoßen wurde. So nun der Gipfel der menschlichen Herrlichkeit in beständiger Besitzung des Glückes bestehet; was können Sr. Fürstl. Durchl. wir bei Ablegung unsrer Landespflicht angenehmeres wünschen, und von dem gütigen Himmel erbitten, als beständiges Glück? Denn was beschleunigt die eilfertigen Rathschläge, welche vor das gemeine Wesen von einem Landesfürsten oftermals aus dem Stegereifen müssen erhoben werden? das Glück. Was beseliget die blühenden Waffen eines unüberwindlichen Helden? das Glück. Was befördert die eifrigen Bearbeitungen hoher Potentaten in Vermittelung des Krieges, in sehnlicher Friedensbehandlung, in Aufrichtung wahrhaftiger Bündnisse? das Glück. Nicht zwar das heidnische Glück, welches die blinden Heiden blind gemacht, sondern das göttliche Geschick, welches dem allweisen Rathschlusse des Allerhöchsten aus gewissen Ursachen entspringet, aber von uns armen Sterblichen wegen Blödigkeit unsers Verstandes nicht angemerket oder erkennet wird. Dieses Glück, dieses Geschick, wünschen Sr. Fürstl. Hoheit wir gehorsamste Unterthanen; ein solches Glück, Heil und Wohlfahrt, welches an einer goldnen Kette hängt. Vor solches Glück sind wir schuldig, willig, ja fertig, alles unser Glück aufzusetzen, ja uns selber, unser Gut und Blut bis auf den letzten Tropfen aufzuopfern.

## 2) von Christian Weise († 1708), (aus s. politischem Redner. Leipz. 1691. 8. S. 865).

## Gratulationsrede der Studirenden einem antretenden Rector der Universität.

Nachdem Ew. Magnificenz durch ordentliche und wohlhergebrachte Wahl zu dem Rectorate dieser Hochlöblichen Universität erhoben worden, würden diese sämmtlich allhier Studirenden sowohl gegen Dero vornehme Meriten als auch gegen Dero jederzeit gepriesene Leutseligkeit sehr undankbar seyn, wenn sie nicht ihre gehorsame Gratulation nach aller Möglichkeit zu Dero geneigten Händen überliefern wollten. Denn ob wir zwar mit einem schlechten Papiere erscheinen, welches durch eine geringe Musik, und durch den Glanz etlicher dunkler Fackeln begleitet wird; so kann doch wohl unter diesem geringschätzigen Werke ein angenehmes Geheimniß verborgen seyn. Denn bei der Universität Paris soll dieses Gesetz eingeführt seyn, daß man bei der Wahl eines neuen Rectoris eine Wachskerze anzündet, mit diesem Beding, so lange das Licht brennen würde, so lange, und nicht länger, sollten sie Zeit haben, auf den künftigen Rectorem zu gedenken. Nun haben wir zwar unsre Lichter aus dieser Ursache nicht angezündet, als wollten wir so kühn seyn, und Ew. Magnificenz hierdurch zu einer angenehmen Resolution nöthigen. Doch leben wir des gehorsamen Vertrauens, Sie werden aus eigner Bewegniß so gütig seyn, und ehe diese Lichter erlöschen, mit dieser höchst beliebten Erklärung erscheinen, daß ein jedweder unter den Studirenden sich hoher Gunstgewogenheit, vornehmer Affection und beständiger Beförderung solle zu getrösten haben. Und daß absonderlich diese Aufwartung durch eine zuversichtliche Genehmhaltung sey beseliget worden. Und gesetzt, daß dieser Glanz von den Fackeln nicht allerdings so wichtig ist, unsre brennenden Wünsche, welche im Herzen verborgen sind, vorzustellen; so wird uns doch diese gute Versicherung anstatt

eines hellen Lichtes dienen, daß wir um so viel desto mehr den allgewaltigen Vater des Lichtes anrufen, wolle es in diesem angehenden Rectorat an Licht und Recht niemals ermangeln lassen, damit diese löbliche Universität, wie bishero geschehen, auch künftig als ein heller Morgenstern in Europa möge angeschauet und gepriesen werden.

### 3) von Georg Rudolph von Kayn († 17..), Anhalt-Zerbstischem geh. Rathe und Kanzler.

### Anrede an Kaiser Karl 6 (7 Jul. 1732 gehalten), bei erhaltener Audienz und Gratulation zum Gebrauche des Karlsbades.

(Sie steht in v. Kayns gehaltenen Reden. Zerbst, 1738. 8. S. 39.)

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster und Unüberwindlichster römischer Kaiser, auch zu Hispanien, Ungarn und Böheim König,

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Bei Ew. Kais. Maj. lassen sich meines gnädigsten Herrn des regierenden Fürsten zu Anhalt-Zerbst Fürstl. Durchl. allergehorsamst empfehlen, und zugleich Dero innigstes Vergnügen, so Sie über E. Kais. Maj. continuirendes Allerhöchstes Wohlseyn empfinden, contestiren. Wie nun Ihro Fürstl. Durchl. alle Gelegenheit, wodurch dieselben Dero allerdevoteste Veneration zu Tag legen mögen, begierigst ergreifen; also haben Sie, sobald die Nachricht von Ew. Kais. Maj. glücklicher Ankunft in dem Karlsbade und dem Gebrauche dieses Badeorts eingelaufen, nicht angestanden, mich anhero zu schicken, und dazu allerunterthänigst gratuliren zu lassen. Was können auch getreueste Reichsfürsten und Patrioten mehr in Sinn und Gedanken haben, als vor das allerhöchste

Wohl und vor die Conservation Ew. Kais. Maj. geheiligten Person sorgfältig zu seyn. Und wodurch können dieselben Ihre aufrichtigste, treueste Devotion mehr zu erkennen geben, als wenn Sie von dem höchsten Gott E. Kais. Maj. alles Ersprießliche erbitten, und alles Gute aus getreuem Gemüthe anwünschen. So gehet demnach der herzliche Wunsch dahin: daß die Allmacht Gottes, welcher Ew. Kais. Maj. zu einem Beherrscher so vieler Reiche und Provinzien gemacht, und daher mit allen erforderlichen Gaben vollkommen versehen hat, Ew. Kais. Maj. bei immer florirendem Wohlergehen, ohne alle Veränderung conserviren, und zu dem Gebrauche des Karlsbades sein Gedeihen dergestalt geben wolle, daß, wie ehemals bei Gegenwart des glorwürdigsten Kaisers Karls 4 dieser Quell sich geöffnet und kund gemacht, auch daraus so lange Zeit ein so großer Segen geflossen; also der große Kaiser Karl 6 dadurch jetzt gesegnet, die Kräfte des Leibes und Gemüthes vermehrt, und die Gesundheit befestiget, folglich des ganzen röm. Reiches Wohlfahrt befördert werde.

Die von E. Kaiserl. Maj. mir vergönnte allergnädigste Admission erkenne ich, da ich nun zum drittenmale die Gnade habe, an den ersten und größesten Monarchen unter allen christlichen Potentaten abgeschickt zu werden, mit allerunterthänigstem Danke, und wie zu E. Kais. Maj. allerhöchsten Huld und Gnade meines gnädigsten Herrn Fürstl. Durchl. sich und die Ihrigen mit aller nur ersinnlichen Submission empfehlen; also unterwinde mich allerdevotest zu bitten, Ew. Kais. Maj. wollen auch auf mich einen Stral der unschätzbaren Gnade fallen lassen, und dadurch mich der allergrößten Glückseligkeit theilhaftig machen.

4) von Huldr. Sigism. Rothmahler († 17..), Churfürstl. Br. Lüneb. Rathe und Gräflich Stolberg. Kanzleidirector.

Bruckstück der Rede bei der Gräfl. Stolbergischen Erbhuldigung (5 Febr. 1705) im Amte Questenberg.

(Sie steht in Rothmahlers oratorischer Baumschule; Leipz. 1711. 8. S. 47.)

Ich weiß nicht, gnädigste Landesherren, ob ich beim Anfang dieser meiner mir gnädigst aufgetragenen Huldigungsrede die Unberedsamkeit meiner Lippen zuföderst in unterthänigstem Respect vorschützen, also die heisere Stimme zurückhalten, oder aber, diesem allen ungeachtet, den gnädigsten Befehl dem Vermögen vorziehen, und zum Trost an dieses Morale gedenken soll, daß der gute Himmel die Wohlredenheit als kein gemein Geschenke nicht einem jedweden darreiche, sondern nur denjenigen damit beseele, welcher, von dem Strale seiner Gerechtigkeit gerührt, solche Gabe als ein besonderes Opfer beehren, und dafür sich zum stetigen Schuldner verbinden kann. Gleichwie aber heute zu Tage ein lustreizender Tullius und blitzender Demosthenes in dem Lande der Sterblichen so leicht keinen Nachkömmling hinterlassen; also wird man um so eher mit der Strafe des Stammelns zu verschonen seyn, je gewisser es ist, daß alles in diesen Zeiten nur alte Reliquien und Rudera des längst vergrauten Alterthums an Tag lege, und denen jetzigen Menschen weiter nichts, denn ein seufzendes Andenken erworben habe. Ich führe bei solchem Discours, Sie, wertheste Aufmerkere, zu denen griechischen und lateinischen alten Poeten, welche die Alten der Welt nach denen Metallen in viererlei Zeiten abgetheilet, und das erste Alter des Saturni Reich, oder die güldene Zeit ge-

nennet, worin alles gut und vortrefflich, die Erde im besten Wachsthum, ja die Menschen entweder selbst wären unsterblich gewesen, oder sich doch verneuert und verjünget hätten. Durch welche Gedichte die alten Heiden, welche solches außer Zweifel aus denen Büchern Mosis genommen, dasjenige Leben abgebildet, so die Menschen vor dem Sündenfall genossen.

Das zweite Alter eigneten sie dem Jupiter, als des Saturni Sohn zu, und uenneten es die silberne Zeit, in Betracht, daß Silber geringer denn das Gold, und nach dem Sündenfall die Menschen immer mit Bösem schwanger gangen, und die vorige Einfalt und Aufrichtigkeit verbannet; daher denn das menschliche Elend staffelweise gestiegen, so daß die Alten das dritte Alter, welches auf die güldene und silberne Zeit gefolget, die eherne Zeit intituliret, worinnen die Gewaltthätigen und Gottlosen das Regiment geführet, woraus endlich das vierte Alter, die eiserne Zeit, gefolget, und die Bosheit, und in Sünden vertrunkene Menschen ihren letzten Durst in der Sündfluth löschen, und gar darinnen erbärmlich sterben und ertrinken müssen.

Sie wundern sich nicht, gnädigste Landesherren und übrige Hoch- Viel- und Werthgeschätzte Aufmerkere, daß ich im Anfange meiner Rede Sie in etwas in Nachdenken setze, was ich doch eigentlich mit denen vier Metallen, Gold, Silber, Kupfer oder Erz, und Eisen vor jetzo haben wolle, und wie endlich die Vergleichung heraus kommen werde. Denn wenn Sie nur noch ein wenig mich mit gnädigem und geneigtem Zuhören beseelen und vergnügen; so deucht mir, man werde, wohin ich ziele, zur Stunde erfahren, wofern ich offenherzig und in aller Modestie bekenne, daß, bei Aufschlagung vorher erzählten alten Heiden- und Poeten-Meinung mir derjenige Traum eingefallen, so der babylonische

Monarch Nebucadnezar einsten gehabt, und von dem Fürsten und Propheten Daniel errathen und ausgeleget worden. Ihm träumte, als sehe er ein großes Bild, dessen Haupt war von feinem Golde, seine Brust und Arme von Silber, sein Bauch und Lenden von Erz, und seine Schenkel und Füße von Eisen und Thon.

Ob nun zwar genannter große Fürst Daniel diesen Traum von vier unterschiedlichen Reichen bereits ausgeleget, und es dabei sein Bewenden haben kann; so deucht mir doch, die im Anfange berührte Erzählung von denen vier Altern der Welt leide mit diesem Metalltraume eine gute Harmonie und Auslegung, wenn ich einen allegorischen oder verblümten Verstand unter diesem Bilde suche, und frei sage, es könne solches nicht sowohl auf die bekannten vier Monarchieen, als auch auf ein jedes Reich, Fürstenthum, Grafschaft und Land, es sey klein oder groß, insonderheit gezogen, und die edeln Metalle, woraus solches Bild bestanden, in gar feine Application gebracht werden. Das Haupt des babylonischen Bildes war von Gold. Gold ist aber das reinste und edelste Metall, welches vor allen andern den Vorzug mit Recht führt. Ich meine ja, aufmerksame Anwesende, große Landesherren seyen die höchsten und alleredelsten im Lande, und tausendmal theurer als Gold, indem hohe fürstliche und gräfliche Tugenden alles Metall in der Welt übertreffen. Ich will anjetzo nicht reden von dem Golde des wahren Glaubens und Religion, wormit hohe Regenten, wenn es recht seyn soll, prangen müssen; auch will ich nicht gedenken der Gerechtigkeit, noch weniger der Sanftmuth, am allerwenigsten der Mäßigkeit; sondern ich muß, soll und will dieses behaupten, daß wenn ein christlicher Regent das Gold des Hauptes in seiner Feine erhält, und also dasselbe in seiner Kraft und

Ehre bestehet; so kann denen Gebrechen der politischen Glieder gar leicht geholfen werden.

Die Brust und Arme des babylonischen Bildes waren von Silber. Wir verstehen nicht unbillig durch die Brust und Arme des politischen Bildes theurer Landesherren tapfere adliche und unadliche Räthe, Stände, Vasallen und Diener. Diese sind nebst dem Haupte die Vornehmsten. Sind sie gleich nicht von Gold, sintemal sie in der Hoheit und Botmäßigkeit weichen müssen; so sind sie doch von Silber, und nächst ihm die besten Gliedmaßen des politischen Körpers, welche, gleichwie das Haupt ohne Arme und Hände nicht bestehen kann, also auch, ex consensu, sowohl den Wohlstand ihres Hauptes mit genießen, als jezuweilen das Wehe mit empfinden, inzwischen aber von der Bescheidenheit seyn sollen, wenn sie von ihrem hohen Landeshaupte Gnade und Güte genießen, solches alles mit unterthänigem Danke zu erkennen, und daß das Silber dem Golde weichen müsse, jedesmal zu erwägen.

Ich schreite aber noch weiter zu dem Bauche und Lenden des babylonischen Bildes, welche von Erz oder Kupfer waren, wodurch im politischen Verstande Bürgerschaften, Innungen, Handthierungen und Commercien verstanden werden können. Nun ist gewiß, daß das Gold des Hauptes und das Silber der Arme ohne den Zusatz und Ligatur dieses Kupfers nicht zu Nutze gebracht werden mögen; auch wenn der Magen im menschlichen Leibe Mangel leidet, der Kopf und die Hände solches mit fühlen können. Allein dieses dienet billig auch zum Moral-Anhang, daß zwar hohe Obrigkeit und Dero Bediente vor die Conservation des Vaterlandes sorgen, die Unterthanen aber selbst Hand anlegen, und wie das Kupfer, ehe es gebraucht werden kann, viele Arbeit erfordert; also auch durch glaubiges Beten und fleißiges

Arbeiten um sich und die Ihrigen am meisten bekümmern, und weilen ein Unterschied zwischen Gold, Silber und Kupfer ist, eine billige Distinction machen, auch ihrem Haupte des Landes allen unterthänigen Respect und Ehre erweisen sollen.

Wir haben noch an dem babylonischen Bilde auf die Schenkel und Füße zu sehen, welche von Eisen und Thon waren. Wir halten das Eisen vor das geringste, doch nützlichste Metall, und verstehen an unserm politischen Körper dadurch das werthe Landvolk, so dem Ackerbau oblieget. Soll nun das güldene Haupt emporstehen; sollen die silberne Brust und Arme ihre Kraft behalten; soll das corpus der Städte und Handlung nicht verschmachten; so müssen die eisernen und thönernen Füße des gemeinen Mannes aufrecht erhalten, und also versorget und regieret werden, daß sie weder durch Faulenzerei verrosten, noch durch hartes Treiben gesprenget werden. Unterdessen kann sich hierbei der Landmann erinnern, daß wenn ihn ein Stein des Anstoßes, wie das babylonische Bild, treffen und wohl gar harte Geld- oder andre Pressung, da Gott vor sey, die Füße und Stütze seines Hausstandes wackelnd oder fallend machen wollte, selbiger jedennoch in Sachen, so weder das güldene Haupt des Landes, noch die Arme desselben ändern und wenden mögen, die Geduld zum Troste nehmen, Gott vertrauen und auf bessere Zeiten hoffen, inzwischen in seiner Unterthänigkeit, Treue und Gehorsam, so zu sagen, eisenfest beharren müsse.

Und so haben wir uns, aufmerksame Anwesende, in dieser Rede in Gold, Silber, Kupfer und Eisen verliebt, und wollen es bei der angehängten kurzen Anwendung bewenden lassen; vielmehr aber unsre gegenwärtigen Landesgötter unterthänigst beehren, und mit ihnen uns mit Mund und Herzen dergestalt vereinigen, daß

nichts anders, denn unum corpus et una anima, ein politischer Leib und eine Seele bis in Ewigkeit seyn soll. ꝛc. ꝛc.

## 46.

## Beispiele der politischen Beredsamkeit aus der zweiten Hälfte des achtzehnten und dem ersten Viertheile des neunzehnten Jahrhunderts.

### 1) Rede des Königs Maximilian Joseph von Bayern, gehalten am 2 März 1825 bei Eröffnung der Ständeversammlung in München.

Meine Herren Reichsräthe und Abgeordnete! Liebe und getreue Stände des Reiches! Indem ich Sie heute um meinen Thron versammle, gebe ich Ihnen eine neue Bürgschaft für die Befestigung der von mir gegebenen verfassungsmäßigen Einrichtungen. Der erste sechsjährige Zeitraum der ständischen Wirksamkeit ist vorübergegangen. Wir dürfen mit Zufriedenheit auf das Gute zurückblicken, was während desselben gegründet worden ist. Die Zusagen, welche ich den Ständen im letzten Landtagsabschiede ertheilt habe, sind theils erfüllt, theils ihrem Vollzuge nahe. Manchen in der Mitte der Ständeversammlung zur Sprache gekommenen Anträgen hat noch nicht entsprochen werden können; doch werden sie meinem Augenmerke nicht entgehen. Die Entwürfe neuer Gesetzbücher, deren Bearbeitung ununterbrochen mit angestrengtem Eifer betrieben worden ist, haben durch den Aufschub, welchen ich der ständischen Berathung darüber gegeben, an vielseitiger und tiefer Begründung gewonnen. Einzelne dringende Abänderungen werden dadurch nicht aufgehalten seyn. Zu mehrern ist bereits die Ein-

leitung getroffen, und ihre Ausführung ist nicht fern. — Wo die verfassungsmäßige Mitwirkung der Stände erforderlich ist, werden Ihnen die geeigneten Vorschläge mitgetheilt werden. Mit der Verbesserung und Vereinfachung der Gesetze wird die Vereinfachung des Organismus gleichen Schritt halten, welche von mir bezielt und von den Ständen gewünscht wird. Mein Minister der Finanzen ist beauftragt, Ihnen, nebst den Resultaten des Schuldentilgungswerkes der letzten Jahre, das Budget für die nächste sechsjährige Finanzperiode vorzulegen. Unmöglich können Ihnen die großen Schwierigkeiten verborgen seyn, welche in unsern Tagen die Erhaltung des Gleichgewichts in den Einnahmen und Ausgaben des Staates darbietet. Diese Aufgabe lösen zu helfen, fordert alle Ihre Einsicht, und die ganze Kraft eines dem öffentlichen Wohle ergebenen Willens. Die Bedrängnisse, welche meine treuen Unterthanen im Schooße des Friedens bei der Abnahme so vieler Erwerbsquellen erdulden, sind der Gegenstand meiner schmerzlichsten Sorgen. Den Unterhandlungen, welche, nach dem Wunsche der Stände, zur Erleichterung des Verkehrs begonnen worden sind, werde ich gewiß jeden mit Bayerns Wohle vereinbarlichen Vorschub heben. Aber bei der Unmöglichkeit, alle Ursachen jenes so weit verbreiteten, in Weltereignissen wurzelnden Uebels zu heben, müssen sich unsre Blicke unverwandt auf Entwickelung aller innern Kräfte richten. Gewiß versagen Sie Ihre thätige Mitwirkung in Fällen, wo dieselbe einzutreten hat, keiner Maasregel, welche geeignet seyn kann, der Aufrechthaltung des Privatcredits, der Belebung und Entfesselung des Fleißes, den erwünschten Erfolg zu sichern. Vorzügliche Sorgfalt gebührt den Anstalten für Erziehung und Unterricht, bei dem erweiterten Bedürfnisse der Bildung, und bei der tief gesunkenen Ergiebigkeit der

dieser Bestimmung gewidmeten Einkünfte. Als die Verheerung einzelner Gemeinden und ganzer Landesstrecken durch empörte Elemente mich im Laufe der letzten Jahre mit Leid erfüllte, ist mir der Trost geworden, daß der edelmüthige Sinn der Mitbürger Hülfe zu bringen bemüht war, wo die Kräfte der Regierung nicht zureichen konnten. So sind meine Bestrebungen von der Gesinnung meines Volkes jederzeit unterstützt worden. — Wo die Schwierigkeiten am größten sind, wird es unsrer Aller würdig seyn, in gleichem Geiste fortzuhandeln. — Es ist meinem Herzen Bedürfniß, meine Herren, ehe ich aus Ihrer Mitte scheide, die dankbaren Empfindungen laut an dieser Stätte auszusprechen, mit welchen mich die Aeußerungen der Treue und Liebe durchdrungen haben, durch die mein Volk bei der Feier meiner 25jährigen Regierung das Anerkenntniß meiner redlichen Vatersorge für sein Wohl an den Tag gelegt, und bei allen mein Haus betreffenden Ereignissen seine innige Theilnahme bewiesen hat. Vor wenigen Tagen war das 26ste Jahr verflossen, seit die Vorsehung mich auf Bayerns Thron berufen; mögen die kommenden Jahre meinem Volke Heil, meinen Bemühungen und Ihrer Mitwirkung lohnenden Erfolg bringen!

## 2) Rede des Freiherrn v. Aretin in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten des Königreiches Bayern am 28 Mai 1822 gehalten.

Meine Herren! Ich glaube, noch nie Ihre Geduld mißbraucht, nie anders als für die Rechte der Kammer und für die heilige Sache der Verfassung gesprochen zu haben; erlauben Sie mir in diesem feierlichen Augenblicke noch ein paar Worte über die Lage der Dinge bei unsrer Trennung. Wenn wir unsre zurückgelegte Laufbahn überblicken; so empfinden wir allerdings das loh-

nende Bewußtseyn, so viel Gutes bewirkt zu haben, als in unsrer Lage möglich war; aber wir fragen uns zugleich: warum war nicht ein Mehreres möglich? Wir stehen doch auf festem constitutionellen Boden; der Geist der Verfassung hat alle Stände des Volkes ergriffen; er ist selbst in die höhern Regionen gedrungen, und oben an steht ein erhabener Monarch, beseelt von dem reinsten Eifer für alles Große und Gute. Wie konnte es nun dennoch kommen, daß unsre Bemühungen den Erfolg nicht hatten, den wir zu erwarten berechtigt waren? Welche lähmende Kräfte haben sich auf das Räderwerk der Verfassung geworfen? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Ursache hauptsächlich darin zu finden meine, daß so viele Staatsbeamte den Geist der von ihnen beschwornen Vrrfassung noch nicht in sich aufgenommen haben. Sie erblicken in der Ständeversammlung eine feindliche Anstalt, in jedem Tadel der Verwaltung eine Art Staatsverbrechen, wenigstens eine unbefugte Einmischung, die man zurückweisen dürfe, oder strafen durch Nichtachtung. Jedes freimüthige Wort, das in diesem Saale ausgesprochen wird, erscheint ihnen als Volksverführung, als Aufreizung zur Unzufriedenheit. Dieses muß in der Folge anders werden. Die Verwaltungsbeamten müssen einsehen lernen, daß sie sich über den Tadel so wenig zu beschweren haben, als der Richter über die Appellation, und daß man verfassungsmäßig sogar die Minister und Ministerien öffentlich tadeln kann, ohne dadurch der Ehrfurcht für die geheiligte Person des Monarchen zu nahe zu treten. Sie müssen begreifen, daß die Behauptung, die Mancher von ihnen aufstellt: „der öffentliche Tadel in der Ständeversammlung mache nichts besser, er erbittere nur," die größte Beleidigung für sie selbst enthält, indem sie sich dadurch mit verzogenen Kindern vergleichen, die das, was sie

thun sollen, eben darum nicht thun wollen. Sie müssen endlich lernen, die Stimme des Volkes achten, das durch seine Abgeordneten zu ihnen spricht. Es ist wahr, die den Ständen verfassungsmäßig gestattete Redefreiheit ist für verschiedene Staatsbeamte unbequem, da sie jetzt gezwungen sind, zu widerlegen, wo sie zuvor unterdrücken konnten. Aber, meine Herren, hat man uns denn versammlet, um ihnen Bequemlichkeit zu verschaffen? Manchem macht eine Rüge, ein Widerspruch eine schlaflose Nacht. Sind wir denn hier, um sie auf Rosen zu betten? Möge der unconstitutionelle Staatsbeamte auf Dornen liegen! Die constitutionellen — wir kennen sie und verehren sie hoch — ruhen sanft, und nirgends sanfter, als im Schoose der Verfassung. Die Opposition, meine Herren, ist von der Verfassung selbst aufgestellt, gleichsam als das öffentliche Gewissen der Verwaltung, das ihr anzeigt, wo und wie sie gesündigt. Sie ist das eigentliche Lebensprincip der constitutionellen Monarchie. Ueberhaupt, wenn man eine freie Verfassung in Gang gebracht, kommt es nicht mehr auf das an, was dieser oder jener will, sondern auf das, was die öffentliche Meinung will. Das Genie des constitutionellen Staatsmannes besteht darin, diese öffentliche Meinung zu erkennen, nicht damit er sie bekämpfe, sondern damit er ihrer Richtung folge. Will er sie unterdrücken; so wird er vom Strome der Gesinnungen und der Begebenheiten vertilgt, wie vom wohlthätigen Gewitterregen der Staub, wenn er sich auch himmelhoch emporgethürmt. Unsre Pflicht war es, der Verfassung getreu, gegen Alles, was uns als Willkühr oder als Kleben an alter Form erschien, unsern Widerstand an den Tag zu legen; und in der Erfüllung dieser Pflicht werden wir uns auch in Zukunft durch nichts irre machen lassen. Mit diesen Gesinnungen trennen wir

uns; mit ihnen werden wir uns wiederfinden. Ja, meine Herren, wir werden uns wiedersehen; denn nicht zu befürchten haben wir, daß den Feinden der Verfassung das nächstemal gelinge, was ihnen diesmal nicht gelang. Ich weiß wohl, es giebt in und außer Bayern Menschen, die kaum die Minute erwarten können, in welcher dieser Ständesaal geschlossen wird. Er werde nicht wieder eröffnet werden, wähnen sie; gleich dem Janustempel werde er ihnen den Frieden verkünden, durch sie verschlossen bleiben. So träumten sie auch vor drei Jahren; aber der Janustempel ward wieder eröffnet, und aufs neue begann der Krieg, der heilige Krieg gegen Willkühr und Selbstsucht, gegen Vorurtheile und Versunkenheit. Jetzt hoffen sie auf die nächsten drei Jahre; da soll eine solche Wendung der Dinge eintreten, daß alle Constitutionen ausgerottet werden. Allerdings werden die Dinge sich wenden, aber zum Heile der Menschheit, zum Besten der Verfassungssache, zur Beschämung ihrer Gegner. Wir Bayern, so wie alle Teutsche, ich möchte sagen, wie alle gebildete Völker des neunzehnten Jahrhunderts, können nur noch leben in der Atmosphäre der constitutionellen Monarchie; nur hier schöpfen wir Athem; nur diese Luft schlägt uns an. Man fordere von uns Opfer zur Aufrechthaltung der Constitution; willig werden wir sie darbringen. Aber man verlange nicht von uns, daß wir rückwärts schreiten; man verkümmere uns nicht den Genuß der freien Verfassung, deren wohlthätiges Wirken uns noch inniger mit dem geliebten Fürstenhause verbindet. Lieber untergehen wollen wir, als ihr entsagen. So denken, so empfinden alle Bayern; denn die Feinde der Verfassung sind keine Bayern. Vergeben Sie mir, meine Herren, die Wärme, die mich ergriffen hat; halten Sie aber auch diesen Eifer nicht ganz für unzeitig. Bei der ersten

Ständeversammlung vor drei Jahren war es vor Allem darum zu thun, der zarten Pflanze der Verfassung festen Boden, ihren Feinden keinen Anlaß zum Angriffe zu geben. Damals war Mäßigung, Zurückhaltung an ihrem Orte. Jetzt, da die Pflanze Wurzel gefaßt hat, da sie anfängt, sich zu befestigen, müssen auch wir fester auftreten, und mit Muth auftreten gegen die Umtriebe der Bösgesinnten, so wie gegen die nicht minder wirksame Gewalt der Trägheit, auf daß heilig bewacht werde das heilige Geschenk des Besten der Könige, und daß es ihm mit uns vereint zum Besten des Vaterlandes gelinge, zu unterdrücken die Willkühr, aufzurütteln die alte Schlafsucht, zu benutzen die herrlichen Kräfte der bayrischen Nation, und hinaus zu werfen aus der Staatsmaschine die faulen Räder, die das frische Staatsleben in Stocken gebracht. Dann, meine Herren, dann werden wir, gleichwie die Kundmachung der Verfassung allenthalben mit Jubel aufgenommen ward, als wäre sie erst die Thronbesteigung des Fürsten, so auch ihre Belebung, ihre Erstarkung feiern als eine neue Wohlthat, mit verdoppeltem Danke gegen den doppelten Wohlthäter!

### 3) Rede des Großherzogs Ludwig von Baden, bei Eröffnung der (ersten) Ständeversammlung am 22 Apr. 1819.

Edle Herren und liebe Freunde! Mit einem erhebenden Gefühle sehe ich mich heute zum erstenmale umgeben von den Stellvertretern eines treuen Volkes, das ich in meinem Herzen trage. Durch Sie gelangen nun seine leisesten Wünsche zu mir; ich werde sie gern anhören, und, wenn sie geprüft sind, erfüllen. Meinem in Gott ruhenden Herrn Neffen und Regierungsvorfahren gehört das erhabene Verdienst, dem Lande eine Verfas-

fung gegeben zu haben, dem Throne zur Stütze, und Allen zum Schutz. Heil dem Andenken des Verklärten. Er hat ein schönes unauflösliches Band zwischen Fürst und Volk geschlungen. Was er zu vollenden wünschte, ward ich berufen, zum Ziele zu führen; ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, eine Verfassung bald möglichst ins Leben zu rufen, die von dem Vaterlande mit so einstimmigem Danke und von dem Auslande selbst mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. Heilig sey uns der Sinn, so wie der Wortlaut der Verfassungsurkunde! In ihren Grenzen können und wollen wir des Vaterlandes Wohl suchen, und auf ewige Zeiten begründen. Ich werde Gerechtigkeit und Ordnung mit Kraft handhaben, und die Constitution bis auf den letzten Buchstaben gewissenhaft erfüllen; darauf gebe ich Ihnen mein heiliges Fürstenwort. Meine Minister und Staatsräthe werden Ihnen die innere Lage unsers Landes, seine Verhältnisse nach außen, seinen Finanzzustand, und die Plane zu dessen künftiger Verbesserung klar und unumwunden vor Augen legen. Noch sind Wunden zu heilen, von einer verhängnißvollen Vergangenheit geschlagen; vielleicht — warum soll ich es nicht offen bekennen — manches Uebel, das traurige Vermächtniß vorübergegangener Uebermacht, auszurotten. Nur müssen wir die Gegenwart nicht die ganze Vergangenheit büßen lassen; dazu sind die Kräfte zu sehr erschöpft. Der glücklichern Zukunft muß ein Theil der Lasten vorbehalten bleiben. Ich fühle die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden sind, um meinem Lande jenen Grad von Wohlstand zu verschaffen, den ich ihm wünsche; allein mit einem Volke, das mir in den wenigen Monaten meiner Regierung schon so rühmende Beweise von Liebe und Zutrauen gegeben, mit so würdigen Stellvertretern der Nation, kann ich nichts für unmöglich hal-

ten. Meine Herren! Das Vertrauen eines schönen Landes ruht auf uns; möge der Segen Gottes unsre Arbeiten zum Gedeihen des Ganzen leiten! Das öffentliche Wohl wird die große Sorge meines ganzen Lebens bleiben! Was Sie von dem wärmsten Freunde des Vaterlandes fordern können, dürfen Sie mit Zuversicht von mir erwarten; aber ich zähle auch auf Ihre Weisheit, auf den Frieden Ihrer Gesinnungen, und auf die Treue Ihrer Herzen. Ich rufe Sie nun auf, den Eid zu schwören, den die Constitution vorschreibt, und den Ihnen mein Staatsminister vortragen wird.

## 4) Rede des Prof. und Hofr. v. Rotteck (eines Katholiken) am 22 Mai 1819 in der ersten Kammer der Badenschen Ständeversammlung gehalten.

Der Gegenstand meines heutigen Antrags ist von zarter Berührung, weil er unmittelbar ein kirchliches Interesse betrifft, worüber den Laien zur Zeit noch keine anerkannte zählende Stimme zusteht, und weil er allernächst nur die Katholiken angeht, die Versammlung aber der Confession nach gemischt, und die Regierung protestantisch ist. Indessen ist vielleicht die Zeit nicht fern, worin den Laien das ihnen naturgemäß gebührende Recht der Theilnahme am Kirchenregimente — analog der Concurrenz der Landstände zur bürgerlichen Gesetzgebung — wieder zufallen dürfte; und dann giebt es Principien von so allgemeiner Bedeutung, daß Protestanten und Katholiken sich zu deren Vertheidigung unter Eine Fahne brüderlich sammeln mögen. Welches Ereigniß es gewesen, welches Se. Königl. Hoheit den höchstseligen Großherzog veranlaßte, als entschlossener Beschützer der Rechte und der Selbstständigkeit unsrer katholischen Landeskirche aufzutreten, ist in unser aller frischem und traurigem

Gedächtnisse. Das in der Natur und in positiven Gesetzen so wohlbegründete und so kostbare Recht der einheimischen Wahl eines einheimischen Kirchenvorstehers wurde gekränkt, und in der Wurzel angegriffen durch willkührliche Einsprache der römischen Curie. Der Mann des Vertrauens und der Liebe aller Wohlgesinnten, Allen ehrwürdig durch Geist und Gemüth, der langjährige, treue, wohlthätige, unermüdete Verwalter des größten Theils unsrer katholischen Landeskirche, und endlich, nach dem Tode des Oberhirten, durch canonische Wahl zum Bisthumsverweser ernannt, ward verworfen durch einen Machtspruch der Curie ohne Form und Recht, und zwar unter Beschuldigungen, welche theils durch offenbare Nichtigkeit, theils durch vage Unbestimmtheit in sich selbst zerfallen, und zugleich durch die Härte ihres Ausdruckes und durch öffentliche Bekanntmachung zur gerechtesten Beschwerde auffordern. Doch längst ist durch die gründlichsten Darstellungen erwiesen, und der Welt zur Genüge bekannt, wie so ganz ermangelnd jeder rechtlichen Begründung, ja dem klaren Buchstaben selbst des Tridentinums entgegen, das Verfahren des römischen Hofes hier gewesen, und wie so vollkommen übereinstimmend mit den natürlichen und historischen Kirchenrechten und Gesetzen, das Widerstreben des Beleidigten, und der ihm wiederfahrne Staatsschutz sey. Auch habe ich bei meinem Antrage keinesweges die Persönlichkeit des Freiherrn von Wessenberg im Auge, sondern blos die Sache, insofern sie mir als allgemeine Beschwerde für die katholische Landeskirche, ja für die teutsch-katholische Nationalkirche, in beider Rücksicht aber auch als Gesammtbeschwerde für das badensche und teutsche Vaterland erscheint. Aber auch hier ist jede Ausführung überflüssig für alle, welche sehen können und sehen wollen. Das Princip, aus welchem das Benehmen der Curie gegen den

Freiherrn von Wessenberg floß, feindet überhaupt das freie Wahlrecht unsrer katholischen Landeskirche, und mit ihr auch aller andern, also den Grundpfeiler der Selbstständigkeit jeder Landes-, ja der ganzen Nationalkirche des katholischen Teutschlands an. Es strebt darnach, unsre bischöfflichen Sitze auf directem oder indirectem Wege allmählig in die Gewalt römischer Vicarien, d. h. bloßer Gewaltsträger des Papstes zu geben, das Panier ultramontanischer Lehren siegreich im ganzen katholischen Teutschlande aufzupflanzen, und den vorangeschrittenen Geist eines erleuchteten Zeitalters in möglichst beschleunigtem Rückgange wieder unter das Joch Isidor'scher Verfälschungen und Hildebrand'scher Gewalt zu zwingen. Freilich ein kühnes Unternehmen! Alles kommt auf die Richtung an, welche in dem heutigen verhängnißschweren Augenblicke dem Laufe der kirchlichen Dinge gegeben wird. Führt eine Richtung zum Unheile; so muß, wie entfernt dieses noch scheine, gegen sie mit Kraft und unnachgiebiger Entschlossenheit angekämpft werden. Blicket zurück in die frühern Jahrhunderte, und betrachtet den Anfangs unscheinbaren, dann mächtig emporsteigenden, zuletzt alles überragenden Bau der päpstlichen Herrschaft! Oder blickt nur umher in der Gegenwart, nur über die Alpen hinüber ins italische Land, oder nach Spanien, und erschreckt über die Früchte der über den Geistern lastenden Priestermacht! Sollten die Tage der hoffnungsreichen politischen Wiedergeburt, die Tage der Verkündung lebensfroher bürgerlicher Freiheit, sollten sie verdüstert werden durch die Schatten eines abermals emporstrebenden Hildebrand'schen Baues! Laßt die Curialisten nur Einen entscheidenden Sieg gewinnen, und dann leistet Verzicht auf Lehr- und Lernfreiheit, auf freudige Entwickelung eingebohrner Lebenskeime, auf die aufrechte Geistesstellung, leistet Verzicht selbst auf den Segen

liberaler bürgerlicher Verfassung — als welche nur gedeihen kann unter Geistesfreiheit — und auf bürgerlichen Wohlstand, als welcher bedroht wird durch lähmenden Aberglauben und römische Besteuerung! — Aber die Gefahr ist ja abgewendet; so höre ich sagen. Es ist geschehen von Seiten der Staatsgewalt, was geschehen sollte und konnte; es wird auch ferner geschehen. Warum die Sache so öffentlich in Anregung bringen, und eine kirchliche Sache verhandeln vor den bürgerlichen Ständen? — Daß alle Gefahr verschwunden, dem Rechte die volle Anerkenntniß gesichert, die kirchliche Selbstständigkeit auf dauernde Grundlagen befestigt sey; dessen mögen wir uns nicht rühmen. Einstweilige Beruhigung für die Gegenwart, und gerechte Hoffnung für die Zukunft haben wir; aber noch müssen wir uns hüten vor dem Schlummer der Sicherheit, und hochwichtige Gründe sind es, die uns zur Selbstthätigkeit auffordern. Mit Trauern laßt uns bemerken, daß die größte Gefahr von innen komme! Leider giebt es im Lande eine nicht kleine Parthei von Finsterlingen — theils Schwachköpfen, theils Verschmitzten — welche den ultramontanischen Grundsätzen huldigen, und gar gern eine allgemeine Huldigung derselben bewirken möchten! Viele mit aufrichtigem Sinne, — als Opfer der eignen Beschränktheit oder der fremden Bearbeitung, — predigen den blinden Gehorsam gegen die Dictate Roms, unfähig den Unterschied zu erfassen zwischen gesetzmäßiger Oberaufsicht und angemaßter Herrschergewalt. Andere, meist die Lenker der ersten, fröhnen schnöder Selbstsucht, indem sie das römische Joch empfehlen. Von dort aus erwarten sie für sich kirchliche Ehre und Gewalt; und so hoffen sie, werden jene Nachtpflanzen wieder gedeihen, welche sie ihr Lebelang sorgfältig gepflegt haben, und die zu ersterben drohten im verhaßten Sonnenglanze! Nach

ihrer Ansicht wäre verwerflich, wer nicht in allem dem römischen Machtspruche sich fügt, wären die edelsten Fürsten, selbst ein Ludwig der Heilige, verwerflich, weil sie die Freiheiten ihrer Landeskirche gegen die ungemessenen Ansprüche des päpstlichen Stuhles schirmten. Diese Menschen gehen herum im Volke mit gleißendem Blicke und Worte, und verkünden Gefahr für das Seelenheil, weil nicht das Mönchsthum mehr blüht, weil den Priestern zu denken erlaubt ist, und weil bei kirchlichen Verrichtungen mitunter die Muttersprache, statt der lateinischen, ertönt. Diese Menschen sind die wahren Urheber der Spaltung gewesen, durch ihre bösen Angebereien und täuschenden Berichte. Jetzt verstärken sie sich durch eifrige Werbung, sammeln, erschleichen, erpressen Unterschriften für die finstern Petitionen, womit sie die Regierung behelligen, und drängen sich in die Nähe des Fürsten, um seine Standhaftigkeit durch böse Einflüsterungen zu erschüttern. Wie leicht wäre möglich, daß dieser edle Fürst, persönlich einem andern Cultus angehörig, und nicht hinlänglich vertraut mit der herrschenden Gesinnung der Katholiken seines Landes, daß er, voll zarter Schonung selbst für die Vorurtheile derselben, in seiner Beharrlichkeit nachließe gegen die Bestrebungen Roms, und indem er den Wunsch der Mehrzahl seiner Katholiken zu erfüllen gedächte, die Gesammtheit in die gerechteste Trauer stürzte. Er soll es wissen aus der lautersten Quelle, aus dem Munde der Volksvertreter soll er es wissen, daß wir den Papst als Oberhaupt der katholischen Kirche, als Erhalter der Einigkeit und Wächter des Glaubens pflichtmäßig und innigst verehren, aber daß wir darum nicht minder die Selbstständigkeit unsrer Landes- und der teutschen Nationalkirche als ein kostbares Gut achten, und nach Kräften zu behaupten entschlossen sind. Auch das Ausland soll

es wissen, daß wir ein römisches Missionsland zu seyn verschmähen. ꝛc.

## 47.

## Fortsetzung.

### 1) von Fichte († 1814).

### Bruchstück aus s. Reden an die teutsche Nation. Berl. 1808. 8. S. 454. *)

— Es sind Jahrhunderte herabgesunken, seitdem ihr nicht also zusammen berufen worden seyd, wie heute; in einer so großen, so dringenden, so gemeinschaftlichen Angelegenheit; so durchaus als Nation und Teutsche. Ihr seyd zusammen berufen, einen letzten und festen Entschluß und Beschluß zu fassen; es wird von euch gefordert ein solcher Entschluß, der zugleich unmittelbar Leben sey, und inwendige That, und der da ohne Wanken oder Erkältung fortdaure und fortwalte, bis er am Ziele sey.

Lasset vor euch vorübergehen die verschiedenen Zustände, zwischen denen ihr eine Wahl zu treffen habt. Gehet ihr ferner so hin in eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit; so erwarten euch zunächst alle Uebel der Knechtschaft; Entehrungen, Demüthigungen, der Hohn und Uebermuth des Ueberwinders. Wenn ihr euch dagegen ermannt zum Aufmerken; so findet ihr zuvörderst eine erträgliche und ehrenvolle Fortdauer, und sehet noch unter euch, und um euch herum, ein Geschlecht aufblühen,

---

*) Es darf nicht vergessen werden, daß Fichte diese Reden zu Berlin im Winter von 1807 auf 1808 — anderthalb Jahr nach der Stiftung des Rheinbundes, ein halbes Jahr nach dem Tilsiter Frieden — hielt.

das euch und den Teutschen das rühmlichste Andenken verspricht. Ihr sehet im Geiste durch dieses Geschlecht den teutschen Namen zum glorreichsten unter allen Völkern erheben; ihr sehet diese Nation als Wiedergebährerin und Wiederherstellerin der Welt. Bedenket, daß ihr die letzten seyd, in deren Gewalt diese große Veränderung steht. Ihr habt doch noch die Teutschen als Eins nennen hören; ihr habt ein sichtbares Zeichen ihrer Einheit, ein Reich und einen Reichsverband, gesehen; unter euch haben noch von Zeit zu Zeit Stimmen sich hören lassen, die von dieser höhern Vaterlandsliebe begeistert waren. Lasset euch ja nicht lässig machen durch das Verlassen auf andere, oder auf irgend etwas, das außerhalb eurer selbst liegt; noch durch die unverständige Weisheit der Zeit, daß die Zeitalter sich selbst machen, ohne alles menschliche Zuthun, vermittelst irgend einer unbekannten Kraft. Wohl mögen Regen und Thau, und unfruchtbare oder fruchtbare Jahre, gemacht werden durch eine uns unbekannte, und nicht unter unsrer Gewalt stehende Macht; aber die ganz eigenthümliche Zeit des Menschen machen nur die Menschen sich selber, und schlechthin keine außer ihnen befindliche Macht. Zwar in welchem hohen oder niedern Grade es uns übel gehen wird; dies mag abhängen theils von jener unbekannten Macht, ganz besonders aber von dem Verstande und dem guten Willen derer, denen wir unterworfen sind. Ob aber jemals es uns wieder wohl gehen soll; dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nie wieder irgend ein Wohlseyn an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen.

Dies ists, was ihr zu thun habt. Dies ohne Säumen zu thun, beschwören euch diese Reden.

Sie beschwören euch Jünglinge. Ich, der ich schon seit geraumer Zeit aufgehört habe, zu euch zu ge-

hören, halte dafür, daß ihr noch fähiger seyd eines jeglichen über das Gemeine hinausliegenden Gedankens, und erregbarer für jedes Gute und Tüchtige, weil euer Alter noch näher liegt den Jahren der kindlichen Unschuld und der Natur. Der Schmelz der Jugend zwar wird von euch abfallen, und die Flamme eurer Einbildungskraft wird aufhören, sich aus sich selber zu ernähren; aber fasset diese Flamme, und verdichtet sie durch klares Denken; macht euch zu eigen die Kunst dieses Denkens, und ihr werdet die schönste Ausstattung des Menschen, den Charakter, noch zur Zugabe bekommen. An jenem klaren Denken erhaltet ihr die Quelle der ewigen Jugendblüte. Wie auch euer Körper altere, oder eure Kniee wanken; euer Geist wird in stets erneuerter Frischheit sich wiedergebähren, und euer Charakter feststehen, und ohne Wandel.

Diese Reden beschwören euch Alte. Gehe man durch die Geschichte der letzten zwei oder drei Jahrzehende; alles, außer ihr selbst, stimmt überein, daß, immer die Ausnahmen abgerechnet und nur auf die Mehrheit gesehen, in allen Zweigen, in der Wissenschaft, so wie in den Geschäften des Lebens, die größere Untauglichkeit und Selbstsucht sich bei dem höhern Alter gefunden habe. Die ganze Mitwelt hat es mit angesehen, daß jeder, der das Bessere und Vollkommnere wollte, außer dem Kampfe mit seiner eignen Unklarheit und den übrigen Umgebungen, noch den schwersten Kampf mit euch zu führen hatte; daß ihr des festen Vorsatzes waret, es müsse nichts aufkommen, was ihr nicht eben so gemacht und gewußt hättet; daß ihr jede Regung des Denkens für eine Beschimpfung eures Verstandes ansahet; und daß ihr keine Kraft ungebraucht ließet, um in dieser Bekämpfung des Bessern zu siegen, wie ihr denn gewöhnlich auch wirklich siegtet. So waret ihr die aufhaltende

Kraft aller Verbesserungen! Ihr dürft nur auch jetzt handeln, wie ihr bisher bei allen Anreizen zur Verbesserung gehandelt habt; ihr dürft nur wiederum eure eitle Ehre, daß zwischen Himmel und Erde nichts seyn solle, das ihr nicht schon erforscht hättet, dem gemeinsamen Wohle vorziehen; so seyd ihr durch diesen letzten Kampf alles fernern Kämpfens überhoben. Es wird keine Verbesserung erfolgen, sondern Verschlimmerung auf Verschlimmerung, so daß ihr noch manche Freude erleben könnt. — Man wolle nicht glauben, daß ich das Alter als Alter verachte und herabsetze. Wird nur durch Freiheit die Quelle des ursprünglichen Lebens und seiner Fortbewegung aufgenommen in das Leben; so wächst die Klarheit, und mit ihr die Kraft, so lange das Leben dauert. Ein solches Leben lebt sich besser; die Schlacken der irdischen Abkunft fallen immer mehr ab, und es veredelt sich herauf zum ewigen Leben, und blüht ihm entgegen. Euch Alte und Erfahrne, die ihr die Ausnahme macht, euch beschwören diese Reden, bestätigt, bestärkt, berathet in dieser Angelegenheit die jüngere Welt, die ehrfurchtsvoll ihre Blicke nach euch richtet.

Diese Reden beschwören euch Geschäftsmänner. Mit wenigen Ausnahmen waret ihr bisher dem abgezogenen Denken und aller Wissenschaft, die für sich selbst etwas zu seyn begehrte, von Herzen feind, obwohl ihr euch die Miene gabt, als ob ihr dies alles nur vornehm verachtetet! Ihr hieltet die Männer, die dergleichen lieben, und ihre Vorschläge so weit von euch weg, als ihr irgend konntet; und der Vorwurf des Wahnsinns, oder der Rath, sie ins Tollhaus zu schicken, war der Dank, auf den sie bei euch am gewöhnlichsten rechnen konnten. Diese hinwiederum getrauten sich zwar nicht über euch mit derselben Freimüthigkeit sich zu äußern, weil sie von euch abhingen; aber ihres innern Herzens

wahrhafte Meinung war die, daß ihr, mit wenig Ausnahmen, seichte Schwätzer seyd und aufgeblasene Prahler, Halbgelehrte, die durch die Schule nur hindurch gelaufen, blinde Zutapper, und Fortschleicher im alten Gleise, und die sonst nichts wollten oder könnten. Straft sie durch die That Lüge. Legt ab jene Verachtung für gründliches Denken und Wissenschaft; laßt euch bedeuten, und höret und lernet, was ihr nicht wißt; außerdem behalten eure Ankläger Recht.

Diese Reden beschwören euch **Denker, Gelehrte, Schriftsteller**, die ihr dieses Namens noch werth seyd. Jener Tadel der Geschäftsmänner an euch war in gewissem Sinne nicht ungerecht. Ihr gingt oft zu unbesorgt im Gebiete des bloßen Denkens fort, ohne euch um die wirkliche Welt zu bekümmern, und nachzusehen, wie jenes an diese angeknüpft werden könne. Zwar muß alle Anordnung und Gestaltung des wirklichen Lebens ausgehen vom höhern ordnenden Begriffe; dies ist eine ewige Wahrheit. Zwischen dem Begriffe jedoch, und der Einführung desselben in jedwedes besondere Leben, liegt eine große Kluft. Diese Kluft auszufüllen, ist sowohl das Werk des Geschäftsmanns, der freilich schon vorher so viel gelernt haben soll, um euch zu verstehen, als auch das eurige, die ihr über der Gedankenwelt das Leben nicht vergessen sollt. Hier trefft ihr beide zusammen. Statt über die Kluft hinüber einander scheel anzusehen und herabzuwürdigen, beeifre sich vielmehr jeder Theil, von seiner Seite dieselbe auszufüllen, und so den Weg zur Vereinigung zu bahnen. — Diese Reden beschwören noch in andern Rücksichten euch Denker, Gelehrte, Schriftsteller, die ihr dieses Namens werth seyd. Eure Klagen über die allgemeine Seichtigkeit, Gedankenlosigkeit, über den Klugdünkel und das unversiegbare Geschwätz, über die Verachtung des Ernstes und der

Gründlichkeit in allen Ständen mögen wahr seyn, wie sie es denn sind. Aber welcher Stand ist es denn, der diese Stände insgesammt erzogen hat, der ihnen alles Wissenschaftliche in ein Spiel verwandelt, und von der frühesten Jugend an zu jenem Klugdünkel und jenem Geschwätze sie angeführt hat? Wer ist es denn, der auch die der Schule entwachsenen Geschlechter noch immerfort erzieht? Der in die Augen fallende Grund der Dumpfheit des Zeitalters ist der, daß es sich dumpf gelesen hat an den Schriften, die ihr geschrieben habt. Denkt ihr nicht alle so; giebt es unter euch noch Bessergesinnte; warum vereinigen sich denn nicht diese Bessergesinnten, um dem Unheile ein Ende zu machen? Diese Reden beschwören euch, lehrt euch selbst achten, und zeigt in euerm Handeln, daß ihr es thut, und die Welt wird euch achten.

Diese Reden beschwören euch Fürsten Teutschlands. Diejenigen, die euch gegen über so thun, als ob man euch gar nichts sagen dürfte, oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler. Sie sind arge Verläumder eurer selbst; weiset sie weit von euch. Möchte doch die Stimme dieser Reden durch alle die Umgebungen hindurch, die euch unzugänglich zu machen pflegen, bis zu euch dringen! Mit stolzem Selbstgefühle darf sie euch sagen: ihr beherrschet Völker, treu, bildsam, des Glückes würdig, wie keiner Zeit und keiner Nation Fürsten sie beherrscht haben. Sie haben Sinn für die Freiheit, und sind derselben fähig; aber sie sind euch gefolgt in den blutigen Krieg gegen das, was ihnen Freiheit schien, weil ihr es so wolltet. Sie dulden und tragen seitdem die drückende Last gemeinsamer Uebel; und sie hören nicht auf, euch treu zu seyn, mit inniger Ergebung an euch zu hangen, und euch zu lieben, als ihre ihnen von Gott verliehenen Vormünder. Möchtet ihr

sie doch unbemerkt beobachten können; möchtet ihr doch, frei von den Umgebungen, die nicht immer die schönste Seite der Menschheit euch darbieten, herabsteigen können in die Häuser des Bürgers, in die Hütten des Landmanns, und dem stillen, dem verborgenen Leben dieser Stände betrachtend folgen können. Gewiß würde euch der Entschluß ergreifen, ernstlicher denn jemals nachzudenken, wie ihnen geholfen werden könne.

Euch Teutsche insgesammt, welchen Platz in der Gesellschaft ihr einnehmen möget, beschwören diese Reden, daß jeder unter euch, der da denken kann, zuvörderst denke über den angeregten Gegenstand, und daß jeder dafür thue, was gerade ihm an seinem Platze am nächsten liegt.

Es vereinigen sich mit diesen Reden, und beschwören euch eure Vorfahren. Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft. Sie rufen euch zu: vertretet uns, überliefert unser Andenken eben so ehrenvoll und unbescholten der Nachwelt, wie es auf euch gekommen ist. Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubens-Freiheit. Das bunte und verworrene Gemisch der sinnlichen und geistigen Antriebe durch einander soll überhaupt der Weltherrschaft entsetzt werden, und der Geist allein, rein, und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben, soll an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten kommen. Damit diesem Geiste die Freiheit werde, sich zu entwickeln, und zu einem selbstständigen Daseyn empor zu wachsen; dafür floß unser Blut. An euch ists, diesem Opfer seine Bedeutung und seine

Rechtfertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsetzt in die ihm bestimmte Weltherrschaft.

Es beschwören euch eure noch ungebohrnen Nachkommen. Ihr rühmt euch eurer Vorfahren, rufen sie euch zu, und schließt mit Stolz euch an an eine edle Reihe. Sorget, daß bei euch die Kette nicht abreiße; machet, daß auch wir uns eurer rühmen können, und durch euch, als untadeliches Mittelglied hindurch, uns anschließen an dieselbe glorreiche Reihe. Veranlasset nicht, daß wir uns der Abkunft von euch schämen müssen. Wie das nächste Geschlecht seyn wird, das von euch ausgehen wird; also wird euer Andenken ausfallen in der Geschichte.

Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern, mischen sich in diese Stimmen, und umringen euch, und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht, und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Daseyn zu retten. Ob jene Recht behalten sollen, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seyen keine leeren Träume, sondern die Weissagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, — oder diejenigen, die in ihrem Thier- und Pflanzen-Leben hinschlummern, und jedes Aufsluges in höhere Welten spotten; — darüber ein Endurtheil zu begründen, ist euch anheim gefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, so wie mit ihren Mängeln, ist versunken durch ihre eigne Unwürde, und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was

in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit; so seyd unter allen neuen Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwickelung derselben aufgetragen worden ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zu Grunde; so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde. Es ist daher kein Ausweg. Wenn ihr versinkt; so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer dereinstigen Wiederherstellung.

2) vom geheimen Rathe **Rehfues** zu Bonn.

Bruchstück aus s. **ersten** Rede **an** das **teutsche** **Volk**. Teutschland, 1814. 8. S. 27.

(Der Vf. schilderte in diesen gediegenen Reden die nächsten Folgen der französischen Revolution für Frankreich selbst, so wie für das übrige Europa, besonders aber die Nachtheile der Regierung Napoleons.)

— — Es ward die französische Nation auf allen Seiten mit Denkmalen einer Größe umgeben, die sie, obgleich mit ihrem Herzblute erkauft, als Wunderdinge begaffte; mit Denkmalen einer Größe, von der den Franzosen auch gar nichts zu Gute kam, als das hohle Wort, welches sie die **große Nation** nannte. Aber auf daß der entehrten, durch die Revolution ohnedies in wissenschaftlicher und moralischer Bildung tief vernachlässigten, Generation kein Geschlecht nachwachse, welches die getäuschten Hoffnungen und die Schande seiner Väter rächen könnte, mußte das Palladium alles Volksglückes, Erziehung und öffentlicher Unterricht, von seinem Altare herabsteigen, und das elende Werk des Despo-

tismus verkleistern helfen, damit aller freie Sinn, alle Möglichkeit einer selbstständigen Anregung der Geister und der Rückkehr einer wahren Kenntniß der Dinge im Aufkeimen zerstört, und das heilige Geschäft der Menschenbildung zur niedrigen Abrichtungskunst von Bürgern verkehrt würde, die zu nichts fähig sind, als abwechselnd, wie es der Staat braucht, den Boden mit ihrem Schweiße zu netzen, oder mit ihrem Blute zu düngen. Die Thaten des Kaisers mußten der französischen Jugend die Weltgeschichte, die Ergebung in seinen Willen die Kenntniß vom Natur- und Völkerrecht, von innerer Gesetzgebung und Staatsrecht vertreten. Aber zur Entschädigung für die tiefe Verachtung, mit der die Regierung ihr Volk behandelte, lehrte man die französische Jugend die übrigen Nationen verachten. Alle alte Sprachen wurden aus ihrem Unterrichte verbannt, weil sie von Harmodius und Brutus, von Cato und Aristid, von Trajan und den Antoninen reden. Von neuern Sprachen sollte sie nichts wissen, weil sie dadurch nur zu den gefährlichen Schätzen der Wahrheit gelangen konnte, welche, nicht von dem Argusblicke der französischen Polizei erreicht, bei andern Völkern übrig bleiben mußten. Nur Eine Sprache gebrauchte der Franzose, damit ihm die Verachtung der übrigen Nationen um so leichter wurde, damit seine Regierung all sein Denken um so bequemer in den engen Raum verschließen konnte. Und auf daß der Plan des Kaisers, die Menschheit in die Finsterniß der Barbarei zurück zu stoßen, desto eher gelänge, mißtraute er selbst dem Lichte, das seinen Thron erhellte, und wollte, durch Zerstörung aller andern Geisteskraft, auch das Licht seiner Nation mit allen andern Sonnen der Cultur einer ganzen Welt auslöschen!

Solche Absicht zu verbergen, hatte er lange schon nicht mehr der Mühe werth geachtet, und der Mann, welcher

die Inquisition zerstört hat, ward auch dieses Ruhmes durch Censurgesetze verlustig, die im Worte schon alles übertreffen, was in den unduldsamsten Zeiten auf ähnliche Weise zu Rom gegen den Menschenverstand gesündigt wurde. Das alte Recht der Menschen, einen edlen Gedanken zum Gemeingute zu machen, ward zu einer bloßen Vergünstigung, und die Herausgabe jedes Buches, von der Elbe bis an die Tiber, — und bald auch von dem Niemen bis an den Tajo, wenn die Sieger an der Moskwa, bei Vittoria und bei Leipzig nicht die Menschheit gerettet hätten, — erforderte erst die Erlaubniß einer Pariser Behörde, und eine Menge von Förmlichkeiten, die allein schon hinlänglich waren, alle literarische Betriebsamkeit zu zerstören. Die Censur eines großen Theils von Europa lag in den Händen weniger Menschen, die aus Geschäftsdrang, aus Unwissenheit und Leichtsinn, das Resultat vom ganzen Leben eines Denkers ungelesen verstümmelten.

Damit war indeß das große Werk der Verfinsterung erst angefangen, und nur dafür gesorgt, daß der menschliche Geist in Zukunft kein Denkmal mehr aufzustellen vermöchte, an welchem sich die Nachkommen zu hohen Gedanken begeistern, zu kraftvollen Empfindungen und Vorsätzen stärken konnten. Aber noch standen jene herrlichen Monumente, welche im Laufe der Vergangenheit von den edelsten Geistern errichtet worden waren, um die ewigen Worte der Wahrheit, des Menschenrechts und der freien Untersuchung aller menschlichen Interessen den spätesten Zeitaltern zu verkündigen und zu erhalten. Auch diese köstlichen Denkmale der Völker, welche den heiligen Gemeinschatz der Menschheit bilden, wurden in der Stille untergraben, und manches Symptom verrieth die Annäherung einer Zeit, welche vom Tacitus, Montesquieu und Johann von Müller höchstens nur Bruch-

stücke lesen dürfte. Ja es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß gewisse Operationen der französischen Regierung auf die künftige Proscription eines jeden Werks hinzielten, welches einen Sklaven erinnern konnte, daß alle Menschen frei gebohren werden. — In den feinern Künsten des Despotismus liegt das tiefste Geheimniß seiner Verderblichkeit verhüllt, und was eine Regierung für die Herabwürdigung der Menschheit, für die Entehrung des Nationalcharakters und für die Unterdrückung der Denk- und Rede-Freiheit thut; das schlägt durch seine unermeßlichen Folgen Wunden, welche Jahrtausende nicht zu heilen vermögen, und an denen Griechenland und Kleinasien, Aegypten und Nordafrika eine halbe Weltgeschichte fortbluten müssen. Ein solches Schicksal war der französischen Nation und mit ihr ganz Europa bereitet, bevor die Völkerschlacht bei Leipzig den teutsch-russischen Lorbeer in die Schale der Menschheit warf, daß die Schale des einzelnen Ehrgeizigen, wie ein Pfeil, in die Höhe schnellte. rc. rc.

### 3) vom geh. Rathe v. Feuerbach.

### Bruchstück der Antrittsrede desselben, bei s. Einführung als erster Präsident des Appellationsgerichts zu Anspach, am 22 Apr. 1817.

## Die hohe Würde des Richteramts.

Indem ich in dieser mir feierlichen Stunde zum erstenmale in Ihre Mitte trete, fühle ich das Innerste meines Gemüths von der Größe des Berufs durchdrungen, für welchen wir in diesem Tempel der Gerechtigkeit vereiniget sind. — Gerechtigkeit — ein Name, auszusprechen mit jenem Gefühle der Ehrfurcht, womit allein das Höchste und Heiligste von sterblichen Lippen genannt werden darf, — sie, die Staatsgründerin, die alles Er-

haltende! die Beschützerin des menschlichen Geschlechts, und alles dessen, was der Menschen Kraft an Wahrem, Gutem und Nützlichem erstreben und erlangen mag — sie, als innere Tugend die erste, ohne die keine andere zu denken ist; als Ordnerin der äußern Verhältnisse des Lebens die höchste, ehrwürdigste Gewalt, welcher alles andere sich dienend unterordnen, auf welche alles Uebrige als bloßes Mittel auf seinen letzten Zweck sich beziehen muß.

Ob es zu den Aufgaben der Regierung eines Staates gehöre, das vorzugsweise genannte öffentliche Wohl durch positive Anstalten zu gründen, zu fördern und durch besondere Behörden von oben herab zu verwalten, wird von vielen Denkern geläugnet, welche dafür halten, das öffentliche Wohl sey nur in den Einzelnen, werde also von denen, die es zunächst angeht, am besten erkannt, am sichersten besorgt, am allertreuesten verwaltet. Den glücklichen Mustervölkern der alten Welt waren eben sowohl Polizeien als Verwaltungsbehörden im Sinne der neuern Zeiten gänzlich unbekannt; und noch vor unsern Augen steht das erste, vor allen andern neidenswerthe Volk unter den Völkern Europens, der Britte, ohne alle vom Staate angeordnete Verwaltungsbehörden, ja sogar fast ohne alle eigentliche Staatsbeamten, blos durch die Kraft des bürgerlichen Gemeinsinnes, auf einer Höhe des Wohlstandes, innerer Größe und Herrlichkeit, welche noch kein andrer Staat auf seine Weise auch nur von fern zu erreichen vermocht hat.

Aber das anerkannt Eine, Allgemeine und Nothwendige, ohne welches keinerlei Gemeinschaft unter den Menschen möglich, kein bürgerlicher Verein selbst nicht in bloßer Einbildung zu denken ist; die Hoheit, womit, noch ehe Staaten wurden, die Natur schon ihren ersten König, den Hausvater, ausgerüstet; das heilige Band,

welches den in der Wüste schweifenden Beduinen unter seinem Emir, den freien Bürger unter seinen Fürsten und Obrigkeiten, selbst den morgenländischen Unterthan-Knecht unter seinem Gewaltherrscher zur Pflicht und Gehorsam einiget; die Gottheit, welche Menu's Gesetz dem Indier als die große Freundin nennt, die den Menschen von der Wiege bis zum Scheiterhaufen geleite, und ihn bewache, wenn alle andere Wächter schlafen; die höchste Pflicht, zu welcher selbst der bluttriefende Timur sich bekannte, welche, gegen die Seinen edel treu erfüllt zu haben, er von sich selbst als den höchsten Beweis seiner Regentenweisheit rühmte: dieses Eine und Allgemeine, bei dessen Namen an der Themse, wie am Niger und am Ganges, jede Brust sich erweitert, jeder Geist sich erhebt, ist die Gerechtigkeit und jene Gewalt, durch welche sie besteht und geltend wird.

Die Zwecke, welche das sogenannte Staats**wohl** bestimmt, sind, gleich den Mitteln zu demselben, nach Ort und Zeit verschieden, — veränderlich, wandelbar, je nachdem die Umstände sich gestalten, welche zu lenken nicht in des Menschen Hand gegeben ist. Auf fester Erde sind die Säulen unsers Tempels gebaut; wir haben nichts zu erringen, nichts zu erschaffen; wir haben nur zu schützen und uns anvertraute Heiligthümer zu bewahren. Was uns zu unserer Bestimmung führt, ist nicht jene, das Zufällige beachtende, nach allen Richtungen um sich herblickende forschende Klugheit, von welcher die Staatsverwaltung nothwendig geleitet wird, — sondern allein jener **einfache Sinn**, der nirgends hin als hinauf zum Gesetze und von da zur That herunter blickt; jene **Rechtlichkeit der Gesinnung**, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rechte erkennt; und dann **jener tapfere Muth des Willens**, welcher mit seinem, unter keinem Einflusse ermat-

tenden, durch keine Gewalt zu beugenden, starken Arm die Wage der Gerechtigkeit stets im sichern Gleichgewichte hält.

Die Gerechtigkeit, obgleich mannigfaltig in ihren Formen, verschieden in ihren Gegenständen nach Ort und Zeit, ist gleichwohl an und für sich überall nur Eine und dieselbe; gleich in ihren Forderungen, wie in ihren Pflichten. Darum eben ist sie die Grundlage jedes Staates, der Schlußstein, der dessen Mauern hält, die Hauptsäule, die sein Gewölbe trägt. So lange noch diese Tragwerke unversehrt auf festem Grunde aufwärts stehen; so lange ist das Gebäude eines Staates noch wohlbestellt, und wenigstens keine Gefahr, daß dasselbe ohne große äußere Gewalt, blos wegen eigener Gebrechen, morsch in sich selbst zusammen sinke.

Dieses sind meine, der Seele Innerstes durchdringende, Ueberzeugungen von der Heiligkeit des Rechts und des Richteramtes hoher Würde. Diese Grundsätze habe ich in allen Verhältnissen meines Lebens in Wort und That behauptet; sie im Geiste und Herzen trete ich in Ihre Mitte. Daß mein Wille nie von dem Gesetze abfallen werde, welches ich selbst in jenen Ueberzeugungen über mich ausgesprochen habe; dieses weiß ich, und betheuere es, indem ich hiermit feierlich meines Eides mich erinnere. Daß meine beschränkte Kraft nicht immer die Größe meiner Pflichten und Vorsätze erreichen möge; — diese Besorgniß allein ist es, welche mich demüthigend niederschlägt. Doch, ich blicke um mich her auf Männer, die in diesem hohen Gerichtshofe um mich versammlet sind, und dieser Blick giebt mir wieder erhebenden Muth in dem Gedanken: daß mit gleichgesinnten Männern selbst das Größte leicht zu vollbringen ist! Meine Herren! ich kannte und ehrte die Meisten von Ihnen, noch ehe mein Auge Sie gesehen; wir

haben in gleichem Geiste für gleichen Zweck gewirkt, noch ehe das Band eines gemeinschaftlichen Amtes uns so eng vereinigt hatte.

Erlauben Sie mir noch einige Worte, welche mein besonderes Verhältniß zu meinen Berufszwecken zunächst berühren.

Als die erste Pflicht, welche die Gerechtigkeit ihren Pflegern auferlegt, achte ich die gründliche reife Ueberlegung, welche dem Gewissen für die Wahrheit und Rechtlichkeit der Entscheidung bürgt. Als zweite Pflicht achte ich, daß der Rechtsuchende sein Recht, so viel möglich, in der kürzesten Zeit erlange. Ein verspäteter Rechtsgewinn ist öfters so schlimm, oft verderblicher, als ein zeitiger Rechtsverlust. Aber alle Ordnung des Rechts wird verkehrt, wenn nicht die zweite Pflicht durch die erste sich beschränkt. Nicht zögern ist Richterpflicht; aber eben so gewiß: nicht eilen. Daß auch künftig Niemand diesen hohen Gerichtshof einer Verletzung oder Vernachlässigung der einen oder andern dieser Pflichten mit einigem Scheine des Rechts zeihen dürfe; dafür bürgt mir Sinn und Geist der Männer, welchen hinfort anzugehören, mein schönstes Glück, meine höchste Ehre ist. Und daß dieser Geist hier nicht sterbe, noch ermatte; darüber will ich wachen mit Ernst, mit Treue und Liebe.

---

## 4) Die Ergänzungsklasse der gemischten Reden.

### 48.

### Begriff der gemischten Reden.

So wie in der Darstellung des Gesammtgebietes der Sprache der Dichtkunst, bei der Einthei-

lung der einzelnen Dichtungsarten, die Annahme einer Ergänzungsklasse (Th. 3. §. 11) für alle diejenigen dichterischen Erzeugnisse nöthig ward, die nicht ohne Zwang unter die aufgestellten Hauptklassen dichterischer Formen gebracht werden konnten; so tritt dieselbe Nothwendigkeit bei der Eintheilung der einzelnen Erzeugnisse und Formen in der Sprache der Beredsamkeit ein, inwiefern eine bedeutende Zahl einzelner Reden, die in der Sprache vorhanden sind, weder den religiösen, noch den politischen Reden ohne Zwang ein- und untergeordnet werden können. Für diese gemischten Reden wird daher eine Ergänzungsklasse rednerischer Formen aufgestellt.

## 49.
## Gattungen und Arten der gemischten Reden.

Als einzelne Gattungen und Arten der gemischten Reden kündigen sich an:

1) die akademischen Reden. Mehrere teutsche Staaten haben, nach dem Vorgange Frankreichs unter Ludwig 14, in ihren Hauptstädten sogenannte Akademieen der Wissenschaften (z. B. Preußen in Berlin, Bayern in München), deren Bestimmung von der Bestimmung der Universitäten dadurch sich wesentlich unterscheidet, daß sie die Wissenschaften nicht in zusammenhängenden und fortlaufenden Vorträgen studirenden Jünglingen mittheilen, sondern, als abgeschlossene Gesellschaften von gelehrten Männern aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens, die Wissenschaften selbst durch neue Entdeckungen und Ansichten fortbilden, und diese neuen Ent-

deckungen und Ansichten in Reden, die sie in der Mitte ihrer Versammlungen halten, aufstellen und zur Prüfung und weitern Verbreitung niederlegen sollen. — Abgesehen von den Eintrittsreden neuer Mitglieder in solche Akademieen der Wissenschaften, und von den sogenannten Lobreden (eloges) auf ihre Amtsvorgänger, tragen die meisten der sogenannten akademischen Reden mehr das Gepräge von Vorlesungen oder Vorträgen auf Universitäten über irgend einen besondern Gegenstand der menschlichen Erkenntniß, als den rednerischen Charakter, zu welchem, außer der logischen und ästhetischen Durchführung des Gegenstandes, nothwendig eine mit Bestimmtheit sich ankündigende Wirkung auf das Bestrebungsvermögen gehört.

Zu den gemischten Reden, die weder zunächst zu den religiösen, noch zu den politischen Reden gerechnet werden können, gehören

2) die auf Universitäten gehaltenen Reden. Unter diesen Reden können nicht die sogenannten Vorlesungen — richtiger die Vorträge — über einzelne Wissenschaften und deren Gebiete verstanden werden, welche bereits in dem Gesammtgebiete der Sprache der Prosa, unter der Gattung des Lehrstyls (Th. 2. S. 77), nach ihrem stylistischen Charakter aufgeführt worden sind. Denn diese Vorträge, wodurch das Gebiet einer in sich abgeschlossenen Wissenschaft vollständig ausgemessen, erschöpfend durchgeführt, und dem Kreise der Erkenntniß studirender Jünglinge eröffnet werden soll, dürfen nicht das Gepräge des rednerischen Styls an sich tragen, sobald sie ihre Bestimmung erreichen sollen, die zunächst

auf Belehrung des Verstandes und der Vernunft, und nicht auf Belebung des Willens zu Entschlüssen und Handlungen berechnet ist. — Allein verschieden von diesen fortlaufenden und den Umfang einer Wissenschaft gleichmäßig und vollständig behandelnden Vorträgen, werden auf den Hochschulen Teutschlands auch besondere Reden bei feierlichen Gelegenheiten gehalten; z. B. bei dem Antritte eines Lehramtes; bei der Uebernahme oder Niederlegung des Decanats und Rectorats; bei Ertheilung akademischer Würden; bei der Anwesenheit des Landesfürsten oder andrer fürstlicher Personen; bei dem Tode regierender Häupter, oder verdienstvoller Lehrer u. s. w. Diese Universitätsreden sind nun, ihrem Stoffe nach, gemischte Reden, indem sie weder zunächst den religiösen, noch zunächst den politischen Reden untergeordnet werden können; auch gehören sie nur dann, wenn sie in teutscher Sprache gehalten werden, in das Gebiet der Sprache der vaterländischen Beredsamkeit.

In mehrfacher Beziehung sind diesen Reden auf Hochschulen

3) die Schulreden, besonders die Gymnasialreden, verwandt; denn auch sie haben nicht die Bestimmung, eigentliche Lehrgegenstände mitzutheilen, wofür überhaupt in dem Schul- und Gymnasialunterrichte die sokratische und katechetische Methode sich mehr eignet, als der streng festgehaltene systematische Vortrag, welcher zunächst für die Hochschulen gehört, wo man Zuhörer von gereiftern geistigen Kräften voraussetzt, die einen in sich zusammenhängenden — durch keine Wiederhohlungen und Fragen unter-

brochenen — Vortrag zu ertragen vermögen. Allein in Schulen, und namentlich in Gymnasien (oder in den zur unmittelbaren Vorbereitung auf die Universität bestimmten gelehrten Schulen), können bei einzelnen wichtigen Veranlassungen und feierlichen Gelegenheiten Reden gemischten Inhalts gehalten werden, die wir, nach ihrem eigenthümlichen Charakter, in diese Ergänzungsklasse rednerischer Formen aufnehmen. Dahin rechnen wir die Antrittsreden der Lehrer; die Reden bei der Versetzung der Zöglinge in höhere Klassen, oder bei der Entlassung derer, die zur Universität abgehen; so wie die Reden, welche bei besondern, das Gymnasium oder dessen Wohnort betreffenden, Feierlichkeiten gehalten werden. (Von Herder sind in seinem Sophron mehrere Reden nach seinem Tode erschienen, die er als Ephorus im Gymnasium zu Weimar gehalten hat; eben so sind ausgezeichnete Schulreden von Fr. Gedicke, Fr. Jacobs, Manso, Degen, und andern hochverdienten Schulmännern, eine Zierde der teutschen Literatur innerhalb der selbstständigen Sprache der Beredsamkeit.) — Zu dem besondern Felde dieser Schulreden gehören auch diejenigen, welche denkende und geistvolle Lehrer entweder zu besondern Zwecken — z. B. zur religiösen Erbauung ihrer Schüler (wie Mörlin u. a.), — oder zur Uebersicht über gewisse zusammenhängende Theile und abgeschlossene Gebiete der menschlichen Erkenntniß in der Mitte ihrer Zöglinge hielten.

4) Die Anrede (oder Harangue) gehört gleichfals in den Kreis der gemischten Reden.

Sie ist eine kurze Rede, eine Rede in verjüngtem Maasstabe, bei welcher daher der ganze streng festgehaltene technische Zuschnitt, und die gleichmäßige Behandlung und Durchführung der einzelnen Theile einer förmlichen Rede wegfällt. Den Eingang dazu bildet vielleicht ein einzelner Satz; ein bestimmtes Thema wird keinesweges ausgesprochen, oder nach seiner einzelnen logischen Gliederung durchgeführt; wohl aber kann man den im Mittelpuncte des Ganzen erscheinenden Hauptgedanken erkennen. An eigentliche Beweisführung des Hauptgedankens, an nähere Erläuterung desselben und der ihm verwandten Begriffe, so wie an einen, durch die ganze Entwickelung vorbereiteten, Schluß der Rede kann in der Harangue nicht gedacht werden. Allein dadurch gehört sie in das Gebiet der rednerischen Darstellung, und in den Kreis der gemischten Reden, daß der Hauptzweck jeder Rede, die Belebung des Willens und die Wirkung auf das Bestrebungsvermögen, auch in ihr als unnachläßliche Bedingung vorherrschen und wahrgenommen werden muß. Gewöhnlich hat die Anrede ein augenblickliches und örtliches Interesse. Sie ergreift deshalb ihren Gegenstand ohne förmlichen Eingang, und zeichnet ihn mit wenigen, aber kräftigen Zügen, wodurch sie ihn dem Willen der Zuhörer näher bringt, und diese zu gewissen Entschlüssen erhebt und begeistert. Sie mag nun aus dem Stegreife gehalten, oder vorher durchdacht und niedergeschrieben werden; so bleiben Kürze, Gediegenheit des Inhalts, und stylistische Vollendung der Form die Haupterfordernisse einer Anrede, welche ihren

Platz in dem Gesammtgebiete der Sprache der Beredsamkeit behaupten will. — Zu diesen Anreden gehören die Ansprachen eines Feldherrn an sein Heer, kurz vor dem Beginnen einer Schlacht; die Begrüßung fürstlicher Personen und hoher Staatsmänner bei feierlichen Gelegenheiten, auf Reisen u. s. w.; die Anreden von Gesandten, die ihr Creditiv überreichen; die Anreden an das Volk bei einzelnen wichtigen Veranlassungen, wo man auf den guten Willen und die Thatkraft der einzelnen Bürger rechnet; die Anreden, welche Vorgesetzte bisweilen an ihre Untergebenen, und Lehrer an ihre Zöglinge, bei der Wiedereröffnung und Fortsetzung ihrer Vorträge halten u. dgl.

(Die mühsam berechnete Form der sogenannten aphthonianischen Chrie kann, selbst wo man als Schulübung diese Art von Chrieen beibehält, nicht eine besondere Art der gemischten Reden bilden, weil eine Chrie, nach dem Zuschnitte ihres Erfinders Aphthonius bearbeitet, blos in der zufälligen technischen Form, weder aber in dem behandelten Stoffe, noch in der stylistischen rednerischen Form, irgend eine Eigenthümlichkeit behauptet. Auch wird diese zufällige technische Form gewöhnlich nur bei der schulgerechten Bearbeitung lateinischer Chrieen beibehalten; denn in der teutschen Sprache dürfte keine, zum Muster sich eignende, aphthonianische Chrie aufgefunden werden. — Bekanntlich besteht die aphthonianische Chrie aus acht Theilen: laus autoris, paraphrasis, aetiologia, comparatum, exemplum, contrarium, testimonium, conclusio. Bei diesen Chrieen muß, nach dem ersten wesentlichen Bestandtheile derselben, das

Thema jedesmal der Ausspruch eines geachteten Mannes seyn (z. B. von Seneca: Multi cadunt, ut illustrius resurgant), dessen Ruhm man feiert, bevor man das Thema durch die folgenden einzelnen Abschnitte durchführt, erläutert, versinnlicht und anwendet. Allein unverkennbar herrscht, bei aller scheinbaren logischen Strenge, in diesen Chrieen viel Willkühr. Dies fühlten schon die ältern Redner, und beschränkten deshalb nicht selten die Zahl der aufgestellten acht Puncte. Uebrigens erhellt aus dem Gesagten, daß durch die bloße Bearbeitung aphthonianischer Chrieen noch nie ein Redner gebildet worden ist, wenn in seinem Geiste nicht die übrigen Grundbedingungen zur selbstständigen Sprache der Beredsamkeit lagen.)

(Zu den gemischten Reden müssen auch die scherzhaften Reden, z. B. die sogenannten Strohkranzreden, — und die satyrischen Reden gerechnet werden, in welchen bald die Unvollkommenheiten und Mängel des häuslichen, bald des bürgerlichen und öffentlichen Lebens entweder mit leichtem Spotte berührt, oder mit treffendem Tadel gegeiselt werden, doch so, daß die rednerische Form durchgehends den ästhetischen Charakter behauptet und von der Linie des Schönen in keiner Hinsicht sich entfernt.)

## 50.

## Beispiele aus den gemischten Reden.

(Da der Raum nur die Aufnahme einiger Beispiele verstattet; so sey es erlaubt, noch an einige hieher gehörende Reden zu erinnern: an Engels Lobrede auf den König, am 24

Jan. 1781 gehalten (in s. Schriften, Th. 4. S. 1); an Fr. Jacobs drei Reden im Gymnasium zu Gotha und im Lyceum zu München gehalten (und abgedruckt im ersten Theile s. vermischten Schriften, Gotha 1823. 8); an Manso's Schulrede auf Johannes von Müller (in s. vermischten Abhandlungen, Bresl. 1821. 8); und an folgende einzeln erschienene akademische und Universitätsreden: F. W. J. Schelling, über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur. München, 1807. 4. Fichte, über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. Berl. 1812. 8. Fr Kortüm, von scheinbaren und wirklichen Rückschritten im Entwickelungsgange der Völker, am 30 Apr. 1821 zu Basel gehalten. Basel, 1821. 8. Jul. Franz Schneller, über den Zusammenhang der Philosophie mit der Weltgeschichte, am 10 Nov. 1823 zu Freyburg gehalten. Freyb. 1824. 8. — Die folgenden wurden gewählt, weil von den Verfassern derselben noch keine Beispiele in den vier Bänden dieses Werkes sich finden.)

1) Bruchstück aus einer Schulrede, von Fr. Aug. Christ. Mörlin († 1806 als Prof. am Gymnas. zu Altenburg). Man s. s. Erbauungsreden, herausgeg. von Matthiä. N. A. Leipz. 1823. 8. S. 131.

## Fortschritte zum Bessern.

Wenn es der Menschheit geboten ist, nach einem sittlich-bessern Zustande zu ringen; so folgt daraus, daß er möglich seyn müsse. Wenn es uns geboten ist, das Unsere dazu beizutragen, daß ein besserer Zustand kom-

me, daß einst das Paradies, in sittlicher Bedeutung dieses Wortes, auf Erden wieder aufblühe; so müssen wir auch annehmen, daß die Erfüllung jenes Strebens unsern vollsten Glauben verdiene, und das Gebot lautet dann also: handle in dem Glauben, wirke auf die Menschheit in dem Glauben, daß deine Wirkung nicht fruchtlos sey.

Dies wäre also ein moralischer Glaube an ein besseres Zeitalter; wir wandeln im Glauben, ein späteres Geschlecht wird im Schatten wandeln. Dies findet in der Religion, inwiefern sie Glauben an die Vorsehung lehrt, Bestätigung, und ist gewissermaßen jener veredelte Glaube selbst. Dies ist aber auch der Gedanke, der mit dem Entschlusse: auch durch mich soll es einmal besser werden auf Erden, eine himmlische Flamme auf dem Altare eines reinen jugendlichen Herzens entzünden kann.

Der Jüngling, der sich den Wissenschaften widmet, könnte aber eine besondere Veranlassung haben, daran zu zweifeln, ob wohl das Menschengeschlecht an sittlicher Cultur fortschreitet, und diese Veranlassung in der Geschichte finden. Wenn wir nämlich in den Werken alter Schriftsteller die Thaten wahrhaft großer Männer des Alterthums finden; wenn wir hier Züge von Großmuth und Reinheit der Sitten, von Uneigennützigkeit finden, die uns Achtung und Bewunderung abnöthigen, die unsere Einbildungskraft erfüllen, das Bild, gleichsam den Schatten jener Männer vor uns heraufzurufen; so können wir uns allerdings fragen: wo leben denn noch so große Menschen? so können wir uns veranlaßt fühlen, uns zuzurufen: ach jenes edle Geschlecht ist ausgestorben auf der Erde!

Unser Zeitalter dadurch zu vertheidigen, daß wir die edlen Thaten jener herrlichen Menschen herabwürdigten, verkleinerten, bezweifelten, würde ein elender Nothbehelf,

ein Raub an dem Heiligthume der Menschheit seyn. Bemerken Sie daher bei Vergleichung der Gegenwart mit der schönen Zeit der Griechen und Römer folgendes:

1) In jenen Zeiten war die Cultur nur über Griechenland, einige griechische Kolonieen und Rom verbreitet; jetzt über Europa, und blüht in den nordamerikanischen Freistaaten auf der andern Halbkugel auf. Es sind demnach in unserm Zeitalter weit mehr Menschen, als in den vorigen, die aus jener Quelle der Verstandes- und Herzenscultur schöpfen können.

2) In jenen Zeiten war die Verfassung so, daß das Gute leichter bemerkt werden konnte, als jetzt, daß man den Charakter edler Männer leichter aus Thaten bemerkte, die öffentlich geübt wurden. Was jetzt schriftlich entschieden wird, ward damals öffentlich und in Reden entschieden.

3) Viele Mängel jener Zeit, viele Hindernisse des Guten in jenem Zeitalter sind aufgehoben, vernichtet, oder ihrer Vernichtung nahe. Wir haben im Gegentheile Mittel zum Guten, die den Alten mangelten. Die Alten fragten mehr, was ist dem Vaterlande nützlich? Wir fragen: was ist der Menschheit nützlich? was ist überhaupt recht und gut? Die Alten trieben den Sklavenhandel. In unsern Tagen giebt es Nationen, die ihn verabscheuen, und andere, wo doch edle Menschen laut wider ihn sprechen. Die Alten hatten keine Anstalten zur Bildung der niedern Volksklassen, die noch für Erwachsene fortgesetzt würden. Wir haben sie in unsern öffentlichen Gottesdiensten, die nicht mehr Ceremonie, sondern vorzüglich Mittel zur öffentlichen Belehrung, die Schule der Erwachsen, die Bildungsanstalt der Nation geworden sind, und uns erhabenere, richtigere Vorstellungen von Gott und der Unsterblichkeit beibringen.

Nie möge daher, liebe Jünglinge, in Ihrem künftigen handelnden Leben eine Zeit kommen, wo irgend ein

Schicksal den Glauben, daß die Menschheit fortschreitet zum Bessern, in Ihrem Herzen wankend machen könnte. Dieser Glaube sey rein, wie ein schuldloses Herz, ermunternd, wie die Stimme der Tugend, ewig, in Ihren Seelen!

2) Beispiel einer Anrede (Harangue), vom geh. Consistorialr. und Prof. Danz in Jena, an den Großherzog von Weimar am 19 Jan. 1824 — bei der 50jährigen Jubelfeier der Uebernahme des Rectorats der Universität Jena — gehalten.

Durchlauchtigster Großherzog.

Für unsre Universität eins der glücklichsten und erfreulichsten, für alle andere Universitäten aber ein höchst seltenes und fast unbekanntes Ereigniß versammelt uns in diesem Augenblicke vor dem Angesichte Ew. Königl. Hoheit. Ew. Königl. Hoheit beginnen mit dem heutigen Tage die zweite Hälfte Höchst Ihres Regierungsjahrhunderts über unsre Universität; und was bei uns noch Keinem vergönnt ward, der unserer Hochschule als Oberhaupt vorgestanden, das hat die Vorsehung, die mit hoher Weisheit die Werkzeuge der Ausführung ihres Willens wählt, Ihnen, gnädigster Fürst, zu Theil werden lassen. Indem wir aber dieser Vorsehung, die es so wohl mit uns gemeint hat, in tiefster Demuth den Dank unsrer Herzen darbringen, zählen wir nicht blos die Jahre, welche die Universität unter Ew. Königl. Hoheit Scepter so rühmlich und glücklich verlebt hat, sondern auch, und noch vielmehr, die großen und besondern Beweise leitender Weisheit, schützender Kraft und belebender Liebe, welche Höchstdieselben uns und unserm Institute in dieser Reihe von Jahren so reichlich und so fürstlich gegeben haben. Dieses Institut, dessen Stif-

tung und Begründung Sorge und Trost eines großmüthigen Fürsten in seinem widrigen Geschicke war, und dessen Wachsthum und Gedeihen die edlen Nachkommen desselben zu einem Schmucke ihrer Krone gemacht haben; dieses Institut verehrt jetzt, in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, in Ew. Kön. Hoheit und Höchstdero erhabenem Stammesverwandten seinen zweiten Stifter und Begründer. Die ausgezeichnetsten Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens haben in den letztverflossenen funfzig Jahren auf unserer Hochschule als Lehrer geglänzt; von ihr sind die kräftigsten Anregungen des wissenschaftlichen Lebens und seiner Bestrebungen ausgegangen; die unter uns gegründeten Anstalten haben Fortschritte gemacht, die man vor dem Jahrhunderte Ew. Königl. Hoheit kaum zu denken wagte; mehrere Sammlungen sind mit so reichlichen Gaben ausgestattet worden, daß viele ihrer auswärtigen Schwestern nicht mehr neben ihnen stehen können; ja selbst Entdeckungen haben Ew. Kön. Hoheit herbeigeführt und befördert, welche Jena's Namen in den Jahrbüchern der Wissenschaften nicht erlöschen lassen werden. Wohin wir unsre Augen richten, begegnet uns das Bild E. K. H., als eines Freundes der Wahrheit und des Lichts, als eines Beförderers der Erkenntniß und Wissenschaft, als eines Gönners und Wohlthäters Aller, die für Licht und Erkenntniß wirksam und thätig gewesen. Lassen Sie, gnädigster Fürst, auch in der zweiten Hälfte Höchst Ihres Regierungsjahrhunderts, wie es bisher geschehen, unsrer Universität und uns freundlich Ihr Antlitz leuchten; gönnen Sie uns ferner, was wir bisher so oft und so ermunternd erfahren haben, Ihr gnädiges Wohlwollen; halten Sie ferner, was wir so sehr bedürfen, Ihre schützende, segnende Hand, Ihr wachendes und belebendes Auge über uns und unsrer Anstalt, und seyn Sie, wie unser

Schirm, so unser Held, und unser Freund, und unser Vater!

Und so geruhen Sie denn auch, Durchlauchtigster Großherzog, mit gewohnter Huld und Gnade, die Insignien der höchsten Regierungswürde unsrer Universität von neuem von uns anzunehmen, als einen erneuten Beweis unsrer tiefsten Verehrung und treuesten Ergebenheit; als eine sichere Vorbedeutung einer noch recht lange dauernden und immer heitern und immer glücklicher werdenden Regierungszeit; als den Anfang der Erfüllung unsrer schönsten Hoffnungen und feurigsten Wünsche; und als eine neue Empfehlung unsrer selbst und der ganzen Universität in Höchst Ihre gnädigen und wohlwollenden Gesinnungen. Gott segne Sie, theuerster, geliebtester Fürst, und erhalte Sie uns noch lange, lange!

### 3) Bruchstück aus einer scherzhaften Rede, vom Präsidenten Joh. Ant. Leisewitz zu Braunschweig († 1806).

— Glücklich ist der, meine Herren, der Pasteten isset, und utramque rempublicam gehen läßt, wie sie geht, dem sein Schutzgeist, der bei seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseyns übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit! Der Kitzel, alles zu wissen, versagt ihm den Morgentraum nicht, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um sein Rindfleisch zu würzen. Nichts erinnert ihn an seine Sterblichkeit, als wenn zu viele Knochen im Frikassee sind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erstaunen ausruft: was für Geheimnisse stecken in einem Ragout!

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß sein: Erwache! ins Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundschaft, Liebe, und uns selber entsagen,

daß uns das männliche Alter als Greise findet; kurz, was bezahlt uns das Unglück, gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offenem Hemde vor einem Duodezband, oder, in einer gestickten Weste, und neben uns unser Wappen vor einem Quartanten sehen? oder, daß wir in einer schwärmerischen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Es ist noch nicht ausgemacht, meine Herren, ob Salomo sein: Alles ist eitel! zu seinem Minister, seinem Koch, seiner Maitresse, oder vielmehr zu seinem Bibliothekar sagte! Doch er mag gesagt haben, was er will; auch das gelehrte Leben ist eitel, von der Zeit des Eseltragens in den Schulen an, bis wir in die lange Nacht kommen, wo der Schriftsteller und sein Commentator, der Schauspieler und sein Lichtputzer, ruhig neben einander schlafen.

Aber im Ernste, ist Ewigkeit denn der Name Eurer Prinzessin, und denkt Ihr denn wirklich durch Euer Strohhälmchen den Strom aufzuhalten, der Roms Staatsverfassung untergrub; in dessen trüben Strudeln Königreiche, philosophische Secten und alexandrinische Bibliotheken wie Spreu schwimmen? Aber möchte schwimmen, was schwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geschichte hinten nach schwämme — oder, ohne Figur zu reden, das ist eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, so verbrennt die Universalhistorie mit.

Glaubt Ihr denn, daß Ihr das erste Menschengeschlecht seyd, das diese Erde bewohnt? Andere Leibnitze haben sie erleuchtet, und andere Alexander verwüstet, bis sie Feuer oder Wasser, oder ein ausgekorbenes Element umschuf. Nichts geschieht, was nicht geschehen ist; und nichts geschieht, was nicht geschehen wird. Das große All ist ein umlaufendes Rad; jede Speiche kommt zu ihrer Zeit oben. Alles wird Staub, und ein berühmter Name in der Geschichte kommt mir vor, wie ein Thierchen im Spiritus — eine kurze Frist zwischen Tod und Verwesung!

Sie sehen, meine Herren, ich scherze. Allein es soll nicht gut seyn, wenn man immer scherzt. Lassen Sie uns von etwas anderm — aber ernsthaft reden; und was ist ernsthafter, als Ihre Charaktere und ihre

Geschichte? Wir wollen sehen, wie mir mein Ehrentempel oder Bildersaal geräth.

Melamp hat Witz; aber was gilt ihm die Tugend eines Weibes, die Ruhe eines Mannes, wenn er einen Einfall hat? Sein grüngelber Genius nährt sich von der Ehre des Nächsten, und seine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquille, wie eine Schaar von Raben, an dem Aast guter Namen nagen. Ich will ihn gerichtlich belangen; denn auf mich hat er keine Schmähschrift gemacht, und auch ich bin ein ehrlicher Mann. Was ist ihm heilig? Er würde seinen Vater ermorden, wenn er eine satyrische Grabschrift auf ihn wüßte; und selbst der Religion spottet er, so lange — es hell ist. Sein Unglaube geht mit der Sonne auf und unter; denn um Mitternacht sieht er Gespenster und den Teufel, zählt unter der Bettdecke die Krallen an seinen Klauen, und hört gar deutlich das Pfeifen der Luft, wenn er mit dem Schwanze wedelt. Ist Melamp glücklich? Das Kaffeehaus wiehert und die Assemblee zischelt; er hat einen Einfall! Ich gestehe es, meine Herren, das ist eine herrliche Belohnung; aber — verzeihen Sie — ein guter Mann zu seyn ist auch nicht übel.

Wohlaufgeschaut! Marculf kommt! Marculf, der Spinnen essen würde, wenn Virgil Spinnen gegessen hätte, und das alles, damit die Marculfiana ein unterhaltendes Buch werden. Wie schlecht wählen die Menschen oft die Mittel! Marculf ist sonderbar, um ein Genie zu seyn, und doch ist nichts gewöhnlicher, als ein gewöhnlicher Kopf, der sonderbar seyn will.

Er ist vorbei — und noch lächelt Lucil in stiller Demuth, Lucil, der das moralische Wunderelixier erfand. Es heilet alle Krankheiten der Seele, Wassersucht, Brüche, Gicht, die heillose Schwindsucht, und die sogenannten galanten Krankheiten, reinigt auch die Leberflecke des Charakters!

Aber lassen Sie uns den Staub dieser Pedanten mit einem glänzenden Auftritte vertauschen. Der seidene Sabinus liebäugelt mit jedem Pförtner, ist in jedem Vorzimmer zu Hause, und canonisirt jeden Reichen, für Braten und Bewunderung, zum Mäcen. Der Satrap sieht ihn gern, aber nicht, weil Sabin ein Mann von Talenten ist. Wir wissen es alle aus der Gelehrtenge-

schichte: Wie es Leute giebt, die witzige Dinge sagen, um zu essen; so giebt es auch einige, die zu essen geben, um witzige Dinge zu sagen. — Meine ganze Seele ergrimmt, wenn Talente vor Reichthümern kriechen, und wenn ich die Stimme des Mäcens höre: Gebt dem Herrn einen Stuhl, ein Glas Wein, und einen Schnitt Biscuit.

Entblößen Sie Ihre Häupter, meine Herren, der große Paphnucius kommt; ein Mann der das ganze Gebiet der Wissenschaften von Dau bis gen Bersaba, von der Algeber bis zu den Feenmährchen durchreiset ist! In der Geschichte hat er sich umgesehen, ist mit der Chemie bekannt, in der Rechtsgelahrtheit kein Fremdling, und spielt mit Sätzen unter den vier logikalischen Taschenspielerbechern; — auch aus der Hippokrene hat er getrunken, aber nur im Vorbeilaufen, wie ein ägyptischer Hund aus dem Nile. — Wunderbar! aber noch wunderbarer, Paphnucius ist ein Ignorant! Ein Mann, der alle Kenntnisse halb hat, auch die, die er ganz haben sollte, gleicht er einem alten Stutzer, der um alle Mädchen buhlt, und den sein eignes Weib zum Hahnrei macht.

Sehen Sie die trunknen Magister bei jenem Inauguralschmause? Sie zerschmeißen mit ihren Beweisen Systeme, und mit ihren langen Aufschlägen Gläser; vor ihren Augen tanzen Tische und Stühle, die Monaden und die allgemeine Bibliothek in wunderbarem Gemisch. Ihr Herren Confratres, der Morgenstern winkt; noch einmal stoßen Sie an aufs Wohl der besten Welt! —

Ende des vierten Theiles.

---

Leipzig, gedruckt bei J. G. Neuberts Wittwe.

